.O. germ. 1426 ed-5

Xerokopieren aus konservato-
rischen Gr... ...nt erlaubt
...benützbar

<36620699210019

<36620699210019

Bayer. Staatsbibliothek

P.o. germ. 1426 ed-5

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

B

Ein deutscher Leinweber.

Zeit- und Lebensbilder
aus der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts

von

Ludwig Storch.

Zweite Abtheilung.

Karl von Spanien.

Roman in drei Theilen.

Zweiter Theil.

Leipzig,
Verlag von J. J. Weber.
1848.

Karl von Spanien.

Roman in drei Theilen

von

Ludwig Storch.

Zweiter Theil.

Der König von Spanien.

Leipzig,
Verlag von J. J. Weber.
1848.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Ein deutscher Leinweber.

Zweite Abtheilung.

Karl von Spanien.

Zweiter Theil.

Bayerische Staatsbibliothek München

Erstes Kapitel.

Auch am erzherzoglichen Hofe in Brüssel wurden glänzende Feste gefeiert. Kaum waren die zahlreichen Begleiter der Infantin Maria und die Gesandten des Erzherzogs Karl und der Erzherzogin Margaretha von Wien zurückgekehrt, als der König von Dänemark mit einem prächtigen Gefolge sich einstellte, um sich die Infantin Isabella antrauen zu lassen und als Königin heimzuführen. Die muntere, witzige, oft drollige Prinzessin setzte sich leicht über des Königs Verbindung mit der schönen Düvecke hinweg und wußte ihm nur mit der heitersten Laune in einer bräutlich hellen Stunde das Versprechen abzunehmen, daß er das niedliche Täubchen, welches ihm zeither so viel Vergnügen gemacht, jetzt wolle ausfliegen lassen, da ein stolzer Aar sich mit ihm das Nest baue und Adler und Tauben sich schlecht miteinander vertrügen. Der König versprach dem muthwilligen Adler Alles, aber er hielt später nicht Wort.

Das Hochzeitfest zu Brüssel schloß sich gleichsam an das zu Wien an und war nicht minder prachtlustig. Eine zahllose Menschenmenge aus den brabantischen, flandrischen und holländischen Städten war in der alten belgischen Hauptstadt zusammengeströmt, und der junge Herzog des Landes zeigte sich zuerst selbständig als Festgeber und entfaltete eine Prunkliebe, die einen Verschwender in ihm befürchten ließ. Aber er handelte nicht nur im Sinne seines kaiserlichen Großvaters, der die Welt mit Ehrfurcht und Staunen vor der Macht und dem Glanze des östreichischen Hauses erfüllen wollte, die Schwäche der Menschen, sich vor dem Golde sklavischer zu beugen, als vor dem Schwerte, wohl kennend und berechnend; sondern auch nach dem Willen des niederländischen Adels und der Stände, in welchen ein unbändiger Stolz erwacht war, daß ihr Herzog König von Castilien und Aragonien und der neuen Welt werden würde. Von dem Tage an, welcher den Erzherzog, oder, wie er allgemeiner und prunkender genannt wurde, den Prinzen Karl von Spanien als selbstständigen Herzog begrüßt hatte, war am Hofe in Brüssel ein Aufwand und eine Pracht entfaltet worden, die an die Zeiten Karl des Kühnen erinnerten und gegen die Einfachheit des Regiments der Erzherzogin Statthalterin auffallend abstachen. Es war eben der Hofhalt eines Königs, und zwar eines Königs von Spanien, dem unerschöpfliche Quellen des Reichthums, wenn auch noch nicht zu Gebote, aber doch in naher Aussicht standen.

Und der Herzog schien ganz geeignet, die kühnsten Pläne des nach Gold, Ehren und Vergnügungen gierigen Adels überschwenglich zu befriedigen. Er war so lenk- und leitsam, daß die hohen Würdenträger mit ihm machen konnten, was sie wollten; eignen Willen schien er kaum zu besitzen. Der leichtsinnige, prachtliebende, leichtbeherrschte Philipp schien in seinem Sohne wieder aufgelebt, und der niederländische Hofadel durfte hoffen, daß das Stück in Spanien, das ihm so viel eingebracht, da fortspielen werde, wo es vor zehn Jahren zu seiner großen Bestürzung so unerwartet unterbrochen worden war. Vorzüglich einflußreich zeigte sich das mächtige Haus Croy, und Wilhelm von Croy, Herr von Chievres, schon seit lange Oberhofmeister des niederländischen Hofes und Commandant von Brüssel, ein geld- und ehrgieriger Mann, war eigentlich das regierende Haupt des Landes, und seine Brüder und nächsten Verwandten kamen allmälig in den Besitz der ersten Hof- und Staatsämter, und wie er selbst zu ungeheurem Reichthum.

Die Erzherzogin Margaretha lebte mit ihrem kleinen Hofstaate zurückgezogen auf ihrem Schlosse in Löwen und kam nur bei besondern Veranlassungen nach Brüssel; sie mischte sich nicht in Regierungsangelegenheiten, obgleich es allgemein als eine ausgemachte Sache betrachtet wurde, daß sie, sobald ihr Neffe als König nach Spanien gehen würde, wieder zur Statthalterin bestimmt sei. Auch konnte füglich Niemand weiter zur Statthalterschaft gelangen, da

Karl weiter keine Verwandten hatte. Margaretha trieb in ihrer Zurückgezogenheit die schöne Kunst der Poesie und andre erheiternde Studien; auch fehlte es ihr nicht an fürstlichen Besuchen, und ihre Schönheit hatte sich, trotz ihrer bösen Schicksale, so frisch und jugendlich erhalten (war sie doch auch erst fünfunddreißig Jahre alt), daß die Huldigungen, welche unverehlichte Fürsten ihr darbrachten, wahrer und aufrichtiger gemeint waren, als die, welche ihren Nichten galten. Man behauptete, es sei nur auf ihren Willen angekommen, mit Christiern, der nur einige Jahre jünger war, als sie, den Thron von Dänemark zu besteigen, statt ihrer vierzehnjährigen Nichte Isabella; aber wenn sie nicht auch so bestimmt ihren Entschluß ausgesprochen hätte, sich nicht wieder zu vermählen, so würde sie des dänischen Königs Verhältniß zum schönen Täubchen von Amsterdam abgehalten haben, ihm ihre Hand zu geben. Sie hatte durch ihre dreimalige eheliche Verbindung zu traurige Erfahrungen gemacht, um noch eine neue und wahrscheinlich die traurigste hinzuzufügen. Sie wollte sich den heitern süßen Frieden, in welchem sie lebte, durch nichts wieder stören lassen, und so weh ihr die Trennung von ihren Nichten, die sie als ihre eignen Töchter zu betrachten gewohnt war, auch that, vorzüglich die von der holden und sanften Maria, so erhielt sie sich doch jene reine Heiterkeit, welche edlen und ächt poetischen Naturen eigen ist, daß ihr die Niederländer, die sie fast schwärmerisch liebten und verehrten, immer noch den Na-

men des „fröhlichen Gretchens" beilegten. Sie lieferte den Beweis, daß eine ursprünglich gesunde, von der stillen Glut der Poesie durchwärmten Seele, wenn auch von grausamen Schicksalsschlägen zu Zeiten niedergebeugt, doch nie gebrochen werden kann. Der Vergnügungsquell der Poesie, der in ihr sprudelte, fluthete ihr stets die Schatten aus dem Gemüthe, die der Schmerz hineingeworfen, und vom süßen Thau derselben getränkt, richtete sich der schöne Blumenkelch ihrer Seele immer wieder nach der Sonne der Freude empor.

Nach der Abreise des dänischen Königspaares blieb ihr nur die älteste der Infantinnen, die Prinzessin Eleonore. Doch hatte der Stolz und das hochfahrende Wesen derselben ihr die Liebe der Tante nicht in dem Grade erwerben können, wie ihre jüngern Schwestern sie besaßen, und dann hatte der Liebeshandel mit dem Pfalzgrafen Friedrich, welcher entdeckt worden war und mit ihrem Stolze so wenig im Einklang stand, ihr die Ungnade der Tante, des Bruders und des Großvaters zugezogen. Ein anderes weibliches Wesen hatte um diese Zeit die ganze Gunst der Erzherzogin zu gewinnen gewußt. Dies war die Gräfin Agnes von Cardona. Die Warnung, welche Jakob Fugger in Bezug auf sie der Erzherzogin hatte zukommen lassen, hatte nur dazu gedient, ihr Gelegenheit zu geben, um die Fürstin durch ihre einschmeichelnden Talente für sich zu gewinnen. Doch hatte Margaretha's der Gräfin geschenkte Gunst noch einen

besonderen Grund. Wenn die Erzherzogin auch nicht den Willen hatte, durch ihren Neffen das Land zu regieren, so kannte sie seine kindische Charakterschwäche doch zu gut, um nicht den Wunsch zu hegen, daß er zuweilen und in wichtigen Angelegenheiten von ihr sich leiten lassen möchte und nicht von dem selbstsüchtigen Adel. Sie wußte ja, daß sie ihn nur zum Guten lenken würde, aber sie war eben so überzeugt, daß die Partei, die sich seiner bemächtigt, ihn nicht immer zum Guten lenke, und ihr Herz blutete über die Zurücksetzungen, die sie erfuhr. Auch war wohl einige weibliche Eitelkeit, die sich verletzt fühlte, dabei im Spiele. Und doch hegte sie für ihr Geburtsland und ihre Heimat eine schwärmerische Liebe, und eben so liebte sie den unerfahrenen, leidenschaftlichen Karl, und sie sah mit stillem Schmerz, daß, trotz ihrer sorgsamen Erziehung, er dieselbe zum Verderben führende Straße einschlug, welche sein Vater gewandelt war. Da bot sich ihrem Kummer die Gräfin Cardona als trefflichstes Werkzeug und als Vermittlerin ihrer wohlgemeinten Pläne dar. Die Gräfin hatte den Erzherzog wirklich eine kurze Zeit im Reiten unterrichtet und bei dieser Gelegenheit so viel Einfluß auf ihn gewonnen, daß er ihre Gesellschaft nicht lange entbehren konnte. Doch der Zauber, der von dieser reizenden, jungen Dame ausging, hatte nicht allein den funfzehnjährigen knabenhaften Karl gefesselt; es war ihm fast kein Mann am Brüsseler Hofe entgangen, und es schien, als sei der Oberhofmeister von Chievres, ein

gesetzter, ritterlich stolzer Herr, am meisten von ihm befangen. Agnes war hier wieder die gefeierte Königin der Schönheit, und alle Würdenträger, weltliche und geistliche, beugten willig das Haupt unter ihr süßes Joch und zogen an ihrem Siegeswagen. Und diese Zauberin schmiegte sich, wie ein Kind, zu den Füßen der Erzherzogin Margaretha, als läge ihr an keines Menschen Beifall etwas, als an dem der hohen Frau und gerade an diesem Alles. Sie bezeigte der Fürstin eine schwärmerische Verehrung, die in ihren Aeußerungen aber so viel kindliche Natürlichkeit entfaltete, daß Niemand daran dachte, sie könnte eine erkünstelte sein, am wenigsten Margaretha selbst. Und deshalb hielt es diese für erlaubt, durch die Gräfin zu erreichen, was sie durch sich selbst nicht erlangen konnte, Einfluß auf ihren Neffen und die Häupter des Hofadels. Die Gräfin ging mit Freuden auf die Plane der Erzherzogin ein und — täuschte Alle. Natürlich war an ihr nur ein Gefühl, das sie oft bei der Fürstin aussprach und worin ihr diese beistimmte, die gereizte Stimmung gegen den König Ferdinand von Aragonien. Ihre übrigen Neigungen und Abneigungen und ihre eignen Pläne wußte sie allen Augen mit meisterhafter Schlauheit zu verbergen; selbst der Probst Innocenz war nur in einen kleinen Theil ihrer Geheimnisse eingeweiht, und während er sich für ihren Freund und Vertrauten hielt, war er nichts weiter als ein Werkzeug in ihrer Hand.

Ein neues und großartiges Fest wurde in Brüssel

vorbereitet, welches abermals die Vergrößerung und Erhöhung des Glanzes des östreichischen Hauses beabsichtigte, ein Kapitel des Ordens vom goldnen Vließ. Seit jenem Ordensfest, welches König Philipp kurz vor seiner Abreise aus dem Niederland gehalten, hatte kein solches wieder stattgefunden, und seitdem waren zehn Jahre verstrichen. Der Kaiser hatte neuerdings gegen seinen Enkel den Wunsch ausgesprochen, daß er dem Orden wieder neuen Glanz geben möchte. Die Anzahl der Ordensritter, welche zeither in dreißig Köpfen bestanden hatte, war bis auf zwanzig zusammengeschmolzen und sollte auf funfzig erhöht werden.

Während der Vorbereitungen zu diesem Feste erschallte der Kriegsruhm, den sich der junge König Franz von Frankreich in Italien schnell errungen, über die Alpen herüber. Er war aus einer furchtbar heißen Schlacht am 13. und 14. September bei Marignano als Besieger der Eidgenossen hervorgegangen und hatte Mailand als sein Eigenthum besetzt. Die dem deutschen Reiche aus der Ligue von Kamerich verbliebenen Städte Brescia und Verona wurden von den verbündeten Franzosen und Venetianern bedroht. Diese Ereignisse waren für das östreichische Haus sehr bedenklich, und der alternde Kaiser entschloß sich, im nächsten Frühjahr noch einmal gegen Franzosen und Venetianer in Italien zu ziehen.

Der Erzherzog Karl hatte noch vor der Abhaltung des Kapitels eine Gesandtschaft an König Franz abgeord-

net und um die Hand der Prinzessin Renate, hinterlasse=
nen Tochter des Königs Ludwig angehalten. Aber auch
dieser neue Versuch, den Karl ohne Wissen seines kaiser=
lichen Großvaters gemacht, Oestreich und Frankreich aus=
zusöhnen, scheiterte an den spätern Ereignissen. An dem
Festtage aber lebte Karl noch in der Hoffnung.

Die meisten von den noch lebenden zwanzig Rittern
des Vließes waren auf des jungen Großmeisters Einla=
dung nach Brüssel gekommen, eben so viele von denen,
welche zu neuen Rittern bestimmt waren, fast lauter Nie=
derländer und Spanier. Die Erzherzogin Margaretha kam
mit ihrer Nichte, der Infantin Eleonore von Löwen, und
die Gräfin Cardona begleitete sie. Die Versammlung
wurde von Tag zu Tag zahlreicher, und es schien, als ob
das Kapitel das glänzendste von allen noch abgehaltenen
werden würde.

Seit König Philipps Tode waren von Zeit zu Zeit
vornehme, mit dem Regiment des Königs Ferdinand nicht
zufriedene Castilier gern gesehene Gäste am burgundischen
Hofe zu Brüssel gewesen. Ferdinand und Isabella hat=
ten mit Hülfe des kräftigen und schlauen Cardinal Xime=
nes die stolze Macht und den trotzigen Uebermuth der
castilischen Adelsaristokratie gebrochen und aus den unab=
hängigen Ricos Hombres und Hidalgos, die unter dem
prahlerischen Namen der Grandes fürstliche Vorrechte ge=
nossen und den König nur als einen ihres Gleichen be=
trachteten, einen abhängigen und geschmeidigen Hofadel zu

bilden gesucht. Der einst so wichtige Name der Ricos Hombres (reiche Männer) verlor sich sogar allmälig zu Anfang des 16. Jahrhunderts, nicht so leicht aber der Wunsch, sich wieder zu der alten Macht und dem frühern Ansehen emporzuschwingen, der von den Vätern auf die Söhne forterbte. Diese Hoffnung war von Philipp betrogen worden; sie richtete sich jetzt wieder auf Karl. Viele meinten sich Vortheile zu sichern und Zugeständnisse für spätere Zeit zu erhalten, wenn sie dem künftigen König aufwarteten, und bedachten nicht, daß sie gerade dadurch sich wieder zum lenksamen Hofadel bildeten. Von der Erzherzogin Margaretha wurden sie sehr geehrt, und als Karl die Regierung der Niederlande selbst übernommen und ein so glänzendes Hofleben in Brüssel begonnen hatte, stellten sich immer mehr spanische Granden, die einst an Philipps lustiger Königswirthschaft Gefallen gefunden, ein, um an den Vergnügungen der leichtfertigen Niederländer Theil zu nehmen, da die zunehmende Krankheit ihres eignen Königs, die eiserne Strenge des Cardinals und der ernste spanische Charakter jede Lustbarkeit verboten. Viele junge Caballeros, denen das einförmige, steife Leben ihrer Väter in Spanien nicht mehr behagte, kamen, angezogen vom Gerücht der prächtigen und muntern Hofhaltung des jungen Prinzen von Castilien, nach Brüssel und wurden hier bald von den schönen niederländischen Damen, vom Glanz und dem Reichthum, sowie von der bunten Beweglichkeit des Lebens gefesselt. Aber König Ferdinand

unterhielt auch seine Spione, wie ehemals, am brüsseler Hofe, und die stolzen vornehmen Leute waren deshalb gegeneinander sehr vorsichtig, da Keiner wußte, ob er dem Andern trauen durfte. Alle fanden aber einen gemeinsamen Anziehungspunkt bei der Gräfin Cardona, und obgleich sie Vielen als ehemalige Hofdame der Königin Juana bekannt war, so zählten die Castilier sie doch nicht zur Partei des Königs Ferdinand, da die Sage ging, sie sei wegen eines Minnehandels ungnädig von der Königin entlassen worden. Die Anhänger und geheimen Gesandten des Königs Ferdinand hatten immer Lust, in ihr eine Verbündete zu sehen, wiewohl sie ihres eignen Vortheils wegen weislich vermieden, sie dafür auszugeben. Wer konnte überhaupt mit Gewißheit sagen, zu welcher Partei dieses stets so offen scheinende, heitere, reizende Weib, das alle Männer fesselte, eigentlich gehörte und welche Zwecke sie verfolgte? Schien sie doch nur der Lust und den Zerstreuungen des Hofs zu leben und mit ihrem Liebeszauber Alles in ihrer Nähe zu beherrschen. Der Gedanke, daß sie wohl verborgene Pläne verfolge, kam fast Niemand zu Sinne, und selbst die Erzherzogin Margaretha, obgleich von Fuggers ausgesprochenem Verdacht angeregt, hatte jedes Mistrauen gegen die Gräfin fahren lassen und ihre reine kindliche Dichterseele der fremden anmuthigen und lieblichen Jungfrau hingegeben.

Kurz vor dem Ordensfeste waren wieder mehre castilische Hidalgos in Brüssel angekommen, und unter ihnen

ein Mann, der zehn Jahre früher hier eine zweideutige Rolle gespielt hatte und Vielen noch bekannt war. Es war Don Hernandez de Villaquiran, den König Philipp als überführten Spion des Königs Ferdinand eine Zeit lang in hartem Gefängniß gehalten hatte. Doch diese Tage waren vorüber, und man erfuhr von andern Castiliern, daß Don Hernandez keineswegs in freundlichen Beziehungen zum König Ferdinand stehe. Er ward von der Erzherzogin Margaretha, die allein genau von den frühern Schicksalen dieses Granden unterrichtet war, mit gewohnter Huld und Milde empfangen und bei Hof vorgestellt. Der Erzherzog Karl behandelte ihn mit derselben Auszeichnung, wie alle andern Spanier. Am Abend des Tags seiner Ankunft wurde der Castilier von seinem alten Freunde, dem Probst Innocenz, bei der Gräfin Cardona eingeführt. Die Augen der schwarzen Matty leuchteten in boshafter Freude, als sie den ihr immer noch verhaßten Pfaffen mit dem Spanier, dem sie einst mit dem Zigeuner Antonio Cebes gemeinschaftlich einen so schlimmen Streich gespielt hatte, und den sie sogleich wieder erkannte, eintreten sah. Der finstere Castilier und die Gräfin begrüßten sich ebenfalls als alte Bekannte mit einer gewissen Herzlichkeit.

„Endlich!“ rief die reizende Agnes, bei seinem Anblick und reichte ihm zum Willkommen die Hand. „Seit einem ganzen Monat warte ich auf Euch. Was bringt Ihr mir für Kunde aus unserm Vaterlande?“

„Der König wird nicht allein am Leibe, er wird auch am Geiste täglich schwächer und hinfälliger," entgegnete Don Hernandez, „und so trefflich mein geheimes Zureden und das unserer gemeinschaftlichen Freunde, dem jungen Don Fernando die spanischen Kronen und wenigstens die von Aragonien, Neapel und Navarra zu hinterlassen, bei ihm gefruchtet hatte, so haben ihn doch die castilischen Granden wieder auf andere Gedanken gebracht, und es ist kaum Hoffnung vorhanden, daß Don Fernando auch nur König von Neapel werde. Der kranke König ist wie ein schwankes Rohr geworden, und seit sich unsere Gegenpartei seiner bemächtigt, bin ich gleichsam bei ihm in Ungnade gefallen. Diese Niederländer sind stark in Spanien; sie haben nicht nur mit den vornehmsten Castiliern gemeinsame Sache gemacht, sie haben auch die Königin Germaine für sich gewonnen, die, wie Ihr wißt, dem jungen Fernando nicht ganz so günstig scheint, wie der König. Ich fürchte, dieser unser Plan scheitert."

„So muß ein anderer gelingen!" rief die Gräfin muthig. „Nur nicht verzagt! Wir hatten zuviel auf des Königs Liebe zum Infanten Fernando und auf seine Abneigung gegen Karl und die östreichische Partei, sowie auf seine alte Zähigkeit gerechnet. Die Natur ist an ihm zur Verrätherin geworden. Sein thörichter Eifer, sich selbst noch einen Kronerben zu erzielen und die verkehrten Mittel, diesen Eifer zu unterstützen, haben ihm die körperliche und geistige Kraft gebrochen. Aber die unserige ist

noch stark und läßt sich durch keine Widerwärtigkeit beugen. Noch geb' ich den Plan nicht auf, und so lange nicht, als dem König der Athem ein- und ausgeht. Ich will selbst nach Spanien. Hier hab' ich nichts mehr zu schaffen. Ihr habt mich an einen so trefflichen Freund in dem Probst Innocenz empfohlen, daß ich es Euch nicht genug Dank wissen kann. Der hochwürdige Herr ist ein treuer Anhänger unserer Sache."

Der Probst polterte, aufs Höchste geschmeichelt, eine plumpe Danksagung und schwur, wie ein Bootsknecht, er lebe nur im Dienste seiner schönen Freundin.

„Da unsere Angelegenheit hier also einen so guten Beschützer hat," fuhr die Gräfin anmuthig lächelnd fort, „und Ihr, Senjor, auch hinzugekommen seid, sie weislich zu fördern, so bin ich entbehrlich und will in Spanien mein Glück versuchen. Hier habt Ihr nur mein Werk fortzusetzen, den jungen Herrn, der unser König sein wird, und seine Umgebung, die ihn lenkt und leitet, gegen den stolzen Geist der Spanier und vorzüglich gegen die Freiheiten und Vorrechte des Adels und des Volks einzunehmen. Sie hören hier dieses Lied gar gern singen; denn es ist dasselbe, welches Philipp anstimmte, und dessen Weise ja von Ferdinand und Isabella erfunden wurde. Es ist das Lied aller Könige. Ich hoffe, es soll uns gelingen, es den jungen Gimpel so pfeifen zu lehren, daß, wenn er wirklich König aller Königreiche wird, die stolzen Spanier es nicht ertragen können."

Don Hernandez nickte im Einverständniß, als wisse er wohl, wohin sie ziele und was sie nicht auszusprechen wage; denn er hatte seinen Haß gegen König Philipp auf dessen Sohn übergetragen, und es war ihm, wie vielen seiner Landsleute, ein bitterer Gedanke, dennoch einen Ausländer, und noch dazu einen Oestreicher, die spanischen Kronen tragen zu sehen.

Der Probst glotzte grinsend vor sich hin und überlegte, auf welche Weise er unter solchen Umständen einen Bischofsstab erlangen sollte.

„Wie aber steht es mit unserm zweiten Plane?" fragte die Gräfin ihren Landsmann, „ich meine mit der Heilung der Königin Juana? Hat der Knabe, den ich Euch geschickt, die Wirkung auf ihren verdüsterten Geist hervorgebracht, welchen die Aerzte und vorzüglich Don Nicolo, das Licht aller spanischen Heilkünstler, erwarteten?"

„In der That," antwortete Hernandez, „es schien anfangs, als sollte Don Nicolo's spitzfindige Weisheit Recht behalten, und er schickte sich schon an, zu triumphiren. Denn ganz außerordentlich war die Wirkung, welche der Anblick des häßlichen Jungen auf die Königin hervorbrachte, sobald sie erfuhr, wer er sei. Mit dem gellenden Schrei einer Hyäne stürzte die tiefsinnige Frau auf den Tölpel los, und es war wirklich, als ob auch die Blutgier eines hungrigen Raubthiers in ihr erwacht sei. Sie faßte den zum Tod erschrockenen und jämmerlich

schreienden Buben mit beiden Händen, hob ihn empor, heulte ihm ins Gesicht und schickte sich an, ihn todt zu beißen oder ihm den Hals um zu drehen. Sobald ihr aber ihr Beichtvater einige begütigende Worte zugerufen hatte, verwandelte sich ihre Wuth schnell in Zärtlichkeit. Sie setzte den Knaben, den man vorher Philipp umgetauft hatte, auf ihr Polsterbett, weinte und lachte untereinander auf ihn los, liebkosete ihn und gab ihm die süßesten Namen. Vorzüglich angenehm schien es ihr zu sein, daß der Knabe Philipp hieß, und die Vorsicht des Arztes, den Martin in einen Philipp umzuwandeln, bewährte sich auf das Trefflichste. Schon glaubte Don Nicolo über die Hauptschwierigkeit hinaus zu sein, aber die Häßlichkeit des Knaben und sein trotziges, tölpelhaftes Betragen erregten bald das Misfallen und endlich sogar den Widerwillen der Königin. Hätte der Junge verstanden, sich in die allerdings oft wunderlichen Launen der geisteskranken Frau zu fügen, wir würden einen bessern Erfolg erzielt haben. Nach sechs Wochen litt sie ihn aber nicht mehr um sich; seine Gegenwart machte den übelsten Eindruck auf sie, und wir mußten fürchten, ihren Zustand durch ihn zu verschlimmern. Genug, auch dieser Plan mislang. Der Knabe wird jetzt von den Mönchen des Klosters Santa Clara erzogen, und so nah er auch der unglücklichen Frau ist, so hat sie ihn doch nicht wieder gesehen."

„Wir mußten darauf gefaßt sein, daß auch dieser Plan zu Wasser werden würde, und müssen uns jetzt mit

der Ueberzeugung beruhigen, daß wir nichts verabsäumt haben, was irgend Hoffnung gab, uns dem Ziele näher zu führen. Aber es gibt hundert Wege dahin; wird uns der eine abgeschnitten, so schlagen wir einen andern ein, und können wir auf diesem nicht fort, so wird es auf dem dritten oder vierten möglich sein; ja, wir wollen nicht ermüden und wenn wir zuletzt den hundertsten aufsuchen müßten."

„In der That, Ihr seid unerschöpflich in Aufsuchung von Mitteln und Wegen, Senjora, und die Hoffnung unserer Partei beruht allein auf Euch."

„Ich habe mir ein Mittel ausgedacht, wie wir uns am geschicktesten des jungen Karl bemächtigen, trotz seiner schlauen niederländischen Räthe und Hofherrn und trotz aller hier verweilenden Castilier. Die Vorbereitungen sind bereits getroffen, und Ihr seid noch zur rechten Zeit gekommen, Don Hernandez, um mir bei der Ausführung behülflich zu sein und die Leitung dieses Planes zu übernehmen, wenn ich abgereist bin. Wir haben dazu sehr treu Verbündete in der Stadt, von deren Anwesenheit Niemand etwas weiß, den Zigeunerhaufen Zaroya's mit der alten, verständigen und sehr brauchbaren Karracha und ihrem verschmitzten Sohne Antonio, zigeunerisch Pepindorio genannt."

„Ah mein wackerer Bruder! Find' ich ihn hier wieder! O wenn wir diese Landsleute auf unserer Seite haben, dann zweifle ich nicht am besten Erfolg Euerer Entwürfe!"

„Ihr werdet mich in dieser Nacht noch in die geheime Wohnung der Zigeuner begleiten, um dort zu erfahren, was wir vorhaben, und an den Berathungen Theil zu nehmen. Wir müssen die äußerste Vorsicht anwenden, weil der Commandant der Stadt, Herr von Chievres, den Zigeunern den Aufenthalt verweigert und sie mit grausamer Härte verfolgt.“

Da die Mitternachtstunde vor der Thür war, so machten sie sich wohl verhüllt auf den Weg.

Zweites Kapitel.

Die Räume des Schlosses waren festlich geschmückt und die ältern Ritter des Vließes um ihren jugendlichen Großmeister versammelt. Die Menge der eingeladenen Gäste war groß. Denn nicht nur, daß der vornehmste Adel des Landes auf den Wunsch des Erzherzogs erschienen war, auch Deutsche und Franzosen waren gekommen, und die Anzahl der anwesenden Spanier war nicht gering. Der Flor der Edeldamen, durch das Wort des jungen Herrschers herbeigerufen, riß zur Bewundrung hin. Auch die beiden Erzherzoginnen, Tante und Nichte, traten mit der ihrem hohen Range gebührenden Pracht und mit einem weit größern Gefolge auf, als man sie sonst zu sehen gewohnt war. Margaretha schien sich verjüngt zu haben und strahlte im hohen Reiz ihrer Schönheit. Außerdem war die ganze Stadt voll von Fremden niedern Standes, vorzüglich reicher, angesehener Kaufleute aus den Handelsstädten, mit Frauen und Töchtern, die in Glanz und Pracht den höchsten Adel zu überbieten suchten. Man be=

trachtete das Ordenskapitel als ein Nationalfest; denn das güldene Vließ war ja ein burgundischer Orden. — Unter den Fremden wurde auch Marx von Bübenhoven mit seiner jungen Frau bemerkt, die er der Erzherzogin Margaretha vorstellte.

Am Morgen war Gottesdienst in allen Kirchen der Stadt. Nach der Messe zogen die einzelnen Korporationen dem Schlosse zu; die hohe Geistlichkeit, die Ritter, die Gäste, ein Theil der Stände, die Regierungsbehörden, der Magistrat der Stadt. Der glänzende Hofstaat empfing sie im Schlosse. Die walonischen Garden waren in den Corridoren aufgestellt. Wappenherolde leiteten die einzelnen Züge zum großen Thronsaal. Die Erzherzoginnen nahmen mit ihrem Gefolge auf einer Estrade zur Rechten des Thrones Platz; zur Linken desselben war den übrigen Damen der Stand angewiesen. Die Ordensritter umgaben den Thron. Neben ihnen der Erzbischof von Mecheln und die Bischöfe und Prälaten des Landes. Alle Andern waren im Saal vertheilt. Als Alle beisammen waren, verkündete eine Trompetenfanfare die Ankunft des Erzherzogs. Mit den Großmeisterinsignien des Vließordens geschmückt, trat er in die Mitte seiner Räthe und Hofherrn herein, erwiderte freundlich den ehrfurchtsvollen Gruß der Versammlung und stellte sich mit bedecktem Haupte unter den Thronhimmel. Der am Thron stehende Wappenherold gab mit der Trompete das Zeichen, daß das Kapitel eröffnet sei, und der Erzbischof sprach laut ein kurzes Gebet und ertheilte den Segen.

Der Herold erhob seine Stimme: „Auf Befehl des durchlauchtigen Herrn Erzherzogs Karl von Oesterreich, Herzogs von Burgund und Niederland, königlichen Prinzen von Castilien und Leon, Aragonien und Granada, Neapel und Sicilien, hochwürdigsten Großmeisters des Ordens vom güldnen Vließ, ist dieses Ordenskapitel ausgeschrieben worden und wird hiermit feierlich eröffnet."

„Ja, meine edlen Gäste," nahm Karl das Wort, „die mein Ruf gen Brüssel entboten hat, das Fest gilt der neuen Weihe des burgundischen Ordens, den mein Ahn Philipp der Gute gestiftet. Das güldne Vließ erstrahle wieder als köstliches Kleinod der Herzogskrone von Burgund! Wir haben beschlossen und verfügt, daß die Statuten des Ordens erneuert und erweitert, die Zahl der Ritter aber auf funfzig erhöht werde.

Das Ordenszeichen ist das güldne Vließ des Widders, das zu erobern einst der Held Jason mit andern Helden auszog und darob manche Gefahr ritterlich bestand! Es ist uns ein Symbol der hohen unbefleckten Rinterehre und der Vertheidigung des Glaubens an das Lamm Gottes, das die Sünden der Welt trug. Mit Ehren leben und im Glauben sterben, das befiehlt das güldne Widderfell seinem Besitzer. Die Ordenskette aber ist aus bildlichen Feuerstählen und Steinen, aus denen das Feuer sprüht, zusammengesetzt. Sie bedeutet den ritterlichen Muth, der in Flammen aufsprüht, wen dern Feind ihm nahe tritt. — Heil der Ehre! Heil dem Glauben! Heil dem Muthe

meiner Ordensritter! — Graf von Hanneton, Kanzler des Ordens, verles't die neuen Statuten!"

Der alte Kanzler kam dem Befehle nach. Nach diesem Akt knieten mehre Pagen, welche Ordensinsignien auf seidnen Kissen trugen, auf die Stufen des Throns; ein neuer Trompetentusch erschallte, und der Kanzler verlas die neuen Ordensglieder, die dann, so viel ihrer zugegen waren, der Großmeister an den Thron rief, um ihnen die Ordenskette umzuhängen. An die Abwesenden wurden Gesandte mit den Insignien abgeordnet. Unter den neuernannten Rittern befanden sich der König Franz I. von Frankreich, Erzherzog Ferdinand von Oestreich, Infant von Spanien, König Emanuel von Portugal, der Kronprinz, oder, wie er genannt wurde, König Ludwig von Ungarn, der Markgraf Johann von Brandenburg, der Pfalzgraf Friedrich bei Rhein; dann einige der anwesenden spanischen Granden und mehre nicht anwesende, als die Herzöge von Alba, Escalona, Infandado, Frias Bejar und Najara. Endlich mehre vom höchsten niederländischen Adel. Don Hernandez hatte sich geschmeichelt, den Orden zu erhalten und ergrimmte innerlich, als er sich getäuscht sah. Er und die Gräfin Cardona, welche auf der Estrade der Erzherzoginnen stand, wechselten einige bedeutungsvolle Blicke miteinander. Bei der Beglückwünschung sagte der Erzherzog jedem neuen Ritter einige verbindliche Worte, und auch die Erzherzogin Margaretha entfaltete den ganzen Zauber ihrer Anmuth. Sobald

diese Feierlichkeit vorüber war, erhob sich das Kapitel, den Großmeister in der Mitte, die hohe Geistlichkeit an der Spitze, von den Damen und allen Andern gefolgt, und ging in glänzender Procession nach der Domkirche, wo die Ritter ihre Wappen um den Altar aufgehängt fanden. Jeder stellte sich unter sein Wappen, oder der erwählte Stellvertreter, und der Erzbischof hielt den Gottesdienst, welcher mit dem ambrosianischen Lobgesang beschlossen wurde.

Zu den Lustbarkeiten des Festes war eine ganze Woche bestimmt, und sie bestanden herkömmlicher Weise in leichten Ritterstechen, wobei nicht mehr, wie sonst, Mann gegen Mann einzeln kämpfte, sondern Haufe gegen Haufe, im Ringel- und Wettrennen, in Mummereien, Possenspielen, Banketen und Tänzen.

Der Zudrang des Volks war über die Maßen groß; an allen öffentlichen Orten war Tanz und Spiel, und die niederländische Fröhlichkeit that sich überall kund.

Während des Festes verbreitete sich am Hofe und unter den Gästen ein Gerücht, das schon einige Zeit in der Stadt umgegangen war, und, — da Gerüchte der Art gerade nichts Ungewöhnliches waren und der Inhalt derselben meist von allen Menschen, Niedern und Hohen, wie das Evangelium geglaubt wurde —, anfangs nur wenig Aufsehen erregt hatte.

In einer abgelegenen, engen, steilen Straße einer Vorstadt, stand abgesondert von andern Häusern ein uraltes

steinernes und zum Theil schon verfallenes Ritterhaus. Der Letzte des adligen Geschlechts, welches das Haus besessen, hatte es schon nicht mehr bewohnt, und war unbeerbt mit seinem Herzog unter den Streitärten der Schweizer gefallen. Seine Lehen waren von Maximilian eingezogen worden, um das alte, düstre, unbewohnte Haus hatte sich Niemand mehr bekümmert. Eine alte Sage ging, ein früherer Bewohner desselben habe seine Braut oder junge Frau darin ermordet und beide spukten als ruhelose Geister darin. Diese Gespenstergeschichte war es, welche während des Ordensfestes plötzlich wieder auftauchte und sich von den untern Schichten des Volks allmälig in die obern verbreitete, bis sie bei einem Tanz in der Hofburg mit einer auffallenden Bestimmtheit und bedenklichen Einzelumständen erzählt wurde. Niemand ahnete, daß dieses Gerücht ganz allein von der Gräfin Cardona ausging und daß Don Hernandez ihr dabei am meisten behülflich war. Und doch hatte sie es zuerst durch ihre Dienerschaft, obschon mit großer Vorsicht, unter dem Volke ausbreiten lassen. Dann hatte sie die Herrn, die ihr aufwarteten, darüber befragt und denen, die noch nichts davon wußten, mitgetheilt, daß in den Mitternachtsstunden ein geisterhaftes Treiben in dem alten Ritterhause bemerkt werde. Endlich stachelte sie durch Spottreden den Muth eines jungen vornehmen Edelmanns, der ihr vorzüglich den Hof machte, Namens Anton von Lalain, Herr von Montigny, eines der neuen Ritter des Vließes, zu dem

Abenteuer auf, eine Nacht in dem Ritterhause zuzubringen.

Man erfuhr anfangs nichts Bestimmtes von dem Resultat seines Unternehmens, doch erzählte man sich unter dem Siegel der Verschwiegenheit allgemein, mehre junge muthige Edelleute wären in der gespenstigen Ritterburg für ihren Vorwitz übel bestraft worden.

Als die Erzherzogin nach Brüssel gekommen war, hatte die Gräfin auch ihr die Gespenstergeschichte erzählt, und Margaretha hatte die Umgebung ihres Neffen ersucht, ihm nichts davon mitzutheilen, damit seine Tollkühnheit sich nicht in eine Gefahr begebe, die leicht von den traurigsten Folgen sein könnte. Dieser Wunsch kam übrigens schon zu spät. Karl hatte bereits von den Gespenstern gehört, aber sein Flattersinn hatte dieser wunderlichen Geschichte nicht sonderlich Acht gehabt, und im Drange der Festlichkeiten hatte er ihrer fast wieder vergessen.

Eines Tages hatte er die Gräfin Cardona zum Tanze aufgezogen.

„Ihr schenkt Euch meiner durchlauchtigsten Frau Tante mehr als mir," sagte der junge Fürst zu der reizenden Dame. „Wenn es nicht Feste in Brüssel gibt, wird man Euch nur in Löwen finden können."

„Sonderbar!" versetzte die Gräfin. „Ihre Hoheit die Frau Erzherzogin macht mir denselben Vorwurf: ich sei viel zu viel in Brüssel. Es gebührt mir, mich zu den Frauen zu halten."

„Und doch entbehren Euch die Männer schmerzlich. — Seit meine gnädige Tante sich von mir getrennt hat, sind edle Frauen an meinem Hofe so selten, daß eine schöne gespenstige Dame hier die Einzige ist, die von sich reden macht.“

„Ein Gespenst? — Ueber Gespenster mag ich nicht mit Euch scherzen, gnädigster Herr. Die Sache ist mir zu schauerlich.“

„Ihr scheint mehr davon zu wissen, als ich.“

„Und was weiß Ew. Hoheit davon?“

„Soviel wie nichts. Es soll sich eine ermordete Dame in einem alten, unbewohnten Hause sehen lassen. Ich habe darüber gelacht. Wer hat sie gesehen? Niemand.“

„Bleibt bei Euerm Glauben, Durchlaucht.“

„Ihr macht ein ernstes und bedenkliches Gesicht zu Euerm guten Rath. Sagt mir doch, was Ihr von der Spukgeschichte wißt.“

„Ich darf nicht.“

„Ihr dürft nicht?! Was ist das? Was steckt hinter Euerer Weigerung?“

„Ich bitte Ew. Hoheit, fragt mich nicht über diese Sache. Genug, ich würde meine Pflicht verletzen. Es stehen Euch und der Welt so große Veränderungen und Ereignisse bevor, daß man sich nicht wundern darf, wenn übernatürliche Erscheinungen darauf hindeuten. Dies ist zu allen Zeiten der Fall gewesen, wenn große Begebenheiten vor der Thüre waren.“

„Eure Worte klingen schier schauerlich. Habt ihr neuerdings wieder Nachrichten aus Spanien? Ich habe gefunden, daß die Eurigen immer sichrer waren, als die meinigen.“

„Ich weiß nichts weiter, als daß der König schmerzlich an Brustwassersucht und Herzerweiterung leidet und seiner Auflösung mit starken Schritten entgegen geht. Er versucht es, sich selbst über seinen Zustand zu täuschen und bringt schier Tag und Nacht auf der Jagd im Walde zu. Die Königin begleitet ihn. Aber seine Kräfte nehmen ab; er läßt sich oft durch Wald und Feld tragen; das Athmen fällt ihm schwer, und er klagt, daß er in volkreichen Städten zu ersticken fürchte.“

„Und sind seine Gesinnungen gegen mich und meinen Bruder noch dieselben?“

„Er liebt Euern Bruder wie einen Sohn.“

„Und mich liebt er nicht. Niemals hat er mich zu sehen verlangt. Deshalb bin ich nie nach Spanien gekommen. Nie sah mein Auge meine nächsten Blutsverwandten; nie durfte ich meinen Bruder Ferdinand ans Herz drücken, nie meine jüngste Schwester Katharina liebkosen, nie meinem mütterlichen Großvater meine Ehrfurcht bezeigen, und kaum erinnere ich mich dunkel der Gestalt meiner unglücklichen Mutter. O ich hätte so gern einmal an ihrem Herzen geweint! Ist es nicht grausam vom König Ferdinand, daß er mir verweigert hat, die süßen Gebote meines Herzens zu erfüllen? So viel Liebe

auch meine Tante Gretchen an mich verschwendet hat, um mir Vater und Mutter zu ersetzen, und so sehr sich meine drei Schwestern hier bemüht haben, mich vergessen zu machen, daß mir in Spanien noch ein Bruder und eine Schwester leben, die ich noch nicht gesehen, so zieht mich doch oft die Sehnsucht dorthin, um meinem liebenden Herzen ein Genüge zu thun."

„Diese Sehnsucht wird bald erfüllt werden," spöttelte die Gräfin mit kaum versteckter Verdrießlichkeit.

„Und nun sagt man mir," fuhr der Erzherzog in seiner weichen Stimmung fort, ohne den Spott und den Verdruß seiner Tänzerin zu verstehen, „daß dieser mein Großvater, den ich mit nichts beleidigt, mich der mir von Gott und Rechts wegen gebührenden Königskrone berauben will, um sie seinem geliebten Enkel, den er erzogen, zuzuwenden. —"

„Ew. Hoheit wird dagegen schon die rechten Maßregeln zu ergreifen wissen."

„Was soll ich thun? Der Dechant von Löwen schreibt mir aus Spanien: nicht zum Könige, nur zum Regenten während meiner Abwesenheit sei der Infant Fernando bestimmt."

„Vom Regenten zum Könige ist nur ein Schritt."

„Ich brauche auch keinen Regenten; denn ich will selbst in Spanien regieren. — Wenn ich selbst dorthin komme, hoffe ich mich mit meinem Bruder gut zu vertragen."

„Ihr werdet wohl daran thun, durchlauchtiger Herr Erzherzog. Wenn er sich nur eben so gut mit Euch verträgt.“ —

Die Gräfin war mit dieser Unterredung eben nicht zufrieden; doch wußte sie ihre Verstimmung mit gewohnter Meisterschaft zu verbergen. Der Erzherzog hatte nichts Eiligeres zu thun, als seinen Lieblingspagen Vivian de la Chaux aufzusuchen. „Sag' was weißt du von den Gespenstern in der Martinsvorstadt?“

Der Page erschrak sichtbar und stammelte verlegen, er wisse nichts davon.

„Du lügst, Vivian, und die Lüge steht dir auf dem Gesicht. Es ist dir also auch verboten, mir etwas davon zu sagen. Und das Verbot geht natürlich von Herrn von Chievres und meiner lieben Frau Tante aus.“

„Nun da Ihr's wißt, gnädigster Herr, brauch' ich's Euch nicht zu sagen. Aber Ihr müßt mir bezeugen, daß Ihr es nicht von mir wißt.“

„Das ist ja eine merkwürdige Vorsicht! Nun will ich aber von dir wissen, was in dem alten Hause vorgefallen ist, das mir durchaus verschwiegen werden soll.“

„Ich beschwör' Ew. Hoheit, mich nicht in große Unannehmlichkeit zu bringen! Fragt doch den Pfalzgrafen, der wird, um sich wieder Eure volle Gunst zu erwerben, Euch Alles sagen, was Ihr wissen wollt.“

„Das ist ein guter Einfall. Meiner Frau Vormünderin zum Trotz, will ich hinter dieses aller Welt be-

kannte Gespenstergeheimniß kommen, was mir allein verborgen bleiben soll." Er beschied den Pfalzgrafen in ein Zimmer.

„Wenn Euch ernstlich daran liegt, die Scharte bei mir auszuwetzen und Euch meine Gnade wieder zu erwerben, so sagt mir, was die Gespenster in der Martinsvorstadt angestellt haben."

„Wenn Ihr befehlt, Hoheit, darf ich es Euch nicht verweigern, obgleich die Frau Erzherzogin nicht will, daß Ihr die wunderlichen Geschichten erfahren sollt. Der Ritter von Lalain hat sich, von seinem Muth angespornt, beigehen lassen, den Geistern in der Katharinenburg einen nächtlichen Besuch zu machen. Es soll ihm dabei mancherlei Seltsames begegnet sein. Der junge Herr von Brederode ist seinem Beispiele gefogt; ebenso der Graf Adolph von Horn. Und diesen soll es noch schlimmer ergangen sein. Gewisse Nachrichten kann ich Euch freilich nicht geben. Fragt den Lalain selbst. Sobald Ihr ihm befehlt, Euch Alles zu bekennen, wird er Euch nichts zu verschweigen wagen."

„Schickt ihn hieher!"

Der Pfalzgraf ging, und bald darauf trat der junge Ritter in das Zimmer.

„Ei, Ritter, Ihr habt mit Geistern zu thun gehabt und mir kein Wörtchen davon mitgetheilt."

„Gnädigster Herr, es ist verboten, mit Euch davon zu reden."

„Wenn ich aber Euch befehle, dies zu thun?“

„Euer Befehl geht über jeden andern in diesem Lande.“

„Wer überhaupt hat außer mir hier zu befehlen und zu verbieten?“

„Die hohe Dame, die Euch über Alles liebt, fürchtet, daß mein Abenteuer Eure eigne Kühnheit in Versuchung führen möchte, wie ich denn wirklich schon einige Nachfolger gehabt habe, die aber Alle nicht besser angekommen sind als ich.“

„Lassen wir die Besorgniß der Frau Tante. Ihr spannt meine Neugierde auf's Höchste. Denn wahrlich ich trau' Euerm Muth zu, daß er sich nicht vor dem Teufel fürchtet.“

„Ich glaube selbst, ich wollte mit dem Teufel fertig werden, wie jeder fromme tapfre Ritter, aber mit des Teufels Großmutter hat's Keiner gern zu thun. Und diese verteufelte Ehre war mir zugedacht.“

„Wirklich? Man sieht daraus, daß Euch die Frauen Antheil schenken. — Doch erzählt!“

„Zu Befehl, durchlauchtiger Herr! Ich hatte schon einigemal von dem Spuk in der Martinsvorstadt gehört. Meine Neugierde wurde erregt. Ich ging eines Tags hinaus, mir das verrufene Haus zu besichtigen.“

„Am Tage pflegen die Geister nicht umzugehen.“

„Ich begegnete auch keinem, nicht einmal einem in Fleisch und Bein. Das Haus war öde; die verfallenden Mauern und Wände sahen schauerlich nüchtern aus. Doch

war mir's zuweilen, als vernähme ich ein dumpfes Geräusch, wie ein fernes Hämmern, Schlagen, Klopfen. Mein gespanntes Ohr vermochte aber die Töne nicht scharf zu fassen, so daß ich zweifelhaft wurde, ob sie nicht mein wallendes Blut erzeugt. Genug, ich beschloß meinen Besuch in der Mitternacht zu wiederholen."

„Das war von Euerm Muth zu erwarten."

„Einstweilen ließ ich mir erzählen: Der Ritter, welcher seine Braut ermordet, wahrscheinlich aus Eifersucht und wie sich von seblst versteht, ohne allen triftigen Grund, sei ein Mönchlein geworden, um seine Schuld zu sühnen. Nichtsdestoweniger geben sich beide alle Nacht ein Stelldichein an der Stätte des Verbrechens, und des Teufels Großmutter spiele die dritte Person."

„Die Mordgeschichte hab' ich schon gehört. Erzählt mir nur, was Euch geschah."

„Ich fand mich kurz vor Mitternacht ein. Der Geisterspuk ließ nicht lange auf sich warten. Ich rief das Mönchlein an und befahl ihm die Maske abzulegen. Es kümmerte sich nicht um mich. Ich drohete zu schießen und schwur, daß meine Pistolen scharf geladen seien. Die Geister nehmen keine Notiz von mir. Das Knacken des Hahns bringt sie nicht außer Fassung, ich schieße, und die Kugel rollt zu meinen Füßen; ich greife zum Degen: im Nu liegt er klirrend vor mir; und ich weiß nicht, wer mich entwaffnet hat. Da vergingen mir die Sinne, und als ich wieder zu mir kam, lag ich auf der Straße wie

ein Betrunkener und die kühle Herbstnacht sah eben nicht freundlich auf mich. Wüthend drang ich wieder in das Haus, da stürzt mir ein scheußliches altes Weib, wie von Höllenflammen roth beleuchtet, entgegen. Ich will ihr mit dem Degen zu Leibe, da zückt sie ein rothglühendes Schwert gegen mich, und die Klinge meines Degens zerspringt, sowie sie dieselbe mit ihrem Teufelsschwerte berührt, wie wenn sie von Glas wäre. Plötzlich ist Alles Nacht um mich, und nun regnet es von allen Seiten barbarische Schläge auf meinen Corpus, bis mir abermals Sinne und Verstand vergehen. Und abermals lieg' ich auf der Straße, als der Morgen dämmert, braun und blau geschlagen, meine Waffen, die mich so ganz und gar im Stich gelassen, neben mir. Es war mir nicht wohl zu Muth, wie Ihr Euch wohl denken könnt, gnädigster Herr."

Der Erzherzog wollte sich über die Schläge, welche der Ritter erhalten, todt lachen, dankte für die Mittheilung und kehrte wieder zur Gesellschaft zurück.

Die Hofherrn, zu denen er sich gesellte, unterhielten sich eben von einer kleinen Zigeunerin, welche am Tage auf den Straßen getanzt hatte, und fast alle stimmten im Preis ihrer Reize überein.

„Sie war schon zum Beilager des Königs von Dänemark hier," bemerkte Lalain, „aber sie hatte sich kaum auf den Straßen gezeigt, als sie durch einen Machtspruch des Stadtcommandanten mit ihrer Gesellschaft vertrieben wurde.

Erst die Bekanntmachung des durchlauchtigen Erzherzogs, daß zum Ordensfest allem Volke die Thore von Brüssel offen stehen, hat sie schnell zurückgeführt."

„Was kann Euch so gegen das liebliche Kind eingenommen haben, Herr von Chievres?" fragte ein Andrer. „Ihr seid doch sonst nicht grausam gegen weibliche Schönheit."

„Diese Aegyptier sind Schelme und Betrüger, die von der Leichtgläubigkeit des Volks leben," versetzte der Oberhofmeister mit Leidenschaftlichkeit. „Sie wahrsagen und stehlen, und die eigenthümliche Schönheit ihrer jungen Frauen und Töchter hat schon manches Männerherz berückt und zu dummen Streichen verleitet."

„Fast scheint es, als ob Ihr aus eigner Erfahrung sprächet," bemerkte der Erzherzog scherzend, und die Hofherrn lachten auf Kosten des strengen Stadtcommandanten.

„Sie bringen nie etwas Gutes, aber sie nehmen immer etwas Gutes mit," sagte Chievres ernst. „Ihre Schlauheit weiß den Klügsten zu betrügen, und in dieser Beziehung spreche ich allerdings aus eigner Erfahrung. Es ist Pflicht des Herrschers die Unterthanen gegen solche Raubvögel zu schützen. Befiehlt Ew. Durchlaucht, und ich lasse die ganze Zigeunerbande morgen aus der Stadt bringen."

„Ich habe allem Volke zu meinem ersten Ordensfeste Gastfreundschaft versprochen und werde dies Gelöbniß auch den Zigeunern halten. Sie sind keines Verbrechens über-

wiesen. In Spanien sind die Zigeuner heimisch. Als Spaniens künftiger König will ich auch ihnen gnädig sein."

Diese mit einer gewissen Würde, die man noch nicht an Karl bemerkt haben wollte, gesprochnen Worte erregten den Beifall seiner Umgebung und gingen im Saale von Mund zu Mund.

Jedermann sprach von der schönen Zigeunerin; alle Damen nahmen sich vor, sich von ihr wahrsagen zu lassen, alle Herrn beschlossen, sie tanzen zu sehen, und Herrn von Chievres Strenge gegen das Nomadenvolk fand eine allgemein geglaubte Erklärung, die man sich zuflüsterte, nämlich: er habe nicht nur einst eine heftige Leidenschaft zu einer Zigeunerprinzessin gefaßt, sei aber von derselben kurz und bündig abgewiesen, sondern der habsüchtige, geldgierige Mann sei von den Zigeunern auch um eine sehr bedeutende Summe betrogen worden.

Drittes Kapitel.

Am folgenden Tage sagte der Erzherzog Karl zu seinem Lieblingspagen, als er mit demselben allein war: „Schwöre mir mit deinem Ehrenworte, daß du nicht verrathen willst, was ich dir jetzt anvertrauen will."

Der Page leistete den Schwur in die Hand seines Gebieters.

„Du mußt ein Paar gemeine Bürger- oder Bauernanzüge für uns schaffen. Wir wollen verkleidet zu den Zigeunern gehen. Ich will das schöne Mädchen auch sehen, von dem die Herrn so viel Rühmens gemacht haben. Und auch wahrsagen will ich mir lassen. Auch hab' ich mir einmal sagen lassen, die Zigeuner verstünden durch Zauberkünste und Amulete die Macht böser Geister zu brechen. Ich will und muß in dieser Nacht in das Gespensterhaus, es läßt mir nicht Ruh und Rast; ich muß es mit dem Spuk aufnehmen, bei Gott und meiner Ehre!"

„Ach, Hoheit!" rief der Page erschrocken, „ich bitt' Euch um der heiligen Jungfrau, ja um aller Heiligen

willen, laßt Euch weder mit den Zigeunern, noch mit den Geistern ein!"

„Schweig' und thu', was ich dir befohlen! Kein Mensch in der Welt soll mich von meinem Vorsatz, den Gespenstern einen Besuch zu machen, abbringen, und wenn er der Papst selbst wäre."

„So laßt wenigstens den Besuch bei den Zigeunern. Sie werden auf der Stelle wissen, wer Ihr seid, und Ihr könnt dadurch in böse Händel kommen. Das Amulet aber würde Euch lächerlich machen. Wollt Ihr durchaus zu den Geistern, so verlaßt Euch wenigstens allein auf Euern Muth, wie es einem Fürsten geziemt."

„Da hast du recht; es sähe aus wie Feigheit. Und verrathen will ich mich dem Zigeunervolk auch nicht. Ich werde die kleine Tänzerin im Schlosse tanzen lassen. Und wahrsagen — das soll sie mir ein andermal. Heute Nacht also nur zu den Gespenstern!"

Der Page schaffte für den Erzherzog den verlangten Anzug und begleitete ihn in der Nacht nach dem Ritterhause. Die Anstalten waren so geheim und vorsichtig getroffen, daß Niemand eine Ahnung von der Entfernung des jungen abenteuerlustigen Fürsten hatte. Karl trug ein Paar scharf geladene Pistolen und seinen Degen, Vivian außer seinen Waffen ein Paar Fackeln, die er erst vor dem Hause in Brand setzte.

Der Erzherzog nahm eine derselben und trat in die offenstehende Pforte des Hauses. „Hier bleibst du mit

der andern Fackel stehen; hörst du schnell zwei Schüsse hintereinander, dann eilst du mir zu Hülfe. Mein Ruf wird dir den Weg zeigen."

Dem Pagen war nicht wohl bei der Sache zu Muth, aber er mußte gehorchen. Die Novembernacht war kalt und unfreundlich, ein rauher Sturm fegte die menschenleere Straße und warf die Flamme der Fackel zur Seite. Der Page wickelte sich schauernd in seinen kurzen Mantel und versuchte ein Liedchen zu trällern, aber es wollte ihm kein rechter Ton aus der Kehle. Fröstelnd ging er einige Schritte weit auf und ab und lehnte dann in Gedanken versinkend an die feuchte Mauer.

Der Erzherzog ging raschen Schritts durch eine weite, wüste Hausflur, deren zerbröckelnde Wände das düstere Fackellicht unheimlich zurückwarfen, und stieg eine enge steinerne Wendeltreppe hinauf, auf der sein Fuß oft durch Schutt und Steingerölle aufgehalten wurde. Auf einem schmalen Gange angekommen, sah er eine Thür vor sich, welche dem Drucke seiner Hand wich. Er trat in ein hohes Gemach, das von der Zeit und wahrscheinlich auch von zerstörender Menschenhand in einen traurigen und verwüsteten Zustand versetzt war. Das Getäfel war verfault und zerbrochen, lange Fetzen von Ledertapeten hingen an den Wänden, die Fenster waren zu Theil zertrümmert, und der Nachtwind pfiff schaurig durch sie und das halb eingestürzte Kamin. Ein armseliger Tisch stand zur Seite, und ein einziger Sessel in nicht weniger miß=

lichen Verfassung daneben. Es war in der That kein lustiger Aufenthalt, und Karls Muth etwas abgekühlt. Auch ihn begann zu frieren, obgleich sein Kopf fieberhaft brannte. Es gelüstete ihn nicht, weiter zu gehen. Er beschloß die Gespenster hier zu erwarten. Ein Riß in der Mauer bot ihm Gelegenheit, die Fackel zu befestigen. Die Pistolen legte er auf den Tisch und setzte sich in den alten massiven Polsterstuhl. Er sah sich in dem Gemach um; mehrere Thüren führten hinein, aber der Prinz hatte kein Verlangen eine derselben zu öffnen. Er fühlte sich abgespannt und schläfrig. Plötzlich war's ihm, als dringe ein scharfer Geruch in seine Nase und wirkte betäubend auf ihn ein; eh' er sich dessen aber recht bewußt wurde, war er schon eingeschlafen. Gleich darauf wurde eine der Seitenthüren geöffnet, eine männliche Gestalt in einer Mönchskutte schlich heraus, nahm die Pistolen von dem Tische und verschwand eben so schnell wieder durch die Thür. Nach einigen Minuten kehrte der Mönch mit denselben zurück und legte sie wieder an ihren Platz, dann nahm er die Fackel und ließ den Schläfer in der Finsterniß. Nur kurze Zeit verstrich, und die Thür ging abermals auf, und eine in weite, bauschige, schneeweiße Schleier von Nesseltuch über und über gehüllte Frauengestalt, eine bläulich brennende Lampe in der Hand tragend, schwebte herein und auf den Prinzen zu. Dieser hatte den zurückgesunkenen Kopf auf die Hand gestützt, der Hut war herabgefallen, und eine Fülle blonder Locken bedeckte ihm Stirn

und Schläfe und die eine Wange, während die andere von der Hand bedeckt war, deren Arm auf dem Tische ruhete. Bei ihm angekommen, streckte die Verhüllte die freie Hand aus, um die Stirn des Schläfers zu berühren, dabei leuchtete sie ihm ins Gesicht und blieb plötzlich wie angewurzelt stehen, ohne ihn zu berühren. In sein Anschauen versunken, seufzte sie endlich leise: „Ach, wie jung und wie schön! Der ist ja kaum älter als ich. — Karracha hat recht; das ist ein allerliebster Junge." — Jetzt konnte sie der Versuchung nicht länger widerstehen. Leise strich sie ihm die Locken aus der Stirn und von der Wange. Aber einen Augenblick später beugte sie sich nieder und küßte ihn auf die sanft gerötheten Lippen. Karl zuckte, erwachte aber nicht. Sie küßte ihn abermals, und er fuhr empor. Seine erste Bewegung war die des Schreckens, dann griff er hastig nach den Pistolen.

„Ha!" rief er mit bebender Stimme. „Laß sehen, ob du kugelfest bist.

Sie war schon auf der Flucht nach der Thür zu; aber sie wandte sich rasch nach ihm um und sagte mit einem traurigen Tone:

„Ach, erspare dir das Schießen! Dich kann und mag ich nicht erschrecken. Du hast keine Kugeln mehr in deinen Pistolen. Hier sind sie." — Und sie gab ihm zwei Kugeln in die Hand. Er aber hielt die Hand fest und rief: „Du bist warm und lebendig. Du bist kein Gespenst. Hinweg mit dieser Geistermaske!" Mit diesen

Worten riß er ihr die Schleier ab, und die niedlichste Zigeunerin kam aus der Verpuppung hervor.

„Ah!“ rief er erstaunt. „Wer konnte einen so schönen Kern in dieser Schale vermuthen! Du bist eine Zigeunerin, wie ich sehe, und wahrlich die hübscheste und niedlichste, die ich noch je gesehen habe.“

„Gefall' ich dir wirklich?“

„Mehr als ich dir sagen kann. Noch niemals hat mir ein Mädchen so gefallen, wie du. — Du bist die schöne Tänzerin, von der man so viel spricht.“

„Freilich bin ich's! — Und daß ich dir gefalle, macht mir große Freude!“ lachte die Kleine herzlich. „Denn, daß du's nur weißt, du gefällst mir auch, besser als alle Andern. Eigentlich hat mir noch Keiner gefallen; du bist der Erste, der mir gefällt. So wie ich dich sah, gab mir's einen Stich ins Herz, und es war mir nicht möglich, mit dir die dumme Gespensterposse zu spielen.“

„Aber wozu hast du denn überhaupt die dumme Posse hier gespielt?“

„Pah! das werd' ich dir nicht gleich auf die Seele binden. Du hältst mich für sehr offenherzig und fragst wie der Pater im Beichtstuhl. Ich soll dir gleich mein ganzes Geheimniß sagen und weiß noch nicht einmal, wer du bist. Erst beichte mir, hübscher Junge! Wer bist du denn, und weshalb kamst du hierher?“

„Ich bin ein Page des Erzherzogs Karl.“

„Ein Page?! Ah, flunkre mir nichts vor. Da hät-

test du schönere und kostbarere Kleider an, sowie Vivian."

„Vivian? Wer ist das?"

„Ha, siehst du, daß du kein Page des Erzherzogs bist, sonst müßtest du doch wohl den kecken Vivian kennen, der ja doch ist, wofür du dich ausgibst. Mache nicht mehr aus dir, als was du bist. Du gefällst mir auch und eigentlich noch besser, wenn Du nur ein Knappe oder Roßbube bist."

„Nun so will ich dir's nicht verhehlen: ich bin der Edelknecht des Grafen von Isselstein, der von Wien wieder nach Brüssel gezogen ist."

„Ah, ich kenne seine Tochter wohl, das arme Kind! Karracha kennt die Gräfin schon lange, als sie noch hier in Brüssel wohnten; dann haben wir sie in ihrem Schlosse an der Donau besucht, nicht weit von Wien, und vor wenig Monden sollte Karracha die junge Gräfin von großem Herzeleid heilen. Du weißt's schon, was ihr begegnet ist. Sie hat nicht mehr dort wohnen können, die Beklagenswerthe. Und so sind die gräflichen Leute wieder hierher in ihr Vaterland gezogen."

„Du bist gut unterrichtet. Doch sage mir auch, woher du den Pagen Vivian kennst?"

„Ei Bub', du bist sehr neugierig. Du solltest ein Pfaff werden; hast schöne Anlagen dazu."

„Sag' es mir gleich; ich will es!"

„Du willst es?! Schau' mir Einer an! Als ob er

mir zu befehlen hätte! Du hast noch mehr Anlagen zu einem vornehmen Herrn. Du mußt Erzbischof oder Papst werden. Hier hab' ich nur zu befehlen, mein schmuckes Bürschchen."

„Ich bitte dich, sag' es mir!"

„Ah, wenn du so schöne, gute Worte gibst, dann kann ich dir nichts abschlagen. Den Vivian hab' ich in Wien kennen gelernt. Er besuchte uns und beschenkte mich. Aber er war mir zu vornehm, zu aufgeblasen, zu stolz. Er gefiel mir nicht. Aber du gefällst mir. Du bist nicht so ein aufgeblähter Narr."

„Nun sag' mir auch, weshalb du ein Gespenst hier gemacht hast? Ich bitte dich. Aber noch weiß ich dich nicht zu nennen. Wie heißt du denn?"

„Sonaca."

„Ein schöner Name!"

„Gewiß. Er heißt übersetzt: Sonnenkind. Und dein Name?"

„Karl."

„Ah, wie der Erzherzog und unser künftiger König."

„Euer König? Wie so?"

„Weil ich eine Spanierin bin, eine geborene Andalusierin."

„Das freut mich sehr. Ich bin allen Spaniern gut und dir ganz vorzüglich. — Ich habe schon viel von dir gehört und wollte dich besuchen, um mir von dir aus der Hand wahrsagen zu lassen. Nun macht sich's auf

diese Weise noch besser. Jetzt will ich mein Schicksal aus deinen Augen lesen."

„Verstehst du die Schrift darin so gut? Wer hat sie dich gelehrt?"

„Die Natur. Ich fühle plötzlich, daß ich sie verstehe."

„Du bist ein wunderlicher Heiliger."

„Wie du ein merkwürdiges Gespenst. — Nun, soll ich erfahren, was ich wissen will?"

„Du mußt Karracha fragen."

„Wer ist das?"

„Unsere Altmutter. Sie hat die Gespenstergeschichte angeordnet. Wir kamen nämlich zur Hochzeit des Dänenkönigs hierher. Denn Karracha sagt: Ueberall, wo ein Meer von Menschen zusammenströmt, da blüht am Ufer der Weizen der Zigeuner. Am reichsten aber, wenn Könige glänzende Feste feiern. Deshalb zogen wir zum großen Hochzeitfest nach Wien, und von Wien nach Brüssel zu ähnlicher Feier. Die spanischen Königskinder geben uns was zu verdienen. Dafür sind sie unsere Landsleute. Wir tanzten, musicirten und wahrsagten, aber der geizige Commandant von Brüssel, Herr von Chievres, wollte uns nicht dulden, weil wir ihm die hohe Geldsumme nicht zahlten, die er uns abpressen wollte. Wir wurden vertrieben, kehrten aber heimlich zurück und versteckten uns in diesem alten leeren Hause, um bis zum großen Ordensfeste des Erzherzogs hier zu verweilen. Damit wir aber ganz ungestört seien und Niemand auf unsere Spur

komme, spielten wir Gespenster. Wir erreichten unsern Zweck. Beim Beginn des Ordensfestes bezogen wir eine Wohnung in der Nähe; denn während des Festes durfte uns Herr von Chievres nichts anhaben; der Erzherzog hatte allem Volke Schutz und sichern Aufenthalt hier zugesagt. Doch konnten wir dies Ritterhaus noch nicht aufgeben; wir mußten es bis zum Frühjahr zu behaupten suchen. Und der Schutz des Erzherzogs galt nur bis zum Ende des Festes."

„Wozu wollt Ihr nicht weiter ziehen? Was habt Ihr nach dem Feste noch hier zu schaffen?"

„Die Männer haben hier ihre Werkstätten eingerichtet, unten in den Kellern. Sie sind Goldschmiede —"

„Falschmünzer!" lachte der Erzherzog.

„Waffenschmiede, Kupferschmiede," fuhr Sonaca fort, ohne den Einwurf ihres neuen Freundes zu beachten. Die Esse mündet in den Hof; der Rauch darf so wenig unser Verräther werden, wie das Gehämmer. Deshalb mußten wir alle Menschen bei Tag und Nacht aus der Nähe dieses Hauses verscheuchen, und das ist uns durch die Gespenstergeschichte ganz gut gelungen."

„Vortrefflich ausgedacht!"

„Beim Beginn des Festes zeigten sich aber einige junge Tollköpfe, welche Lust hatten, mit den Gespenstern Bekanntschaft zu machen. Wir mußten ihnen eine derbe Lection geben, und sie haben sie bekommen. Mit dir konnt' ich nicht so verfahren. Ich weiß nicht, was mich

abgehalten hat; denn am Ende verdienst du die Lection eben so, wie die Andern."

„Das wird sich zeigen. Du sollst nicht vergebens mit mir eine Ausnahme gemacht haben. — Aber weshalb suchtet ihr nicht den Schutz des Erzherzogs nach der dänischen Hochzeit?"

„Der würde uns nichts gefruchtet haben."

„Ist der Erzherzog nicht Fürst und Regent hier?"

„Ei ja dem Namen nach. Er wird ja selbst noch regiert."

„Regiert? Von wem?"

„Von Herrn von Chievres und den anderen Hofherren, von seiner Base, der Erzherzogin in Löwen, von seinem Großvater, dem Kaiser in Insprucк, und ich weiß nicht von wem sonst noch. — Was soll das werden, wenn das Prinzlein König von Spanien wird?"

„Vielleicht bessert er sich."

„Da bessert sich was. Er wird's treiben, wie sein Vater und eben so ein lockerer Zeisig werden."

„Sprich mit mehr Respect von Königen!"

„Falle mir nur nicht wieder in diesen Befehlshaberton. Dann wirst du mir unausstehlich."

„Ich bitte dich, süße Sonaca, gib mir deine Hand."

„Jetzt bist du artig. Hier ist sie."

„Du hast einen schönen Ring am Finger. Bist du schon eine verlobte Braut?"

„Was ging es dich an? Wer gibt dir ein Recht, mich so auszufragen?"

„Mein Herz.“

„Dein Herz ist ein neugieriges Ding.“

„Ja, es möchte gern Alles wissen, was in deinem Herzen vorgeht. Es möchte gern ganz in deinem Herzen wohnen; und der Ring macht mich traurig. Die Wohnung ist schon besetzt.“

„Es ist nicht wahr. Niemand wohnt in meinem Herzen!“

„Läugne nicht! Der schmucke Vivian. Von ihm hast du den Ring.“

„Nein! nein! du schlimmer Schelm. Der Ring ist von Herrn Jakob Fugger in Augsburg.“

„Vom alten Fugger!“ rief Karl erstaunt. „Schenkt der hübschen Mädchen auch noch Ringe?“

„Er hat ihn nicht mir, sondern meiner Mutter geschenkt, es ist schon lange her, und ich war noch ein kleines Kind. In Ungarn war's. Wir leisteten da einer fremden vornehmen Dame Hülfe und Beistand im Kindbett. Herr Fugger kam dahin mit seinem Neffen, dem Herrn Raimund, und der böse selbstsüchtige Wirth wollte die Frau aus dem Zimmer treiben, um die reichen Herrn hinein zu legen. Ich schrie wie toll, umklammerte des alten Fuggers Knie und klagte ihm die Noth der Fremden. Da wurde Alles gut. Die Dame blieb, aber sie starb; wir führten ihr Kind nach Kremnitz, und Herr Fugger beschenkte uns. Meine Mutter erhielt diesen Ring von ihm, den sie mir an meinem letzten Wiegenfeste zum

Angebinde gegeben; denn ich bin nun volljährig, und die Zigeuner müssen mir gehorchen, wie ihr."

„So ist wohl deine Mutter die Fürstin der Zigeuner?"

„Sie ist Zaroya, die Zigeunerkönigin oder Herzogin, und ihre Vorfahren waren mächtige Könige im Morgenlande."

„Da bekomm' ich großen Respect vor dir, und ich bin viel zu gering für dich."

„Ich darf meine Liebe schenken, wem ich will. Ich bin keine Sklavin meiner Abkunft, wie die spanischen Prinzessinnen."

„Glückliches Kind! Und du willst mir deine Liebe schenken?"

„Wenn du dich ihrer würdig machst, so hätte ich wohl Lust dazu."

„Ich will mich ihrer würdig machen. Laß' dich küssen, holdes Sonnenkind! Du sollst die Sonne meiner Jugend werden." Und er preßte seine glühenden Lippen auf ihren reizenden Mund. Sie wehrte ihm nicht. Das holde Kind wurde zur Jungfrau, berührt von dem zündenden Funken seiner Zärtlichkeit, und Karl wurde in dieser Stunde wahrer zu der Reife gerufen, als von der pomphaften Volljährigkeitserklärung seiner Verwandten und der Stände seines Volks.

Unterdessen hatte sich die Thür wieder leise geöffnet und der gespenstische Mönch war hereingeschlichen. „Sonaca!" rief er ergrimmt, als er sich überzeugt hatte, was hier vorging.

„Was willst du, Pepindorio?“

„Was thust du, Sonaca?“

„Was mir beliebt. — Komm, Karl, mit mir in mein Gemach!“

„Sonaca, bedenke“ — knirschte der wilde, eifersüchtige Toni.

„Denkst du, du wolltest es diesem machen, wie dem Pagen in Wien? Zurück, sag' ich dir! Du weißt, was dir droht.“

„Ich gehorche — auf deine Gefahr. Aber du wirst uns Alle ins Verderben stürzen.“

„Kannst du uns verderben?“ fragte Sonaca den liebetrunkenen Karl.

Seine Antwort war eine Umarmung.

Viertes Kapitel.

Es war wieder Abend. Aus dem Zimmer der Gräfin Cardona schlüpfte die alte Karracha; der Probst trat hinein.

„Zur guten Stunde!" rief ihm die schöne Südländerin entgegen.

„Habt Ihr gute Nachrichten, Donna Inese?" fragte polternd der leichtfertige Pfaff.

„Gute und schlimme. Don Hernandez hat sich ungeschickt benommen; sein Aerger, daß er das Vließ nicht bekommen, hat ihn fast verrathen. Chievres hat ihn aufs Korn genommen, und er wird wohl thun, mit mir abzureisen. Ich muß fort. Ich habe mich von Euch hier zu lange zurückhalten lassen."

„Kein Mensch außer Euch wird mich darum tadeln, holdeste Frau. Und die gute Kunde?"

„Das kecke Fischlein hier hat schneller an den Köder gebissen, als ich hoffen durfte; ich meine den Erzherzog und die Zigeunerin. Der Zufall hat wieder einmal mehr für mich gethan, als ich mit aller Schlauheit nicht hätte ausrichten können."

„Erzählt! erzählt! Ich weiß noch nichts.“

„Ihr habt doch von der Spukgeschichte in der Martinsvorstadt gehört?“

„Auch von den Schlägen, die die Geister ausgetheilt haben. Ihr wart also in das überirdische Geheimniß eingeweiht?“

„Es waren die Zigeuner, meine Freunde. Sie kennen das alte Ritterhaus schon viele Jahre und haben sich in den unterirdischen Gewölben desselben versteckte Werkstätten eingerichtet.“

„Ich verstehe: eine Münzstätte, der kein herzoglicher Wardein vorsteht.“

„Aus den Goldgruben in Ungarn hatten sie viel rohes Metall mitgebracht. Der Commandant duldete sie nicht —“

„Ein alter Zorn von ihm.“

„Zaroya hat ihn einmal abgewiesen.“

„So etwas vergißt sich nicht leicht.“

„Sie zogen sich in ihre Burg zurück und wärmten die alte von ihnen erfundene Gespenstergeschichte wieder auf, und nun waren sie besser geschützt, als wenn sie eine Armee besoldet hätten.“

„Schlaues Volk, die Zigeuner!“

„Aber ein paar junge Ritter wollten zeigen, daß sie Haare auf den Zähnen hätten.“

„Und mußten Haare lassen. Der Graf Lalain schwör Stein und Bein, er hat's mit höllischen Geistern zu thun gehabt.“

„Ich vermuthete, diese Geschichte würde des Erzherzogs Tollkühnheit reizen. Ich kenn' ihn und machte meinen Plan."

„Laßt hören!"

„Ich reizte ihn selbst und setzte die Zigeuneraltmutter in Kenntniß, welch einen Gast sie bekommen würden. Karracha ließ die schöne Sonaca den weiblichen Geist spielen; aber sie traf Veranstaltung, daß der junge Wagehals, wenn er ohnmächtig vor Schrecken und Furcht geworden, von dem Mädchen selbst in ihrer natürlichen Gestalt ins Bewußtsein zurückgerufen werden sollte. So hatte ich's angegeben. Die Sache ging natürlicher und besser. Der Erzherzog schlief von dem narkotischen Räucherwerk der Zigeuner ein, wie seine Vorgänger; die Zigeuner zogen die Kugeln aus seinen Pistolen und die Komödie begann. Aber der Zufall spielte mit; das ist der beste Schauspieler. Sonaca, von Karracha auf die Schönheit des Knaben vorher aufmerksam gemacht, verliebte sich in den hübschen Schläfer und küßte ihn wach. Er verliebte sich eben so schnell in sie; ein junger Zigeuner, der ihr den Hof macht, wollte sie ihm entreißen; das machte unsern Prinzen nur noch hitziger. Er blieb die halbe Nacht bei ihr und hat ihr in der vorigen Nacht einen zweiten Besuch abgestattet. Die beiden Kinder sind sterblich in einander verliebt, und ich werde hoffentlich auf diesem Wege mehr erlangen, als auf allen andern künstlich ersonnenen."

„Ihr seid eine Meisterin im Ränkespiel.“

„Der eifersüchtige junge Zigeuner ist zu unserm Glück auf und davon gelaufen; von ihm ist also keine Entdeckung zu befürchten; Vivian, der Page, der seinen Herrn in der vorgestrigen Nacht begleitete, ist einer meiner Getreuen und hat mir schon Bericht erstattet. Von den Zigeunern weiß nur die Altmutter, wer Sonaca's Liebhaber ist. Die Erzherzoginnen Margaretha und Eleonore reisen morgen nach Löwen zurück, und so wird Karl ungestört seinem Minnedienst nachgehen und sich nicht mit Regierungssorgen befassen. Sonaca wird ihm nicht Zeit lassen, daran zu denken. Ich aber eile mit Don Hernandez nach Spanien, um für uns zu wirken, für Euch und für mich. — Euch will ich erst mit der Altmutter befreunden. Sie ist schlau und wahrt unsern Vortheil.“

„Vortrefflich! Ich muß dich küssen, schöne Ränkeschmiedin!“ —

Die Gräfin rüstete ihre Abreise; alle Männer waren in Trauer, alle Frauen jubelten. Um sich von den Erzherzoginnen zu verabschieden und ihre Aufträge zu empfangen, ging sie erst einige Tage nach Löwen. Als sie zurückkam, meldete ihr Matty, welche in Brüssel zurückgeblieben war, daß Toni Abends vorher da gewesen und versichert habe, er habe der Herrin eine Entdeckung zu machen, die für sie von der höchsten Wichtigkeit sei, und er sei sehr bestürzt gewesen, sie nicht zu Hause zu finden.

Die Gräfin schickte die Schwarze sogleich zu den Zi-

geunern, um sich nach Toni zu erkundigen. Aber Matty kehrte mit der Nachricht zurück, die Zigeuner seien nicht mehr in der Stadt, und in ihrer verlassenen Herberge wisse Niemand, wohin sie sich gewendet. Sie seien mitten in der Nacht fortgegangen. Dies war für die Gräfin genug, um zu wissen, daß die Hauptpersonen, wenn nicht Alle, im Ritterhause verborgen seien, um sich den Verfolgungen des Herrn von Chievres zu entziehen und ihre geheime Betriebsamkeit fortzusetzen. Karracha hatte zu diesem Behufe, wie der Gräfin bekannt war, starke Vorräthe von Lebensmitteln eingetragen. Sie entschloß sich also, ihren Freunden einen nächtlichen Besuch in dem Ritterhause zu machen, um zu erfahren, ob Toni zu den Seinigen zurückgekehrt und von welcher Art die Mittheilung sei, die er ihr zu machen habe. Kaum war es aber Abend geworden, als Matty den stämmigen braunen Burschen hereinführte.

„Gnädige Donna,“ sagte er mit linkischer Höflichkeit, „ich wollte Euch nur fragen, wie viel Geld Ihr mir zusichert, wenn ich Euch den kleinen Raimund Mohr aus Kremnitz überbringe?“

„Mensch!“ rief die Gräfin freudig erschrocken, „ist es dein Ernst? Hast du den Knaben gefunden?“

„Sagt mir nur, was Ihr mir für ihn zahlen wollt, und wenn mir der Preis annehmbar ist, so sollt Ihr ihn in einigen Tagen haben.“

„Du sollst tausend Silberrealen haben.“

„Das ist wenig genug für einen Menschen, und gar ein Lumpengeld für das schmucke Bürschchen. Ich weiß doch, wie viel Euch an ihm liegt. Von schlechten Realen mag ich nichts wissen. Gebt mir hundert Dublonen; ich liebe das Gold.“

„Du sollst sie haben! Hier hast du meine Hand darauf. Aber nun sage mir, wo hast du das Kind entdeckt?“

„Meint Ihr, ich sollt Euch das sagen, damit Ihr einen Andern hinschickt, etwa den Don Hernandez, und den Buben wegfangen ließet? Mein eigener Vater thäte Euch auch den Dienst billig. Ich traue keinem Menschen mehr, seit meine eigenen Leute mich um Sonaca betrogen haben. Meine Großmutter ist ein schlechtes Weib. Sie wußte, daß ich nur Sonacas halber die kremnitzer Gruben verließ; sie versprach mir das Mädchen zum Weibe, und ich stahl auf ihr Geheiß viel Golderz und schleppte es ihr zu. Aus dem Erz schmelzen sie das Gold und prägen Geld, und die Sonaca haben sie an einen Milchbart verkauft. Für Geld ist ihnen Alles feil. Ich habe mir eine Lehre daraus genommen. Aber ich lasse mich auch von Niemand mehr betrügen.“

„So bring' mir den Knaben, und das Geld soll für dich bereit liegen. Aber kein Mensch darf davon erfahren, und am wenigsten Don Hernandez.“ —

„Euer Wort gilt mir zum Pfand; Euch das meinige. Don Hernandez gehört ohnedies nicht zu meinen Freunden. Gebt mir die Aya, Euere Dienerin, mit und zwei Pferde,

auf deren Schnelligkeit ich mich verlassen kann. Versehet die Magd auch mit einigem Geld. Ich will nicht eher etwas von Euch, bis Ihr den Knaben in der Hand habt."

Die Gräfin fand diese Anordnung gut, und in der Nacht wurden die Vorbereitungen zu der abenteuerlichen Fahrt gemacht. Mit dem frühesten Morgen verließen Toni und Aya auf schnellen Rossen das Haus und die Stadt. Die Gräfin brachte ein Paar Tage in ängstlicher Erwartung zu, aber die Meisterin in der Verstellungskunst wußte ihre Aufregung geschickt zu verbergen und machte und empfing Besuche. Vorzüglich war sie bemüht, Don Hernandez zu bereden, daß er noch einige Zeit in Brüssel bleibe, obgleich sie wenige Tage vorher ihn gedrängt hatte, mit ihr abzureisen. Aber sie hatte tausend Gründe, ihn von der Nothwendigkeit der Aenderung ihres Reiseplans zu überzeugen. Am Abend des dritten Tages langten die Ersehnten an. Aya hatte den Knaben vor sich auf dem Pferde. Er war in ihren Armen entschlummert, und seine dunkelbraunen Locken verhüllten zum Theil sein frisches, blühendes Gesicht. Die Gräfin konnte ihren stürmischen Gefühlen den lauten Ausdruck nicht verwehren; sie brach in Jubel aus. „Allah, sei gelobt!" rief sie, als sie das schlaftrunkene Kind in ihre Gemächer trug. „Verherrlicht werde aufs neu der Name deines Propheten!" Dann setzte sie den weinenden Kleinen auf ihr Polsterbett, küßte ihn ehrerbietig auf die Stirn und reichte ihm allerlei Naschwerk, daß sie für ihn in Bereitschaft gehalten hatte.

„Matty, Aya!“ ließ sie ihre freudentrunkene Stimme durch die offene Thür ertönen, „kommt, meine Lieben, und erweißt mit mir unserm Herrn die ihm gebührende Ehre!“ Und die Mägde traten mit vor der Brust gekreuzten Armen vor das Kind, und alle Drei verneigten sich dreimal tief vor ihm und küßten ihm das Gewand.

„Wo ist die Regina?“ fragte der Knabe verdrießlich. „Bringt mich gleich zur Regina!“ fuhr er trotzig und verdrießlich fort. „Ich will von der fremden Frau da nichts wissen. Toni, Toni, wo bist du? Du sollst mich zur Regina bringen, wie du mir versprochen hast. Bei ihr will ich schlafen.“

„Beruhigt Euch, Herr!“ sagte Aya. „Toni wird Euch zu ihr bringen.“ Aber der Knabe wurde ungeberdig und gab sich nicht eher zufrieden, bis Toni herbeigerufen wurde. Von diesem ließ er sich zusprechen und trösten. Der Zigeunerbursche versprach ihm zu wiederholtenmalen, ihn zu seiner kleinen Gespielin zu bringen. „Bedenke aber doch, Raimund, daß du heute noch nicht zu ihr kommen kannst! Erinnere dich nur, wie viele Tage du auf der Reise gewesen bist, ehe du von Kremnitz nach Antwerpen kamst. Du mußt doch nun dieselbe Reise wieder zurück machen, und die schöne junge Frau hier und Aya, die dich heute so wohl gepflegt, und die Schwarze dort werden dich nach Kremnitz zu deiner Regina geleiten. Morgen geht die Reise fort, aber du darfst nicht ungeduldig werden und weinen, wenn sie lang dauert.“

Dies leuchtete dem klugen Kinde ein. Obgleich erst neun Jahre alt, war er doch verständiger, als sonst Kinder von zwölf Jahren zu sein pflegen. „Ich will nicht weinen, wenn ihr mich nach Kremnitz führt," sagte er. „Ach, ich habe viel geweint, als ich hinweggebracht wurde. Gehst du auch wieder mit, lieber Toni?"

„Ich komme bald nach."

„Bleibe nicht zu lange aus. Leben meine Vöglein noch?"

„Ei freilich; und ich fang' dir neue dazu."

„Du sagtest gestern, Regina habe ein junges Lämmchen, das sie mir schenken wolle. Ich will ihr auch ein Geschenk mitbringen."

„Die schöne Frau wird dir geben, was du verlangst, um es Reginen zu schenken. Sag' nur, was du begehrst."

„Ich will mich besinnen. — Pfeife mir ein Liedchen vor."

Toni brachte seine Künste in Anwendung; der Knabe lachte herzlich über die Schnurrpfeifereien, speiste dabei sein Abendbrod und entschlief endlich an Tonis Brust. Der Bursche entkleidete ihn und brachte ihn zu Bett.

Die Gräfin erwartete den Zigeuner, um ihm den bedungenen Preis zu bezahlen, und die nähern Umstände des Kinderraubes von ihm zu erfahren.

„Ich hatte mich mit den Meinigen überworfen, weil sie Sonaca's Liebe zu einem kecken fremden Bürschchen begünstigten," erzählte Toni. „Sie droheten mir mit

Schlägen und andern Zwangsmitteln. Da ergriff ich die Flucht. Ich hatte einige Tage zuvor gehört, daß in Antwerpen ein Paar Schiffe segelfertig gemacht würden, zur Reise nach der neuen Welt bestimmt, und daß die Fugger und Welser von Augsburg die Patrone derselben wären. Ich beschloß, mich als Matrose auf eines dieser Schiffe zu verdingen und die Reise nach der neuen Welt mitzumachen. Ich lief also nach Antwerpen. Nun hatte ich aber aus guten Gründen nicht Lust, mit dem alten Herrn Fugger zusammenzutreffen und wollte also vorher, eh' ich mich meldete, erspähen, ob er vielleicht eben in Antwerpen anwesend sei. Ich schlich um das Haus und beobachtete einen ganzen Tag lang die Thür desselben, erkundigte mich auch bei einem Diener des Hauses und erfuhr, was mir angenehm war. Plötzlich stürzt der Knabe aus dem Hause auf mich los, lacht und weint vor Freude, umhalst und küßt mich und will mich nicht wieder los lassen. Ich freute mich ebenfalls, ihn wieder zu sehen. Er will mich ins Haus ziehen nnd glaubt nicht anders, ich sei gekommen, um ihn abzuholen und wieder nach Kremnitz zu seinen Eltern und zu Reginchen zu bringen. Aus seinen Reden vernahm ich, daß er die größte Sehnsucht nach dieser seiner kleinen Schwester hatte. Ich benutzte diesen Umstand, indem ich ihm versprach, in einigen Tagen wieder zu kommen und ihn dann in seine Heimat und zu den Seinigen zu führen; doch nahm ich ihm dagegen das Versprechen ab, keinem Menschen etwas von mir zu sagen,

sonst werde ich nicht wieder kommen. Um nicht mit ihm bemerkt zu werden, schied ich bald wieder von ihm; er hatte mir nur erst noch erzählt, daß er erst einige Wochen in Antwerpen bei dem Junker von Bübenhoven wohne. Ein fremder Mann, der ebenfalls im Hause wohne, erzeige ihm viel Liebe; doch sei sein höchster Wunsch nach Kremnitz zurückzukehren. Das Uebrige wißt Ihr; der Knabe hat sein Wort gehalten und nicht geplaudert. Der Fang wurde uns deßhalb nicht schwer. — Sucht mir doch, bevor ihr abreist, durch Euern Einfluß eine Bereiterstelle beim Marstalle des Erzherzogs zu verschaffen. Denn da ich nun Geld habe, werde ich nicht zu Schiffe gehen, sondern meiner Neigung folgen, die mich zu den Pferden zieht, und die ich lang genug unterdrückt habe."

Die Gräfin versprach ihm Alles; aber sobald er fort war, befahl sie ihren Dienern sich bereit zu halten, um am folgenden Morgen die Reise anzutreten.

Noch war der neblige Novembertag nicht angebrochen, als das Thor des Hauses sich öffnete, und die Gräfin mit ihrem Gefolge in der Reiserüstung heraustritt. Aya hatte den Knaben unter einem weiten Mantel verborgen. Kaum aber war der Hufschlag ihrer Pferde auf der Straße ertönt, als die Gräfin sich und die Ihrigen von bewaffneten Männern umringt sah. Dämmerung und Bestürzung ließen sie anfangs den Mann nicht erkennen, der neben ihrem Pferde stand und sie anredete. Endlich ward sie inne, daß es Bübenhoven sei, und sie erbleichte.

Der Schreck ließ sie seine Worte nicht verstehen. Unterdessen war ein andrer Mann an Aya getreten. Die Magd stieß einen Schrei aus, als sie ihn erkannte, schlug den Mantel von einander, reichte ihm den schlafenden Knaben unaufgefordert, sprang dann vom Pferde und warf sich vor ihm nieder mit der Stirn den Boden berührend.

Der Ritter von Süderland — denn er war der finstere Fremde — nahm den Knaben auf den Arm und wandte sich dann zur Gräfin. Er sagte ihr in arabischer Sprache: „Unselige, ich kenne dich und dein thörichtes Treiben. Wer ich bin, wird dir Jene (auf Aya deutend) sagen. Um deiner Liebe willen sei dir die verbrecherische That verziehen. Aber laß dir rathen! Kehre heim und gib deinen tollkühnen Plan auf. Du rennst sonst in dein Verderben und reißest Gott weiß wie viele deines Volks mit hinab. Schone sie, sie sind schon unglücklich genug! Laß dich warnen, eitle Thörin!“ Mit diesen Worten kehrte er ihr den Rücken und ging.

„Ich will nach Kremnitz zu meiner Regina!“ rief weinend der erwachte Raimund Mohr.

„Du sollst dahin, mein Kind,“ versetzte der Ritter, „und du kannst nun ohne Gefahr dort leben.“ —

Die Gräfin setzte nach kurzer Frist mit ihrem Gefolge schweigend ihren Weg fort.

Fünftes Kapitel.

Marx von Bübenhoven stand im Closet vor der von ihm immer noch mit der alten Jugendschwärmerei angebeteten Fürstin. Ihr klares schönes Auge ruhete mit dem Ausdruck des innigsten Wohlwollens auf ihm, wie sie es schon lange für ihn empfunden. Ein eifriges Zwiegespräch spann sich zwischen ihnen fort. Niemand war weiter zugegen.

„Er ist nur noch düstrer und schwermüthiger geworden, seit er in Wien in einem Kloster krank gelegen," sagte der Junker. „Ich fürchtete fast, es ist ihm ein neues Unglück zugestoßen, das alle verharschten Wunden aufgerissen hat."

„Habt ihr keine Ahnung, von welcher Art das neue, trübe Geschick sein könnte?" fragte die Erzherzogin mit warmer Theilnahme.

„Ich fürchte, der Ritter hat sich irgend durch eine Unvorsichtigkeit die Ungnade der kaiserlichen Majestät zugezogen und ist darob heftig erkrankt. Ich habe dies

aus einigen einzelnen Aeußerungen von ihm geschlossen; denn besondere Mittheilungen hat mir seine Schweigsamkeit natürlich nicht gemacht."

„Dann ist es an mir, meinen Vater zu versöhnen," sagte Margaretha bestimmt. „Schon habe ich daran gedacht, den unglücklichen Mann dieser weiten und beschwerlichen Seereisen zu entheben und ihm eine würdigere Stellung im Heere des Kaisers zu verschaffen. Mein Vater rüstet einen neuen Kriegszug nach Italien. Dies bietet mir erwünschte Gelegenheit. Da die Abfahrt der Schiffe nach der neuen Welt ohnedies sich bis zum Frühjahr verziehen muß, so haben die Herren Fugger und Welser Zeit sich nach einem andern Schiffsführer umzusehen."

„O Euere Hoheit würde sich ein großes Verdienst um den edlen Unglücklichen erwerben!" rief Bübenhoven mit überwallendem Gefühl.

„Ich helfe ja so gerne, wo ich kann. Ich würde mit Freuden die größten Opfer bringen, wenn ich das schlimmste Unglück, das die Menschen verderbt, weil es nicht von Gott kommt, aus den Reihen meiner geliebten Freunde vertilgen könnte; denn das andere Unglück, das von Gott ausgeht, ist ein Glück, das wir nur nicht gleich als solches erkennen; es reinigt und bessert das Herz, wie Gewitterstürme die Luft reinigen. — Dem Ritter von Süderland muß geholfen werden. Ich werde einen Eilboten nach Inspruck senden an den Kaiser, und mich warm für den bedauernswerthen Mann ver-

wenden. Erst gestern hat sich der Toni, der Sohn meiner einstigen Magd Claire, deren Andenken mit meinen schönen Jugenderinnerungen an Frankreich so innig verwachsen ist, bei mir gemeldet und meine Vermittlung um eine Anstellung beim Erzherzog erbeten. Es leidet ihn nicht in den Fuggerschen Bergwerken; er muß aufs Pferd, wie er sagt. Ihn will ich zum Kaiser schicken und die Begnadigung des Ritters erbitten. — Euch aber, wackerer Junker, bin ich für Euere herzliche Fürsprache für einen edlen Mann, den ich schätze, verbunden. Geht mit Gott und grüßt mir Eure liebe, sanfte Wirthin, die ich recht lieb gewonnen habe" Damit reichte sie ihm die Hand zum Kuße. Während er die sammtweiche Oberfläche dieser ihm so unaussprechlich theuern Hand mit den Lippen berührte, fiel eine Thräne der Rührung darauf; dann ließ er den vor Wonne und Ehrfurcht glänzenden Blick auf der hohen Herrin ruhen. Eine leichte Röthe wie ein Rosenhauch überflog ihre schönen edlen Züge; sie senkte das Auge zu Boden und sagte leise: „Ihr seid immer noch der alte Schwärmer, Marx; eine schöne gefühlvolle Seele! Doch darum mir doppelt werth. Ihr habt in mancher Beziehung viel Aehnlichkeit mit dem Ritter Süderland, und daraus entspringt auch Eure lebendige Theilnahme an ihm. Euer Leben aber ist in stiller friedlicher Einfachheit verflossen, während das seinige von den heftigsten Stürmen bewegt ward. Gott segne Euch und ihn!" — Der Junker war schon an der Thür, als

sie ihn mit den Worten zurückrief: „Noch Eins, liebwerther Junker! In der Nähe von Antwerpen lebt jetzt der Graf von Isselstein. Ihr kennt ihn jedenfalls. Er ist mit seiner Familie ins Vaterland zurückgekehrt und hat ein Rittergut bei Antwerpen gekauft, dessen Schloß er jetzt wohnlich für sich einrichten läßt. Die Gnade des Kaisers hat ihn nicht in Oestreich fesseln können. Er sagte mir, er sei seiner Tochter wegen wieder in die Niederlande gezogen. Sie habe dort nicht leben können. Das arme Kind soll einen unglücklichen Minnehandel gehabt haben, und ihr Herzchen ist dabei schlimm zu Markte gekommen. Der Kaiser wollte sie an einen seiner Kämmerer verheirathen; sie hat es hartnäckig verweigert. Ihr Geliebter aber ist, wie man mir sagt, Mönch geworden. Die junge Gräfin hat himmlische Erscheinungen und ist fast tiefsinnig geworden. Der Graf, ihr Vater, hat mich gebeten, sie unter die Zahl meiner Hofdamen aufzunehmen. Er hat das Vertrauen zu mir, daß ich viel zur Heilung und Erheiterung seiner Tochter beitragen kann. Ich konnte mich nicht gleich entschließen, seinem Wunsche zu willfahren; ich mußte mich erst nach der kleinen Leidenden erkundigen. Dies ist geschehen, und die eingegangene Kunde über sie hat meine Theilnahme an ihr erhöht. Also will ich Euch bitten, sucht den Grafen auf in der Stadt oder auf seinem Schlosse, und meldet ihm, als mein Gesandter, daß ich seine Tochter ehestens erwarte."

„Ich werde Euern Auftrag bestens besorgen, gnädigste Gebieterin!“ verabschiedete sich der Junker.

Die Erzherzogin schrieb am folgenden Tage einen langen Brief an ihren Vater und ließ Toni, der sich gleichsam zu ihrer Dienerschaft zählte, zu sich entbieten, um ihn nach Inspruck zu senden. Der Bursche freute sich sehr, Tirol wieder zu sehen, und gedachte Frau Sibyllen in Augsburg einen Besuch zu machen, d. h. wenn Herr Jakob nicht zu Hause sein sollte. Denn mit ihm zusammen zu treffen, hatte er nicht ohne Grund Furcht. —

In Brüssel verstrich die Zeit, wie sie an allen Höfen vergeht, in Lust und Langeweile, in Ränken und Freuden. Der junge Erzherzog kümmerte sich um keine Regierungsangelegenheiten, womit seine Räthe sehr zufrieden waren. Zum Weihnachts- und Neujahrsfest kamen Tante und Schwester von Löwen. Karl machte seine heimlichen, nächtlichen Besuche in der Katharinenburg, deren Gespensterspuk gänzlich verschollen war, und seine Vertrauten dabei waren Vivian und — der Probst Innocenz, den er deshalb zu seinem Beichtvater erkoren und fast immer um sich hatte; und die ritterlichen Eigenschaften und Passionen des geistlichen Herrn machten ihn ganz besondes geschickt zum Posten des Beichtvaters und Gesellschafters eines jungen Fürsten, der von Pferden, Hunden und Waffen und von der mit diesen Dingen verbundenen Thätigkeit so leidenschaftlich eingenommen war. Dabei genoß der Prinz von diesem Verhältnisse mit seinem Beichtvater den

Vortheil, daß sein Liebesgeheimniß den Späheraugen am Hofe glücklich entzogen wurde, indem des Probstes Schlauheit jeder Entdeckung, welche Karls Leichtsinn hätte herbei führen können, geschickt vorbeugte.

Die Erzherzogin Margaretha wurde bei ihrer Heimkehr von der Antwort ihres Vaters, welche Toni zurückgebracht, unangenehm überrascht. Der Kaiser schlug ihr ihre dringende Bitte in Bezug auf den Ritter Süderland trocken ab. Die Majestät hatte einen Groll auf den Ritter geworfen und konnte ihm nicht vergessen, daß er die wohlwollenden Pläne mit seiner schönen Pathin so unangenehm störend durchkreuzt hatte. Er rieth seiner mitleidigen Tochter, sich nicht ferner um diesen halbverrückten Abenteurer zu bekümmern, und ihn in aller Heiligen Namen nach Ost- oder Westindien ziehen zu lassen. oder wohin er nur sonst wolle. Margarethas edlem Gemüthe thaten diese harten und höhnischen Aeußerungen ihres Vaters über einen Unglücklichen weh, und mit blutendem Herzen meldete sie Bübenhoven, daß ihr nicht gelungen sei, etwas für den Ritter Süderland auszurichten.

An einem der letzten Tage des Monats Januar wurden die beiden genannten Männer bei ihr angemeldet. Sie ließ ihre Hofdamen in das offne Nebenzimmer treten und empfing den Besuch mit großer Huld. Als ihr gütiges Auge auf die vom Stempel des nagenden Kummers tief gezeichneten Züge des Ritters fiel, füllte es sich mit Thränen.

„Hohe und gnädige Frau," nahm Bübenhoven das Wort, „ich erlaube mir, Euch meinen Freund vorzuführen, der von Euch Abschied nehmen will. Und auch ich bin aus derselben Absicht gekommen. Auch mich ruft eine neue Bestimmung, die mir vor wenigen Tagen kund geworden, aus den Niederlanden."

„Auch Ihr wollt uns verlassen?" fragte Margaretha schmerzlich ergriffen.

„Es ist Ew. Hoheit bekannt, daß mein gütiger Vater Fugger in meinem schönen Geburtslande ein neues prächtiges Schloß gebaut und nach seinem Namen Fuggerau genannt hat, ein Werk, das er mit Liebe und Begeisterung ausgeführt. Das Schloß ist fertig, und Herr Jakob hat mich zum Bewohner desselben bestimmt. Von diesem köstlichen Wohnsitze aus soll ich seine Silberbergwerke in der Nähe beaufsichtigen. Er meint, er werde die Reisen nun nicht mehr so oft machen können, wie zeither; das Alter beginne sich bei ihm einzustellen. An demselben Tage, wo mein Freund das Schiff besteigt, werde ich die Reise nach dem Süden antreten."

„Es thut mir wehe, zwei meiner werthen Freunde auf einmal scheiden zu sehen. Und Ihr, Ritter, werdet eine so große Reise thun?"

„In wenigen Wochen gedenke ich das atlantische Meer zu durchschiffen," versetzte Süderland schwermüthig. In diesem Augenblick ertönte im Nebenzimmer der dumpfe Schrei einer weiblichen Stimme, und eine Bewegung ent-

stand unter den wenigen dort verweilenden Hofdamen. Der Ritter war erbleicht und zitterte; er hatte die Stimme sogleich erkannt, und unwillkürlich folgte er der Erzherzogin, welche mit Besorgniß in den Zügen durch die Thür schritt. Sich und seine Umgebung im Sturm und Drange der über ihn stürzenden heftigen Gefühle gänzlich vergessend, eilte der Ritter auf eine Ohnmächtige zu, welche die andern Damen auf ein Polsterbett getragen hatten, und rief mit dem Ausdruck des größten Schmerzes: „O Maria; meine Maria! muß ich dich hier noch einmal finden! Muß ich den bittern Kelch der Verzweiflung bis zu der Hefe leeren und dir noch zuletzt Jammer und Noth bereiten!“

„Ha, Ihr seid es, Ihr, Ritter, den die Unglückliche liebt?“ rief die Erzherzogin erstaunt. „O nun wird mir der trostlose Schmerz der Armen klar! Nun begreif' ich Alles. Wer könnte ihren Jammer besser verstehen, als ich!“ fügte sie sich vergessend hinzu.

Der Ritter hatte die beklagenswerthe junge Gräfin von Isselstein einen Augenblick in die Arme geschlossen und ihr einen Kuß auf die reine Stirn gedrückt; dann erhob er sich wieder und wandte sich der Fürstin zu. Er war zum Entsetzen bleich, und in seinen zerrissenen Zügen lag etwas Starres und Wildes. „Ja ich bin der Unselige, den ein gräßlicher Fluch verfolgt, überall, wohin mein Fuß tritt, Unglück zu verbreiten. Männlich hab' ich mich gewehrt gegen die heiligsten und süßesten Gefühle für die-

sen Engel; aber ich bin Mensch und unterliege. Wie durfte ich die Gräfin Maria hier erwarten? Ich wähnte sie in Wien. Und so wird mein feindliches Geschick nicht müde, seine vergifteten Pfeile auf mich abzuschießen. Gern wollte ich ihm mein schon von tausend Wunden zerfleischtes Herz bloß stellen; wenn ich es damit gewinnen könnte, andre mir über Alles theure Herzen zu verschonen. Aber unbarmherzig reißt es die, welche eine sanfte theilnehmende Hand mir auf das wildbewegte, blutende Herz legen, mit mir ins Verderben. Weh mir!"

„Beruhigt Euch, Ritter! Beruhigt Euern verzweiflungsvollen und gerechten Schmerz!" sagte die Erzherzogin zu dem weinenden Manne. „Selbst das feindseligste Geschick ermattet endlich in seinen Schlägen. Ihr seht es an mir selbst. Wie Ihr bin ich vom Unglück verfolgt worden, und doch ist endlich Ruhe und Frieden in meine Brust zurückgekehrt. Auch Euch werden die edelsten Güter der Seele nicht immer fliehen."

Der Ritter schüttelte schweigend das schöne Haupt. Dann sagte er dumpf: „Was ein Mensch zu ertragen vermag, ich habe es getragen. Aber daß auch dieses süße Kind vom Pesthauch meines Geschickes gestreift wird, daß ich einen Augenblick in ihrem Anschaun vergessen konnte, wer ich bin und welches Brandmal des Unglücks auf meiner Stirn glüht, daß sich mein langverschlossenes, erstarrtes Herz noch einmal dem Frühlingshauche der Liebe öffnete, und diese Unschuld in die heiße Sandwüste meines

Daseins verlockte, unwillkürlich, ja gegen meinen Willen! das ist der ärgste von allen Schicksalsschlägen, die mich jemals betroffen."

Die bekümmerte Fürstin führte den trostlosen Ritter und seinen theilnehmenden Begleiter ins andere Zimmer und gab Befehl, daß die Gräfin Maria sogleich auf das ihrige gebracht und der Leibarzt zu ihrem Beistande gerufen werde. Margaretha bot all ihre Liebenswürdigkeit auf, ihren verehrten Gast zu zerstreuen und zu erheitern, und sie gab durchaus nicht zu, daß die beiden Freunde an diesem Tage wieder abreiseten. Auch blieb der Ritter gern, theils weil Margarethas sanfte Persönlichkeit beruhigend auf ihn wirkte, theils weil er die Gewißheit mit fort nehmen wollte, daß der Schrecken Marias keine übeln Folgen auf ihre Gesundheit hinerlassen habe.

Der Ritter erzählte der Erzherzogin auf ihren Wunsch die Geschichte seiner Bekanntschaft mit Maria von Isselstein. Die Unterhaltung wurde plötzlich durch Ankunft eines reitenden Eilboten von Brüssel unterbrochen. Er überreichte der Fürstin ein Schreiben des Herrn von Chievres, und sie erbrach dasselbe im Beisein ihrer Gäste.

„All ihr Heiligen!" rief sie plötzlich. „Der große Würfel ist gefallen. König Ferdinand von Aragonien ist todt. Karl ist König von Spanien."

Süderland und Bübenhoven erhoben sich sogleich, um der Fürstin ihre Theilnahme an diesem hochwichtigen Ereigniß auszudrücken.

„Herr von Chievres schreibt mir, daß der Staatsbote eben angekommen, König Karl aber in den Soigner Wald auf die Jagd geritten sei und erst am Spätabend zurückkehren werde. Er bittet mich dringend, sogleich nach Brüssel zu kommen, damit mein Neffe aus meinem Munde zuerst als König begrüßt werde, und ich ersuche Euch, meine Freunde, mich zu begleiten, damit Ihr dem jungen Könige sogleich Euere Ehrfurcht bezeigen könnt." — Diese Bitte konnte nicht füglich abgeschlagen werden, und der Ritter sagte ihre Gewährung mit einem schmerzlichen Lächeln zu. Die Befehle zur Abreise wurden schnell ertheilt, und nach einer halben Stunde waren die beiden Erzherzoginnen nebst einem kleinen Gefolge mit den beiden Gästen auf dem Wege nach Brüssel. Es war gegen zehn Uhr in der Nacht, als sie anlangten. Der Erzherzog hieß es, sei bereits zu Bett gegangen. Die Erzherzoginnen, in Begleitung des Pfalzgrafen Friedrich, des Herrn von Chievres und einiger Staatsräthe, verfügten sich sofort in das Zimmer des jungen Fürsten. Die Pagen fuhren erschrocken empor, und Vivian erblaßte. Karls Bett wurde leer gefunden. „Wo ist der Erzherzog?" rief Margaretha unwillig erstaunt. Niemand gab ihr Antwort. Da stürzte Vivian zitternd und um Gnade bittend der Erzherzogin zu Füßen.

„Was ist das? Was werd' ich erfahren?" fragte Margaretha in großer Aufregung. „Wirst du mir sagen, wo Prinz Karl zu finden ist?"

„In der Katharinenburg,“ stammelte der Page, und alle Anwesenden sahen sich bestürzt an.

„In dem verfallenen Hause in der Martinsvorstadt, wo die Gespenster ihren Spuk treiben?“

„Eben dort.“

„Und was hat er dort zu schaffen?“ — „Ich weiß es nicht“; log der Page in der äußersten Verlegenheit.

„Welch eine tolle Wirthschaft!“ rief Margaretha entrüstet. „Und davon wißt Ihr nichts, Herr von Chievres?“ fragte sie den verlegenen Commandanten uud Hofmeister zürnend. Dieser fand für gut, schweigend die Achseln zu zucken, das Auskunftsmittel aller in der größten Verlegenheit sich befindenden Hofleute. Einige Augenblick lang herrschte eine peinliche Stille.

„Wohlan denn!“ rief Margaretha entschlossen, „wir müssen ihn dort aufsuchen. Zeig' uns den Weg, Vivian! Wir müssen hinter dieses selsame Geheimniß kommen und den Erzherzog in dieser Nacht noch als König begrüßen, wo wir ihn auch finden.“

Die Gesellschaft brach schweigend und in großer Spannung auf, und Süderland und Bübenhoven schlossen sich ihr an. Der Letztere ahnete sogleich die Wahrheit; denn er wußte nur zu gut, welche Gespenster in der Katharinenburg hauseten. Ein paar von Pagen getragene Windlichter leuchteten der merkwürdigen Wanderung vor. Die Erzherzogin Margaretha hatte den Arm des Ritters von Süderland genommen; die Erzherzogin Eleonore ließ

sich von Herrn von Chievres führen. Kein lautes Wort wurde vernommen und die spärlichen Mittheilungen nur flüsternd gemacht. Die ängstliche Erwartung der kleinen Gesellschaft stieg immer höher, als sie durch die feuchte Halle und über die Treppe voll Geröll in dem verrufenen Hause schritt.

Plötzlich schlug ein wildes und verworrenes Geschrei an ihre Ohren, das sie mit Schrecken erfüllte.

„Bei der gebenedeiten Mutter Gottes! Was werd' ich erleben müssen!" schrie Margaretha in höchster Angst und beflügelte ihre Schritte.

„Schlagt ihn nieder, den bösen, unbändigen Buben!" kreischte eine weibliche Stimme aus dem großen Gemach, vor dessen Thür die Gesellschaft eben angekommen war.

Die Männer hatten die Degen gezogen und traten, die beiden hohen Damen in ihrer Mitte, hinein. Ein seltsamer Anblick bot sich ihren Augen dar. Ein Mann in der gemeinen Kleidung eines Landsknechtes, balgte sich mit einem andern ritterlich gekleideten jungen Manne im verzweifelten Kampfe. Das Wuthgeheul, das der Letztere ausstieß, machten die Luft erzittern. Beide bluteten, und ihre Degen, die sie sich entrissen hatten, lagen am Boden. Der Landsknecht hielt den Andern mit kräftigen Armen umspannt und machte den Dolch machtlos, welchen dieser in der rechten Hand hielt. Daneben stand ein scheusliches, altes Weib, nur nothdürftig bekleidet, und stieß Flüche und Verwünschungen aus ihrem widrig ver-

zerrten Munde. Es war Karracha. Jetzt stürzten aus der nächsten Thür einige Zigeuner hervor. Der Anblick der fremden Gesellschaft hemmte ihre Schritte und machte die ganze Scene einen Augenblick erstarren. Der Commandant trat hervor und rief mit donnernder Stimme:

„Im Namen des Erzherzogs! Ihr seid Alle meine Gefangenen.“

Die beiden wüthenden Kämpfer ließen von einander ab, und der vornehm Gekleidete ließ den Dolch fallen und suchte katzenartig zu entwischen. Aber im Nu waren Alle umringt, und die Erzherzogin Margaretha, welche in dem gewandten Burschen schon Toni erkannt hatte, rief ihm zu. Er nahete mit zögernden Schritten und fiel ihr wimmernd zu Füßen. In demselben Augenblicke wurde auch der Landsknecht als der hochwürdige Probst Innocenz erkannt. Die Ueberraschung und das Erstaunen der Gesellschaft fesselten schier ihre Zungen. Niemand wußte, was er von diesem höchst seltsamen Auftritte denken sollte.

„Was hast du hier zu schaffen, Toni?“ fragte Margaretha zuerst den sich vor ihr am Boden windenden Burschen. Er antwortete nicht, sondern heulte nur wie ein Wahnsinniger.

„Bei meinem Zorne sprich, oder du wirst in dieser Nacht noch gehenkt. Was hast du hier vor?“

„Schenkt ihm das Leben, hohe Frau!“ jammerte jetzt Karracha. „Er ist mein Enkel, und ich liebe den tollen Burschen, obwohl er den Galgen verdient haben mag.“

„Wo ist der Erzherzog?“ herrschte Margaretha, von dem Gedanken an die Gefahr, in welcher er hier schweben könne, mächtig ergriffen. Diese Frage versetzte die Gefangenen in sichtliche Verlegenheit.

„Ihr seid Kinder des Todes, wenn Ihr den Erzherzog nicht sogleich mit heiler Haut zur Stelle schafft!“ fuhr die Fürstin mit gesteigerter Angst fort.

„Gnade! Gnade!“ schrie Karracha. „Es ist ihm nichts zu leid geschehen. Er befindet sich gesund und wohl.“

„Fürwahr, durchlauchtigste Frau,“ nahm jetzt der Probst in seiner hastigen Weise das Wort; „des Erzherzogs Hoheit könnte sich kaum wohler befinden, und ich hoffe, Ihr werdet Euch durch seinen Anblick sogleich selbst von meiner Versicherung überzeugen — hier kommt er schon und mit ihm die schöne Lösung aller dieser Euch so wunderbar und außerordentlich vorkommenden Räthsel.“

In diesem Augenblick trat Karl in seiner Verkleidung in den Kreis; ihm zur Seite die zierliche Sonaca, welche ihre gagathschwarzen Augen verwundert, obgleich furchtlos, in dem Kreise umherschickte und mit dem ihr angebornen natürlichen Zauber der Schönheit und Unschuld die Herzen der auf sie Blickenden gewann.

Es bedurfte nun für die Erzherzogin, so wie für keinen Andern aus der Gesellschaft der Fragen und Antworten, um zu erfahren, weshalb sich der junge Fürst hier befinde. Alle nöthigen Erklärungen standen ihm in

verkörpertem Liebreiz zur Seite, und als sie sich vertraulich unschuldig an ihn anschmiegte, gleichsam als begehre sie Schutz von ihm gegen diese drohend aussehenden Fremdlinge, da wußte jedes Herz, von welcher Art die Gefahren seien, in welche sich der junge Fürst begeben. Es war also davon auch mit keinem Worte die Rede. Karl stand verlegen lächelnd vor seiner ernst blickenden Tante und wollte eben ein bittendes oder versöhnendes Wort an sie richten, als sie mit feierlicher Würde auf ihn lostrat, sich tief vor ihm verneigte und mit getragener Stimme sprach: „Heil dem Könige von Spanien und Neapel! Ich bringe Ew. Majestät meine Huldigung dar. König Ferdinand ist todt. Es lebe König Karl!"

Alle Männer hatten die Hüte abgenommen und beugten den huldigenden Zuruf wiederholend das Knie vor dem jungen Könige.

Karl war einen Augenblick überrascht. Aber der Jüngling war in Sonaca's Armen schnell zum Manne gereift, und nicht ohne Würde dankte er dem huldigenden Gruße. „Wann ist mein Großvater, des Königs von Aragonien Hoheit, gestorben?" fragte er.

„Am zwei und zwanzigsten Januar hat ihn der Tod in einem kleinen Dorfe, Namens Madrigalejo, nahe bei Truxillo in Andalusien ereilt. Er starb auf der Reise, als er vom Landsitze des Herzogs von Alba, wo er Hirsche gejagt, zurückzukehren im Begriff stand. In einem kleinen armseligen Hause, welches den Mönchen von Gua-

dalupe gehört, hauchte der Besitzer so vieler Länder und Paläste die Seele aus. Ew. Hoheit aber ist der Erbe aller Kronen und Königreiche Ferdinands und Isabellas.“

„Wir werden ihm ein feierliches Besingniß veranstalten, und unser Hof wird die große Trauer anlegen,“ sagte der junge König.

„Wie, Karl?“ rief jetzt Sonaca mit einem merkwürdigen Ausdruck von Freude und Staunen, und schlug dabei die kleinen Hände verwundert zusammen, „du bist König von Spanien? Du bist der Herzog dieses Landes?“

„Ich bin's, mein süßes Kind, und werde deiner Liebe stets eingedenk sein.“

„Und Ihr dürft nicht zürnen, hohe Frau,“ wandte sich jetzt Karracha zu der Erzherzogin Margaretha, „der Herr König hat keine Unwürdige geliebt. Sie ist die Tochter unserer Königin und entstammt dem Blute unseres uralten Königsgeschlechts. Und ihr Vater ist von gutem deutschen Adel, der Euch sogar verwandt ist.“

„Ihr Vater? Wer ist ihr Vater?“ fragten Karl und Margaretha zugleich.

Da trat Bübenhoven hervor; in seinen Zügen sprach sich die mächtige Bewegung seiner Seele aus. Sonaca eilte ihm entgegen; er schloß sie in die Arme und drückte ihr einen Kuß auf die Stirn. Alle sahen verwunderungsvoll auf diese neue unerwartete Scene. „Sie ist meine Tochter!“ sagte der Junker mit vor Rührung zitternder Stimme, „sie ist das Kind meiner ersten Jugendliebe. Im

schönen Frankreich lernte ich ihre Mutter kennen und lieben, als ich mit Ew. Hoheit nun in Gott ruhendem Herrn Vater die erste Reise nach Spanien machte."

„Wir werden Euch deshalb in Gnaden gewogen sein," sagte Karl königlich vornehm.

Toni erhob jetzt wieder seine Stimme und flehete um sein Leben, indem er hoch und theuer schwur, er habe nicht gewußt, daß sein glücklicher Nebenbuhler der Herr Erzherzog oder jetzige König sei, und er habe doch die Sonaca ganz rasend geliebt, und der Gedanke, daß ein Anderer ihr glücklicher Liebhaber sei, habe ihn schier um Sinn und Verstand gebracht. Karracha vereinigte ihre Bitten mit den seinigen und betheuerte, Niemand von ihren Leuten, außer ihr selbst, habe gewußt, wer der Prinzessin Sonaca Geliebter sei; sie habe das Geheimniß streng bewahrt. Dadurch wurde nun Toni zum Geständniß gebracht, daß die tollste Eifersucht ihn in dieser Nacht in die Katharinenburg getrieben, um seinen Nebenbuhler, den er für einen gemeinen Knecht gehalten, bei Sonaca zu überraschen und sich an ihm zu rächen. Der Probst Innocenz hatte aber, als treuer Begleiter des Erzherzogs auf dessen geheimen Nachtfahrten, gute Wache gehalten und die Gefahr vom Haupte seines jungen fürstlichen Gönners mit kräftigen Fäusten glücklich abgehalten. So verdrießlich auch die Erzherzogin zu der unwürdigen Vertrautenrolle sah, welche der vornehme geistliche Herr bei ihrem Neffen spielte, so war es doch jetzt nicht an der Zeit, sich

ungnädig darüber auszulassen, zumal der Probst gerade dadurch in der Gunst des sechszehnjährigen Königs bedeutend steigen mußte. Auch war es ja gerade nichts Ungewöhnliches, die Väter der Kirche in solchen eben nicht ehrenhaften Angelegenheiten handelnd auftreten zu sehen, und der Probst Innocenz war schon längst als ein geistlicher Würdenträger bekannt, der für seine Person Alles erlaubt hielt, was er, kraft seines Amts, an Andern strafbar finden mußte. Der hohen Frau fehlte jede Herrschsucht, ja sogar die entschlossene Kraft, dem mächtigen König gegenüber, so unerfahren er auch war, ihren Willen zu seinem Besten geltend zu machen. Sie konnte nie die weichgestimmte, zartfühlende Dichterin verläugnen, die in stiller Resignation das ihr zukommende Theil erkannte. Der herrschsüchtigen Umgebung Karls mußte aber ein Vertrauter, wie Innocenz, sehr angenehm sein. Das begriff Margaretha wohl, und sie begnügte sich im Geheimen über das unglückliche Loos der Fürsten zu seufzen, das ihnen bestimmt, stets von unsittlichen und zweideutigen Charakteren abhängig zu sein. Doch wollte sie wenigstens die gefährlichen Zigeuner so schnell als möglich entfernt wissen, und sie trat deshalb mit Herrn von Chievres, dem ein solches Verlangen nur sehr erwünscht kam, im heimlichen Zwiegespräch bei Seite.

Der junge König beschäftigte sich mit seiner Geliebten, um ihre böse Ahnung zu beschwichtigen, daß sie nun wohl seiner nächtlichen Besuche verlustig werden würde.

Da trat der Pfalzgraf Friedrich hinzu und richtete die ehrfurchtsvollen Worte an ihn. „Es ist mir ein ernster Auftrag an Ew. Hoheit zu Theil geworden. In der letzten Lebensstunde Eures königlichen Vaters übergab mir derselbe eine kostbare Brieftasche, die ihm über Alles theuer war; denn sie war das Geschenk einer zärtlich geliebten Jugendfreundin, Namens Luise von Maine, von der Ew. Majestät durchlauchtigste Frau Tante Euch Näheres mittheilen kann, wenn es ihr beliebt. Die edle Dame, welche dem König Philipp jenes ihm so liebe Geschenk gemacht, war damals schon nicht mehr unter den Lebenden. Der sterbende König gebot mir, Euch in derselben Stunde, in welcher Euch die spanischen Königskronen als Euer Erbe zufallen würden, diese Brieftasche zu überreichen und Euch in seinem Namen zu ersuchen, die wenigen Zeilen, die er für Euch hineingeschrieben, als den Willen eines Todten streng zu befolgen. Ich habe die Brieftasche, jenem Befehl zufolge, als mir die Kunde Eurer Erhebung wurde, zu mir gesteckt, um sie Ew. Hoheit zugleich mit meiner Huldigung zu übergeben. Habt die Gnade, sie aus meiner Hand anzunehmen. Ihr findet die Bildnisse Eures Vaters und jener holden Luise von Maine darin, von der geschickten Hand eines niederländischen Malers gemalt."

Der König nahm das reich mit Perlen und Edelsteinen besetzte Büchlein aus der Hand des Pfalzgrafen, schlug es auf und trat mit Sonaca an den Tisch, um sich den

Inhalt an dem dort stehenden Lichte zu betrachten. Sein Auge hing mit Rührung an den Zügen seines Vaters.

„Ach, das muß eine schöne Dame gewesen sein!" rief Sonaca, beim Anblick von Luisens Conterfei aus.

„Sie war die Jugendgeliebte meines Vaters, wie du die meinige bist," versetzte der König und küßte die Reizende. „So will ich dich auch für mich malen lassen."

„Ach, Karl, du hast mir noch kein Andenken an deine Liebe gegeben!" seufzte Sonaca. „Du bist ein großer und mächtiger König und wirst fortziehen und die kleine arme Sonaca vergessen. Schenke mir dies Büchlein als Andenken an unsere Liebe."

„Laß mich erst lesen, was hier geschrieben steht! — — — So, nun nimm es, und wenn du einst einen Wunsch hast, den ich dir erfüllen soll, wenn du dir eine Gnade vom König von Spanien ausbitten willst, so übergib mir dies Büchlein, und so wahr mir Gott helfe! ich will erfüllen, was du begehrst, aus Dankbarkeit dafür, daß du meine Jugend so hochbeglückt hast. Dies Büchlein sei dir ein Unterpfand meines königlichen Wortes."

Sonaca verbarg die Brieftasche im Busen und küßte den König. Dieser aber trat wieder zu den Uebrigen und fragte mit lauter Stimme: „Wer ist Don Alfonzo de Granada, genannt Alnayar? Wo find' ich diesen Mann? Was hat es für eine Bewandtniß mit ihm?"

„Was verlangt Ew. Hoheit vom Träger dieses Na=

mens?" gegenfragte die Erzherzogin Margaretha, von den Worten des Königs sichtbar betroffen.

„Mein Vater hat mir befohlen, es meine erste Handlung als König von Spanien sein zu lassen, daß ich diesen Mann in alle Würden und Güter wieder einsetze, die er einst besessen, und so das Unrecht wieder gut zu machen, welches ihm König Philipp angethan, und welches er sterbend herzlich bereut hat."

„O Maria!" seufzte der Ritter Süderland still und schmerzlich und neigte das Haupt zu Bübenhoven, der im nächsten Augenblick neben der Erzherzogin Margaretha stand und ihr ein paar Worte zuflüsterte. Hierauf wandte sie sich wieder zu ihrem Neffen und sprach: „Ew. Hoheit wird zweifelsohne in Spanien erfahren, wer dieser Don Alfonzo de Granada ist, und ihn kennen lernen."

Die Gesellschaft brach auf, das unheimliche Haus zu verlassen, welches dem jungen Könige ein Feenpallast geworden war. Er sagte der geliebten Zigeunerin noch ein heimliches Wort, eh' er schied. Zwei Männer blieben zurück, Bübenhoven und der Probst Innocenz, der erstere im Saal, während der andere in Begleitung eines Zigeuners, der sich plötzlich zu ihm gefunden und in der Dunkelheit durch einen einzigen Händedruck sich mit ihm verständigt hatte, steile Treppen in die Keller des Hauses hinab stieg.

Bübenhoven umarmte sein' Kind wehmüthig. „Arme Sonaca!" sagte er. „Dein schöner Jugendtraum ist vor-

über. Die Täuschung beginnt, und ihr Schmerz bricht über dich herein. Wenigstens soll er dein schönes Herz nicht unvorbereitet finden."

„Meinst du, daß Karl mich nun nicht mehr lieben wird?" fragte das Mädchen naiv.

„Ach, mein Kind, du kennst die Könige noch nicht. Und Karl müßte nicht Philipps Sohn sein. Sei gefaßt darauf, ihn nie wieder zu sehen, oder nur als König."

Aber Sonaca glaubte dem Vater nicht. Sie hatte ja Karls Brieftasche als Pfand. „Komm, komm, zur Mutter!" drängte sie. „Sie wird sich freuen, dich zu sehen." Damit zog sie ihn aus dem Saal, und er folgte ihr nicht ungern.

Der Probst war mit seinem Führer in der Münzstätte angelangt.

„Was willst du von mir, Pepindorio?" fragte der geistliche Herr halb neugierig, halb ängstlich; denn die düstern Kerkerwände des Kellers behagten ihm eben so wenig, als das Spitzbubengesicht seines Begleiters, das der matte Lichtstrahl einer Lampe eben nicht zu seinem Vortheil beleuchtete.

„Ich habe Euch eine nothwendige Entdeckung zu machen, die Euch angenehm überraschen wird, versetzte Antonio Cebes. „Doch erst muß ich meinen Leuten einen schnell auszuführenden Befehl geben. In einer Stunde darf hier keine Spur unserer Thätigkeit mehr übrig sein." Er rief einem Zigeunerburschen einige dem Probst unverständliche Worte zu; da regte sich's plötzlich in allen Win=

keln. Es wurde aufgeräumt, und alles Werkzeug verschwand nur noch tiefer unter die Erde. Das Gold nahm Antonio an sich, um es eigenhändig zu verwahren. Das Alles ging so schnell und schier lautlos, als ob Zauberei dabei im Spiele wäre.

„Jetzt bin ich ganz der Eure," wandte sich der Zigeuner wieder zu dem Priester. „Eh der Tag graut, müssen wir aus der Stadt sein, wenn uns nicht Unheil begegnen soll. Ich bedarf aber in Brüssel eines Bevollmächtigten, und dazu habe ich Euch ausersehen, hochwürdiger Herr."

„Mich?!" fragte der Probst mit spöttischer Verwunderung.

„Ja, weil Ihr der tauglichste Mann für die Hauptgeschäfte seid, die ich hier zu besorgen habe. Freilich müßt Ihr erst erfahren, wer ich bin, und worin jene Geschäfte bestehen." Und aus einer eisernen Kiste, in welche er kurz vorher Rollen neugeprägten Goldes gelegt hatte, nahm er ein zusammengefaltetes Pergament mit einem großen Siegel, schlug es von einander, hielt es dem Pfaffen vor und fragte: „Kennt Ihr diese Unterschriften?"

Der Probst glotzte auf das Geschrift. „Die Namen Seiner Heiligkeit des Papstes Leo und Seiner Eminenz des Cardinals Staatssecretair Bembo," rief er zurückprallend mit ungeheuerm Respect.

„Wohlan so les't diese päpstliche Bulle!" Der Zigeuner leuchtete ihm mit der Lampe und beobachtete dabe

sein Gesicht, welches sich während dem Lesen seltsam veränderte und immer röther wurde.

„Und Ihr seid —?“ fragte der Probst, als er fertig war, mit fast furchtsamer Stimme.

„Graf Torrillas, Kämmerer Seiner Heiligkeit, der ich Euch unter Allen, die ich hier unter dieser Maske scharf beobachtete, als den Würdigsten befunden, die Angelegenheiten des Papstes zu betreiben. Ihr seid mein Mann und der seinige, und ich darf Euch hohe Belohnung in Aussicht stellen, wenn Ihr die Aufträge, die ich Euch im Namen des Papstes ertheilen werde, zu seiner Zufriedenheit ausführt.“

Des Probstes plumpes Gesicht nahm einen widrig schmunzelnden Ausdruck an. Sein stolzer Nacken beugte sich zu kriechender Unterwürfigkeit.

„Ich bin Ew. Gnaden höchlichst dankbar für die gute Meinung, die Ihr von mir gefaßt, und werde dieselbe zu rechtfertigen wissen. In aller Demuth bin ich bereit, die Befehle des heiligen Vaters zu empfangen.“ Damit küßte er die Namenszüge des Papstes auf dem Pergament.

„So kommt in mein Gemach, damit ich Euch Eure Instruction übergebe.“

Sie traten in ein anderes Gewölbe, dessen eiserne Thür verschlossen wurde. —

Als der Tag anbrach, war nichts mehr von einem Menschenleben in der verfallenen Katharinenburg zu entdecken.

Sechstes Kapitel.

Die ersten Frühlingsboten waren in das schöne Brabant gekommen; mit ihnen zwei ehrenwerthe augsburger Bürger und Handelsherren, die zwar keine Aehnlichkeit mit Frühlingsboten, aber doch sonst ein stattliches Aussehen hatten: Jakob Fugger und Bartholomäus Welser. Als Bürger der Niederlande erscheinen sie in Brüssel, um ihren jungen Landesherrn wegen des Heimfalls der spanischen Kronen zu beglückwünschen, und jeder von ihnen knüpfte an diesen Huldigungsact, je nach seiner Neigung und Einsicht, seine besondern kaufmännischeu Pläne und Speculationen. Fugger hatte seinen alten Lieblingsplan im Auge, den großen Metallreichthum der spanischen Gebirge auszubeuten; auch dachte er daran, den fabelhaften Goldreichthum der neuen Welt, über den sich die abenteuerlichsten Gerüchte verbreiteten, mit deutschem Fleiße und deutschen Kenntnissen anzugreifen; Welser dagegen zog mehr den sich in Aussicht stellenden, ungeheuern Nutzen des Handels und der Schifffahrt nach der neuen Welt in

Betracht. Welche Pläne, welche Entwürfe, Hoffnungen und Aussichten erblühten aus dem merkwürdigen Umstand, daß ein deutscher Prinz aus dem östreichischen Hause König von ganz Spanien, von Neapel und Sicilien, und von jenem ungeheuern westindischen Reiche wurde, von dessen Ausdehnung und Reichthum die Begriffe noch gänzlich schwankend waren! Wie der niederländische Adel darauf die kühnsten Hoffnungen auf Macht, Reichthum, Einfluß und Ehrenstellen baute, und den jungen eben nicht geistesstarken König, der schier keinen eignen Willen zu haben schien, nur als Mittel zur Verwirklichung jener Hoffnungen betrachtete; so der mächtige und reiche niederländische Kaufmannsstand, dem sich mit den spanischen Kronen ihres Herzogs eine Perspective eröffnete, wie noch keine in der Weltgeschichte vorhanden gewesen war. Es war also natürlich, daß Männer von so großem und umsichtigem Speculationsgeist, wie Jakob Fugger und Bartholomäus Welser in diesem allgemeinen Wettlaufe nicht zurückblieben, ja es darf nicht verwundern, daß sie mit ihren bedeutenden materiellen und geistigen Mitteln den Uebrigen den Rang abzulaufen suchten. Noch niemals war das freundliche Wohlwollen, welches das habsburger Fürstenhaus den Fuggern geschenkt hatte, und die treue Anhänglichkeit und Ergebenheit der Letztern an jenes dem alten Leinweber mehr zu statten gekommen als jetzt, wo die Macht und der Wirkungskeis der östreichischen Herrscherfamilie sich so ins Ungeheure erweiterten. Die Summen,

welche Jakob Fugger dem Kaiser Max geborgt, für die er immer so gute Interessen erhalten, und statt deren Rückzahlung er meist so reiche und einträgliche Herrschaften und Länderstriche erworben hatte, schienen doch jetzt erst Zinsen abwerfen zu wollen, welche einen Krösusreichthum der Fugger in Aussicht stellten. Wie angelegentlich hatte der Kaiser seinen Freund und Helfer Jakob seinem Enkelsohne empfohlen! Wie eifrig hatte die Erzherzogin Margaretha dem ihr werthen und erprobten augsburger Bürger bei ihrem Neffen das Wort geredet! Wie freundlich war das Bild, welches der König Karl selbst aus seinen ersten Jugenderinnerungen und Eindrücken von dem wackern Leinweber in der Seele trug! Und von einer andern Seite betrachtet, wie wichtig für ein ehrgeiziges Fürstenhaus von solcher Bedeutung, wie das östreichische jetzt durch den Erwerb der spanischen Länder geworden war, mußte solch ein unbedingt ergebener, über so gewaltige Geldmittel gebietender Mann, wie Jakob Fugger, sein, und wie sehr erheischte Karls eigner Vortheil, denselben mit Gnadenbeweisen zu erfreuen!

Es hat zu allen Zeiten eben so wohl im Interesse der Fürstenmacht, als in dem der Geldmacht gelegen, sich zu gegenseitigem Schutz und Gewinn mit einander zu verbinden, und niemals paßten ein deutscher Kaiser und ein deutscher Geldfürst besser zusammen, als Maximilian und Jakob Fugger. Es war also nicht daran zu zweifeln, daß die beiden Augsburger mit ihren Plänen reussiren würden.

Auch war Jakob Fugger vorsichtig genug, nicht allein beim jungen König und seiner Tante zu wirken; er suchte und wußte durch Mittel, die niemals fehl zu schlagen pflegen, alle einflußreichen Adeligen aus der Umgebung des Königs, von denen vorauszusetzen war, daß sie sie ihn nach Spanien begleiten würden, besonders aber den geldgierigen und mächtigen Chievres, für sich und seine Projecte zu gewinnen, und der sanguinische und dem stolzen Adel keineswegs freundlich gesinnte Welser bewunderte oft die Zähigkeit seines Freundes, mit welcher derselbe Alles, was er wollte, durchsetzte, und gestand, Jakobs Verdienste anerkennend, willig ein, daß er allein wenig oder nichts erreicht haben würde.

Das Resultat mehrwöchentlicher Verhandlungen war, daß der König, sobald er in Spanien angelangt sei und von seinem Erbe Besitz ergriffen habe, die Expedition des Hauses Welser nach der neuen Welt kräftig unterstützen wollte. Es sollten dazu in Castilien selbst erfahrene Schiffer gewonnen werden, welche wo möglich die Reise nach Westindien schon gemacht hätten. Der Ritter Süderland sollte in einigen Wochen die nach Westindien bestimmten Schiffe in einen spanischen Hafen führen, und bis zur Ankunft des Königs Schiffsleute von der bezeichneten Art zu werben und die Bekanntschaft der vorzüglichsten Schiffsführer, welche mit und nach Colombo die neue Welt besucht hatten, zu machen suchen, um von ihren Erfahrungen Nutzen zu ziehen. Dies war jedoch

nur die eine Aufgabe des Ritters; die andre, nicht minder wichtige bestand darin, daß er bis zum Abgange der Expedition ganz Spanien bereisen, und sich überall über den Stand und die Beschaffenheit des Bergbaues, vorzüglich der alten Goldminen unterrichten sollte, und zu diesem Behufe hatte Fugger beschlossen, ihm einige erfahrene Bergleute mitzugeben. Aus dem gelieferten Berichte wollte der alte Leinweber ersehen, wie er weiter zu verfahren habe, um die spanischen Goldgruben in Pacht zu nehmen. Dann wollte er entweder Georg Turzoin oder Marx von Bübenhoven, oder nach Beschaffenheit beide nach Spanien zum Betrieb des Bergbaus senden, und um den Letztern zu diesem schwierigen Geschäft geschickt zu machen, hatte er ihm angekündigt, daß er ihm die Leitung der tiroler Silberbergwerke anvertrauen werde. Bübenhovens Freude darüber war sehr groß; denn schon lange hatte er eine stille Sehnsucht nach seinem geliebten Vaterlande in der Brust getragen.

Die fuggersche Instruktion für den Ritter Süderland ging aber noch weiter. In Westindien angekommen, sollte er nicht allein auf der Insel Hispaniola, sondern auch auf den übrigen Inseln und auf dem Festlande, so viel als möglich, sich über die reichhaltigen Goldgruben unterrichten, welche eine so große Menge Spanier dorthin zog, die alle mit Schätzen von unglaublichem Werthe zurückkehrten. Zu diesem Zwecke sollten ihn auch dorhin einige der ihm mitgegebenen Bergleute aus den Kremnitzer Gru-

ben begleiten. So weitaussehend und umfassend waren Jakobs Pläne.

Bei einem Banket, welches der König den beiden Augsburgern gab, sagte er zu Fugger: „Meine Tante hat mir einen prächtigen Burschen nachdrücklich als Bereiter empfohlen. Der junge Kerl reitet, daß ich ihn beneiden könnte. Nie noch hab' ich solche Verwegenheit auf dem Pferde gesehen. Ich hab' ihn gleich gewonnen, und er wird mit mir nach Spanien gehen. Als ich mich bei der Erzherzogin für die Zuweisung dieses Subjects bedanke, erfahre ich zu meinem Erstaunen, daß der Bursche eigentlich ein Bergmann und in Euern Gruben aufgewachsen ist, Herr Fugger. Kann man sich etwas Tolleres denken: ein Bergknapp und solch ein Reiter! Man könnte an Hexereien und Teufelskunst denken."

„Ah, das ist der Toni, der Zigeunerbub!" versetzte Fugger. „Er ist mir von Kremnitz mit den Zigeunern davon gelaufen. Der Liebling meiner Frau. Ein geschickter Bergmann, den ich ungern entbehrt habe."

„Wenn das Eure Meinung ist, so ist mir der Bursche doppelt werth. Ich will in Spanien eine Commission niedersetzen, welche mit Euern Leuten zusammen den Zustand der dortigen Bergwerke prüfen soll. Da werd' ich den Toni gut verwenden könen."

„O, er hat etwas in meiner Schule gelernt! Aber mich verlangt, den wilden Burschen wieder zu sehen."

„Ich werde ihn Euch zuschicken." —

Nach einigen Stunden trat Toni in der prächtigen Schaube eines königlichen Bereiters in Fuggers Herberge.

„Ah, Toni, warum bist du mir durch die Lappen gegangen?" fragte Jakob gutmüthig und erfreut, seinen Zögling in so guten Umständen zu sehen. Toni, auf einen schlechtern Empfang gefaßt, da er sich als den Räuber des Knaben Raimund Mohr verrathen glaubte, wurde durch diese Worte sehr mittheilsam gestimmt und entgegnete: „Ich tauge zum Bergmann so wenig wie zum Leinweber. Ich gehöre aufs Pferd, und der König hat mir glücklich darauf geholfen. Ihr dürft mir nicht zürnen, daß ich mich heimlich davon gemacht habe."

„Um des Königs willen, der dir gewogen ist, soll dir Alles vergessen und vergeben sein. Ich wünsche dir Glück zu deiner neuen Laufbahn!"

„Zum Dank will ich Euch eine Euch nützliche Mittheilung machen. Der Obersteiger Gebhard Diether in Kremnitz ist ein Schurke; er bestiehlt das Bergwerk nnd verkauft das Golderz an die Zigeuner. Jagt den Dieb zum Teufel und duldet keine Zigeuner in der Nähe Eurer Bergwerke."

„Du bist selbst ein Schelm," sagte Fugger zornig. „Der Diether meinte es gut mit dir, und nun willst du ihn bei mir verläumden, gewiß nur aus Rache, weil er dich einmal gezüchtigt. Ich kenne den Obersteiger besser."

„Glaubt, was Ihr wollt!" entgegnete Toni trotzig. „Ich bin gottlob des Königs Dienstmann, und Eure Hän-

del gehen mich nichts an." Damit verließ er ohne Weiteres den verstimmten Kaufherrn.

Fugger und Welser reiseten am folgenden Tage nach Antwerpen zurück und betrieben mit Eifer die Abfahrt der beiden nach Westindien bestimmten Schiffe nach Spanien. Sie verhandelten viel mit dem Ritter Süderland; die Bergleute, welche ausersehen waren, die spanischen und westindischen Goldgruben zu prüfen, trafen ein; die Schiffe wurden mit theils bewährten, theils jungen Seeleuten bemannt, welche ihre Schule machen sollten.

Sehr brauchbar und nützlich erwies sich dem Ritter Süderland der Knabe Martin. Schlau und gewandt begriff er nicht nur Alles leicht, sondern führte jeden Auftrag seines Herrn zu dessen Zufriedenheit aus. Mit der ihm natürlichen Geschmeidigkeit wußte er sich jedem Verhältniß und jedem Charakter zu fügen; gleichsam instinctartig fühlte er bald die Schwächen der Leute, mit welchen er in nähere Berührung kam, heraus und verstand sie gut zu benutzen. Wenn ihn der Ritter als ein Geschenk Maria's hoch hielt, so wurde er ihm wegen seiner Brauchbarkeit allmälig unentbehrlich.

Eines Tags sagte Martin zum Ritter: „Es hat sich auch noch ein Schiffsjunge gemeldet, der meine Arbeit theilen und sich vorzüglich in der Küche verwenden lassen will. Ich habe schon lange Freundschaft mit ihm geschlossen, und ich bitt' Euch, ihn meinetwegen anzunehmen."

„Weshalb hast du ihn nicht gleich mitgebracht?“ fragte der Ritter.

„Er kann sich Euch nicht eher vorstellen, als am Tage der Abreise, weil er bis dahin in einem ihn streng fesselnden Dienst ist.“

„Es ist gut, Martin. Ich will ihn dir zu Liebe annehmen.“ —

Der Tag der Abfahrt kam schnell heran. Ein frischer schöner Frühlingsmorgen glänzte auf die Wimpel und Flaggen, auf das Takelwerk und die buntgemalten Schiffe. Die ganze Mannschaft war auf den Decken in Reih und Glied aufgestellt, festlich geschmückt und in heiterster Stimmung, um sich von den beiden Schiffsherrn und dem Schiffsführer besichtigen zu lassen. Bord und Masten waren mit Kränzen geschmückt; Blumen des deutschen Frühlings leuchteten und dufteten als gute, heilbringende Vorbedeutung der Reise in die neue Welt. Auf den Flaggen glänzten die Wappenbilder Brabants und Flanderns, Castiliens und Aragoniens und dazwischen der Pinienapfel der Stadt Augsburg.

Jakob Fugger und Bartholomäus Welser führten den Ritter Süderland in ihrer Mitte. Alle drei waren im größten Feststaat mit güldnen Ketten behangen. Ihnen folgte Marx von Bübenhoven mit den Dienstleuten der fuggerschen und welserschen Handlungshäuser in Antwerpen. Sobald der Zug von den Schiffen aus erblickt wurde, löseten diese ihre Stücke zum Gruß, und so wie

die Herren das erste Schiff betraten, schallte ihnen ein Vivat der Mannschaft entgegen. Die drei Herren schritten musternd durch die Reihen der Leute; zuletzt blieben Süderlands Augen auf einem schlanken, braunen Burschen hangen, den er noch nicht gesehen hatte, und der ihm doch bekannt vorkam. Er stand neben Martin, und dieser ergriff das Wort, indem er seinem Herrn zuflüsterte: „Es ist mein Freund Peter, der Schiffsjunge, von dem ich Euch gesagt.“ Der Ritter nickte dem neuen Diener Beifall zu und schritt dann den Andern nach.

Nachdem eine kleine Collation von den Herren eingenommen war, und die Schiffsleute das Wohl derselben und Alle auf eine glückliche Reise getrunken hatten, kehrten die Erstern nach dem Lande zurück, die Anker wurden gelichtet, und die Schiffe fuhren den Strom hinab.

Ohne Aufenthalt erreichten sie das Meer, und am folgenden Tage liefen sie in den Canal ein. Aber in den Nachmittagsstunden trübte sich der Himmel, und alle Anzeichen des Wetters deuteten auf einen heftigen Sturm. Eh es Nacht wurde, gingen die Wellen schon bedenklich hohl, und der Wind trieb die Schiffe den gefährlichen Felsenküsten Englands zu. Je weiter die Nacht vorschritt, desto drohender wurde die Gefahr, und die angestrengteste Arbeit der Matrosen blieb fruchtlos. Der Sturm rasete; die beiden Schiffe wurden getrennt, und das, auf welchem sich der Ritter befand, schien dem Untergange geweiht.

Mit kalter Ruhe gab Süderland seine Befehle; dann aber rief er Martin herbei. Neben dem Knaben kniete Peter, der Schiffsjunge, und betete inbrünstig. Mit trübem Lächeln, das mit dem Leben abgeschlossen hatte, sagte der Schiffsführer zu beiden: „Euer junges Leben dauert mich. Wer aber zur See geht, muß das Leben auf's Spiel setzen. Wenn uns Gott nicht rettet, Menschenkraft vermag nichts mehr. Werden wir an die Kreidefelsen Englands geschleudert, so sind wir des Todes, und wenn uns der Sturm so fort in nordwestlicher Richtung jagt, so müssen wir scheitern. Martin, ich habe noch einen Auftrag für dich. Vielleicht erbarmt sich der Himmel deines jungen Lebens, während er dem meinigen ein Ende macht. Es hat lang genug gedauert, um alles Böse und Bittre, was die Erde hat, darauf zu häufen. Der Tod ist mir willkommen. Nimm hier diese Brieftasche. Sie enthält sehr werthvolle Papiere. Erreichst du glücklich das Ufer, so eile zurück nach Brabant. Du weißt schon, wem du sie dort bringen sollst. Dein wehmüthiges Nicken sagt es mir. Ja diese Papiere sollen das Erbe deiner ehemaligen geliebten Herrin, der Gräfin Maria sein. Sie hat dich mir zum Geschenk gemacht; sie wird dich als mein Vermächtniß wieder in ihre Dienste nehmen. Aus den Papieren wird sie mich ganz kennen lernen und die tiefe, reine und starke Liebe, die ich für sie hegte. Erzähle ihr, wie ich gestorben bin, und daß mein letztes Wort ihr theurer Name war."

Bayerische Staatsbibliothek München

Der Schiffsjunge Peter erhob sich rasch, stürzte auf den Ritter los, warf sich vor ihm auf die Knie und rief leidenschaftlich: „Mit dir sterben will deine Maria. Arm in Arm wollen wir die Seelen im Wellengrabe aushauchen, und ich will die deinige vor Christi Richterstuhl tragen und Gnade für sie erflehen.“

„Maria! Maria!“ stammelte Süderland erschrocken; dann aber jauchzte er entzückt: „Maria, du bist's. In fremder Gestalt bist du mir gefolgt, holdseliges Weib! Sei gesegnet, sei gesegnet, du reine große Seele! Jetzt mag das Schiff am Felsen scheitern, jetzt mag die Welle Tod über uns wälzen! Was brauch' ich noch zu leben nach der Wonne dieses Augenblicks! Mir ist der Tod willkommen, da mir das Leben jetzt seine höchste Seligkeit gebracht hat. O süßes beneidenswerthes Loos, jetzt mit dir zu sterben, reizendste Blume aus Gottes irdischem Garten!“ Und er schlang die Arme um das sanftweinende Mädchen, die das kleine Haupt, des Schifferhutes entledigt, an seine Brust gelehnt hatte und die herabquellende Fülle ihrer Locken auf ihn streuete. „Ich werde deine Seele retten, Johannes,“ schluchzte sie, „und dann ewig mit dir vereint sein dürfen im Angesicht Gottes.“

„O deine Liebe allein könnte mich zu deinem Glauben bekehren!“ sagte der Ritter zärtlich. „Der Glaube eines so treu liebenden Herzens muß göttliche Kraft haben. Aber meine Liebe ist nicht minder stark als die deinige. Der Gott der ewigen Liebe ist unser gemeinsamer Gott;

der Urborn dieser Liebe ist die Seligkeit, zu der wir eingehen werden. Die Liebe, die Liebe wird uns in ihren göttlichen Schoos aufnehmen; wir werden uns in das unergründliche Meer ewigen Entzückens versenken."

„Und Christus, der einst menschgewesene Gott, wird dich auf meine Fürbitte zu Gnaden annehmen."

Der Ritter überließ sich der gefühlvollen Zärtlichkeit der Geliebten, die im Angesicht des Todes in ihre natürlichen Rechte trat. Wie mürber Zunder fielen die Rücksichten der Welt von ihnen; sie betrachteten sich nicht mehr als dem irdischen Leben angehörig; ihre Seelen schmolzen in ein Ganzes zusammen und nahmen also vereint den Flug nach höhern Regionen. Martin stand lächelnd neben den Glücklichen; selbst er vergaß, in das Anschaun ihres Glücks, das er als sein Werk betrachten durfte, versunken, auf Augenblicke die Todesgefahr.

Der Ritter erfuhr nun aus Maria's Munde, welch unsägliches Leid ihr die Trennung von ihm bereitet. Anfangs sei ihr die Nachricht, daß er Klosterbruder geworden, ein Trost gewesen; denn sie habe ihn nun als einen Bekehrten betrachten dürfen; bald aber habe die Sehnsucht nach ihm sie fast verzehrt. Sie habe darauf ihre Eltern vermocht, Oestreich wieder zu verlassen und in ihre Heimat zurückzukehren. Hier habe sie gehofft, sie werde als Hofdame der Erzherzogin Margaretha von ihrem Seelenleid genesen; kaum aber habe sie einige Wochen in ihrer neuen Stellung zugebracht, als sie ihn, den heiß Geliebten, im

Zimmer ihrer Herrin gehört und gesehen habe. Sobald sie die Krankheit, welche ihre der freudige Schreck zugezogen, überwunden habe, sei ihr erste Sorge gewesen, den Knaben Martin aufzusuchen. Von ihm habe sie die nahe Abreise des Ritters erfahren, und von diesem Augenblick habe der Entschluß unerschütterlich fest in ihrer Seele gestanden, Vater und Mutter, Herrin und Vaterland zu verlassen und ihm, dem geliebten Manne, als Beschützerin in die neue Welt zu folgen, mit ihm zu leben und zu sterben und ihn zum Glauben an die erlösende Kraft des Blutes Christi zu bekehren. Da sie aber vorausgesehen habe, daß sein ritterlicher Edelsinn ihre Begleitung würde zurückgewiesen, und ihre Eltern und Verwandte nebst der Erzherzogin sie würden zurückgehalten haben, so habe sie allein den ihr treu ergebenen Martin in ihr Geheimniß gezogen, und mit Hülfe desselben sich die Matrosenkleider verschafft. Am Abend vor der Abfahrt der Schiffe habe sie von der Erzherzogin die Erlaubniß erbeten, ihrer Mutter einen Besuch machen zu dürfen. Im Wagen habe sie die Matrosenkleider verborgen gehabt und mit Martins Hülfe sich am Morgen umgewandelt.

Der Ritter küßte ihr zum Dank die schöne Stirn und die frommen Züge, welche sie durch künstliche Mittel so geschickt zu entstellen gewußt hatte.

Noch plauderten sie zusammen, als das Schiff plötzlich einen furchtbaren Stoß erhielt, der Alles auseinander warf. Ein Todesschrei durchschrillte die Räume.

„Unsre irdische Laufbahn ist vollendet,“ sagte der Ritter ernst. „In wenigen Minuten ist der Vorhang gefallen, der uns noch von einem höhern Wirken trennt. Fasse Muth, meine Geliebte!“

„Ich sterbe getrost und selig mit dir. Martin, wenn du gerettet wirst, so bring' meinen Eltern die Grüße ihres sterbenden Kindes. Ich lasse sie bitten mir zu verzeihen; ich hätte nicht anders handeln können. Sie möchten für meine und meines Geliebten Seelen beten.“ Doch statt des Todes war die Rettung nah. —

Obgleich das Schiff stark beschädigt war, so gelang es doch den Matrosen, dasselbe so geschickt zu kalfatern, daß das Eindringen des Wassers gehemmt wurde. Es saß fest, und als der Morgen anbrach, wurden sie von ein paar Lootsenböten begrüßt und erfuhren, daß sie sich in der Gruppe der kleinen Scylly-Inseln befanden.

Eine Stunde später saß das dem Leben wiederschenkte glückliche Liebespaar mit dem Knaben Martin, den der Ritter jetzt wie seinen Sohn betrachtete, im reinlichsten Fischerhause des Ufers und freute sich des erhaltenen Geschenks, der grünen Erde und der hellen Stunden, die über ihre Häupter dahin zogen.

Siebentes Kapitel.

Granada! Liebliche, purpurrothe, süßduftende Granatblüthe am stolzen Baume, den einst das heiterste, liebenswürdigste und genußverständigste Volk des Mittelalters im fruchtbaren Süden der hiberischen Halbinsel gepflanzt! Köstliche Schöpfung der kunst- und poesiereichen Mauren in einer reizenden Natur! Kühn und lieblich, stolz und zierlich, großartig und anmuthig erhebt sich auf der Gebirgszunge, die in das Thal des Darro herabläuft, das Riesenschloß der Alhambra mit seinen leichten gefälligen Zinnen und schlanken Thürmen von farbigem Porphyr, Jaspis, Marmor und Lapislazuli, mit seinen vergoldeten und durchbrochenen Kuppeln und farbenprächtigen Decken, mit seinen leichtgeschwungenen Hallen und bemalten Gewölben, mit seinen luftigen Gemächern und kühlen Säulengängen voll morgenländischer Pracht und Kunst, selbst eine kleine Stadt, ein wahres Tabernakel von Schätzen des Reichthums und des heitersten Lebensgenusses; und zu drei Seiten um den Berg, der das köstliche strahlende Maurenschloß, einst die Königsburg der Sultane von

Granada, trägt, lagert sich die Stadt zum Theil selbst wieder auf Anhöhen und Hügeln. Höher noch als die Alhambra auf demselben Bergvorsprunge nach dem Gebirge zu erhebt sich das Felsenschloß el Generalife, das „Haus der Liebe,“ diese leichte, hohe, herrliche und großartige maurische Villa, einst die Sommerwohnung der Sultanin, ein so wunderbar zierlicher und eigenthümlich kunstvoller Bau mit Gallerien, Balkonen, Plattdächern und Thürmen, Säulenhallen und Säulengängen, Kuppeln und Sälen, in Gold und Farbenpracht strahlend, durchbrochen und zierlich ausgearbeitet, wie gedrechselt, die Wände mit den sinnreichen und süßen Liebessprüchen des Koran verziert, von wollüstig rauschenden Fontainen aus Marmorbecken durchkühlt, ein so anmuthiges und seltsam lustiges Haus, wie eine Phantasieschöpfung eines arabischen Dichters, wie der heiße bunte Traum eines in den Armen schmeichelnder Liebe entschlummerten Nachkommen des Propheten. Der Generalife ist von der nahen, tiefer liegenden Alhambra durch eine Schlucht getrennt, über welche sich eine herrliche Marmorbrücke schwingt; Felsentreppen und dunkelgrüne Laubgänge führen vom großartigen Königsschlosse durch einen üppigen, weitläufigen Park zum lieblichen luftigen Schlosse der Königin hinauf, das, von der Vega aus gesehen, wie eine Mauerkrone über der Alhambra schwebt, wie diese selbst sich als ein stolzes Königshaupt über der Stadt erhebt und sich herrschermild ihr zuzuneigen scheint.

Hinter dem Generalife stuft sich das Gebirge noch höher und steiler auf. Ein schön geformter Felsenhügel steigt dort empor, der „Stuhl des Mauren" genannt, an dessen Seiten sich mehre in den Felsen gegrabene Höhlen befinden. Diese dunkeln, schauerlichen und geheimnißvollen Kammern sind die uralten Grabstätten der maurischen Könige von Granada. Sie, die von diesem Berge aus über ein lebensfrohes Volk geherrscht, weitschauend in das blühende, schätzereiche Land, sie, die stets die reinen Lüfte des Berges geathmet, die frischen Wasser des Berges getrunken hatten, sie wollten auch im Tode auf der freien Berghöhe in Staub zerfallen. Sie verstanden die Poesie in das Leben auch in den Tod einzuführen, diese beneidenswerthen Könige! Vom Gipfel dieses Berges eröffnet sich dem genußsuchenden Auge eine der prachtvollsten und herrlichsten Aussichten des Erdbodens. Was Neapel für das Meer, das ist Granada für das Land, eine Städtekönigin der Schönheit. Wohl mochten die glücklichen Sultane von Granada hier herauf ihren Königsstuhl tragen lassen, um sich hier nieder zu setzen und ihrem Auge alle Schwelgerei in den Reizen des von der untergehenden Sonne überglänzten Wundergartens zu gewähren. Ja bei Sonnenuntergang mußt du Granada vom Gipfel des Maurenstuhls sehen! Vor dir im Vordergrunde liegt zuerst das überaus köstliche Schlößchen des Generalife mit seinen schlanken sonderbar gearbeiteten Thürmchen von Lärchenholz oder Marmor, mit seinen

blanken Metallfriesen, in denen der Sonnenstrahl blitzt, auf seinem grünen Felsen; tiefer zu deinen Füßen breitet sich die thurmreiche Alhambra aus; du schaust auf ihre vergoldeten Zinnen und platten farbigen Dächer hinab, geschmückt mit den phantastischen Bildungen arabischer Baukunst. Die duftige Beleuchtung des Abends umkleidet sie. Du wähnst ein verkörpertes Märchen der Scheherazade vor dir zu sehen. Wie eine geöffnete Granate liegt die Stadt mit ihren Thürmen und Palästen im weiten Halbkreise um den Fuß der Alhambra herum, die gleichsam den Mittelpunkt derselben bildet. Die Häuser sind umgeben und überragt vom dunkeln Laub der Pomeranzenhaine und der Sykomoren-Lustwäldchen, und der weiße Perlenschaum der Springbrunnen, von der Sonne siebenfarbig durchglüht, giebt den grünen Höfen Leben und Bewegung. Zu deiner Rechten schickst du das trunkene Auge in das romantische Thal des Darro, welcher die Stadt durchströmt, um sich mit dem Xanil zu vereinigen, dessen reizendes Thal sich dir zur Linken öffnet. Jenseits des Darro steigen die Häuser und Gärten des Albaïcin, das hohe Stadtviertel der geschickten Handarbeiter, und die mit indianischen Feigen bedeckten Abhänge des Michaelsbergs mit einer Menge von Armen bewohnter Höhlen auf. Und weiter über die Stadt hinaus, deren Mauer tausend und dreißig Thürme zieren, wird deine entzückte Seele von den Flügeln des Auges in die herrliche Veja getragen, deren Reize und Fruchtbarkeit zum

Sprichwort geworden waren. O Veja von Granada, durchströmt vom blauen Xenil und bewässert von tausend aus ihm abgeleiteten Bächen, begrenzt vom blauen Gebirge von Loja, von der vom christlichen Fanatismus deiner spanischen Unterjocher schnell erbauten Stadt Santa Fé, und von der aus drei kolossalen Bergkegeln bestehenden Sierra de Elvira, wie viel zärtliche Herzen hast du auf deinem blumenreichen Boden wandeln sehen, wie viel süße Liebeslieder erklingen hören! Wie reich ernährtest du die üppigen Kinder Granada's mit der Fülle deiner Früchte! Aber ach! Du trankst auch das Blut seiner edelsten Söhne, die im Kampfe für ihren Glauben und ihre Freiheit auf deinem Blumenteppich ihr Leben aushauchten! Liebliche Veja, köstlicher Garten Granada's, deine liebe- und liederfröhlichen Zeiten sind für immer dahin, und nur Seufzer und Klagegesänge flüstern über deine zertretenen Rosen! —

Nun wende dich, belohnter Bergsteiger, auf deinem erhabenen Maurenstuhl und blicke in die majestätische Berggegend hinaus, der du bist jetzt den Rücken kehrtest! Da entfaltet die stolze, schroffe Sierra Nevada, die Kette des Schneegebirgs, ihre ganze königliche Herrlichkeit vor deinem Blicke. Wie kühn steigen ihre schneebedeckten Zacken und Kuppen in die blaue Himmelsluft empor und leuchten noch lange, nachdem die Sonne hinter der Sierra de Elvira verschwunden ist, wie glühende Opferherde.

O Granada, du reizgeschmückte Maurenkönigin, wie

schwer und erdrückend lastet das dir aufgezwungene Christenkreuz auf dir! Du erliegst unter dem dürren bluttriefenden Stamme, wie einst der edle Mann, als er ihn zur Richtstätte schleppen mußte, um daran geschlagen zu werden, der Mann, dessen reine menschliche Lehre vom Fanatismus und der Dummheit derer, die sich nach ihm nannten, bis zum Wahnsinn verunstaltet und gemißbraucht wurde. Auch du bist an das harte Kreuz geschlagen, süße heitere Tochter des Morgenlandes, und es ist finstere Nacht um dich geworden, wie die Sage vom gekreuzigten Meister erzählt: daß, als er am Kreuze hing, sich der Tag in tiefe Nacht verwandelte.

Auf einem versteckten Felsenpfade stieg am Spätnachmittage eines prächtigen Frühlingstages ein junges maurisches Weib zu dem „Stuhl des Mauren" empor. Wie eine der Gemeinsten aus dem Volke trug sie einen dunkelfarbigen Burnuß, der ihre ganze Gestalt verhüllte. Wer hätte in ihr die reizende Gräfin Cardona erkannt, die am Hofe des jungen Königs Karl in Brüssel alle Männerherzen bezaubert hatte? Aber es war auch keiner jener Männer hier in der unglücklichen Maurenstadt, der an ihr hätte zum Verräther werden können. Zuweilen hielt sie die Schritte an, um zu verschnaufen; dann wandte sie die Blicke rückwärts und bestreifte mit dem feurigen Auge die Schönheit der Veja, oder die Thürme der Stadtmauer, oder die hoch aufragende Häusermasse des Albaïcin, und dann verdüsterten sich ihre Züge, ja sie nahmen

zuweilen sogar den Ausdruck des Zorns und Grimms an, und in dem reizenden Auge glänzte eine schmerzliche Thräne, ein tiefer Seufzer entwand sich ihrer Brust, und die Hand, die sie, wie verlangend oder wie segnend nach der Stadt ausstreckte, krampfte sich zur Faust zusammen. Dann schritt sie wieder rascher bergan.

Die sinkende Sonne stand eben dicht über einem der mächtigen Kegel des Elviragebirgs und warf ihre letzten verklärenden Strahlen auf die vergoldeten Kuppeln und die Metallfriese der Alhambra, erfüllte die Säulengänge und offnen Säle mit den violetten und purpurnen Tinten, die den wunder- und prachtvollen Bau mit dem Hauche der Verklärung überschleierten, und durchglühete den Silberbogen der hohen Springbrunnen mit den Farben des Regenbogens. Alle Farben an Kuppeln und Dächern flammten lebendiger, vom Scheidekuß der Sonne berührt, und die schlanken zierlichen Thürmchen umspielte der kostbare Duft des Abends. In diesem Augenblick trat das mit Schönheit ebenfalls so reich ausgestattete junge Weib auf den Gipfel des Hügels und sah zu ihren Füßen den Generalife, die Alhambra, die Stadt in drei absteigenden mächtigen Stufen. Die hochemporgetriebenen perlenden Wasser der Springbrunnen schimmerten, glitzerten und funkelten; sie vernahm das Rauschen der Wasser, welche in hohen uud kühngeschwungenen Aquaducten über das Gebirg aus den Quellen des Darro in den Generalife und weiter in die Alhambra geleitet waren, eins der

heilbringendsten Bauwerke der Sultane von Granada. Bald flammte ihr Auge wie trunken von all den sich ihm entgegenbietenden Reizen, bald füllte es sich mit Thränen, und ihr Busen hob und senkte sich von den Gefühlen, die sie bestürmten.

„O mein Vaterland!" seufzte sie endlich, „wie unvergleichlich schön und herrlich bist du! O Granada, du holdseligste aller Städte! Nicht vergebens haben deine Dichter dich mit einem mit Schmelzarbeit gezierten Schmuckschreine einer Sultanin verglichen, der von Hyazinthen und Smaragden glänzt! Leuchten doch deine Marmorthürme durch das dunkle Laub der Pomeranzenhaine wie Sterne durch die Nacht. Und deine Springbrunnen winden dir ein ewig frisches Perlengeschmeide um Hals und Brust. Sei gegrüßt mir, Stadt meiner Väter, der Könige dieses Landes!" In diesem Augenblicke wehmüthigen Entzückens fielen ihre Augen auf das mächtige Kreuz, welches den höchsten Mauerthurm der Alhambra, den Torre de la Vela, krönte, und sie zuckte schmerzlich zusammen. „Weh dir, Stadt meiner Väter," weinte sie nun leise, „daß du das Zeichen deiner tiefsten Schmach über dir erhöht sehen mußt! Aber getrost! die Fahne des Propheten soll wieder auf deinen Thürmen flattern, und siegreich soll dein Volk mit neuem Glanze sich über seine Bedrücker erheben." Mit muthigem, festem Schritte ging sie am Abhange hin und trat in eins der in den Berg gehöhlten weiten und dunkeln Königsgräber.

Eine männliche Stimme tönte ihr aus dem Hintergrunde den feierlichen Segensspruch der Araber entgegen: „Allah sei gepriesen und beschütze dein Haupt!“

Es war ein alter ehrwürdiger Santo, ein maurischer Priester.

„Sei mir willkommen, Suleima,“ fuhr er fort, „im heiligen Grabe deiner Ahnen! Ihre Geister sehen mit Wohlgefallen auf dich, ihre würdige Tochter, herab. Auf dir ruht der Segen Alhakems, des großen Khalifen von Cordova, des herrlichsten aller Sultane in diesem Lande.“

„Meinst du, mein Vater, daß wir hier ganz sicher sind, damit ich dir die weitern und ausführlichern Mittheilungen machen kann?“ fragte das Mädchen.

„Unsere castilischen Herren pflegen die Gräber der maurischen Könige nicht zu besuchen,“ versetzte der Priester, „und in dieser Kleidung hat dich keiner ihrer Späher erkannt. Auch wird die Nacht bald ihre Schatten über diese Berge breiten; dann ertönt hier nur der einsame Ruf des Waldthiers. Kein menschlicher Fuß kommt, außer dem unsrigen, in die Nähe dieser Gräber, vor welchem die Christen Scheu haben. Enthülle mir getrost die Ergebnisse deiner kühnen Wanderung. Von ihm aber, über dessen Treulosigkeit du mir schon geschrieben, der unsere heilige Sache so schmählich verlassen hat, von ihm sprich mir nicht mehr. Es macht mir Schmerz seinen Namen zu hören.“

„Ich habe deine Befehle ausgeführt, ehrwürdiger Va-

ter," versetzte das Mädchen mit einer frommen und vertrauensvollen Hingebung, und mit einem kindlich treuen Wesen, das ihre Anbeter, da es ihnen gänzlich unbekannt war, in Erstaunen gesetzt haben würde, „aber das Glück ist nicht immer bei meinen Schritten gewesen. Meine schönsten und besten Pläne sind, wie du schon weißt, gescheitert."

„Es ist Allahs Wille gewesen, meine Tochter, und es liegt uns ob, uns ihm in Demuth und Ergebenheit zu unterwerfen. Dafür ist dir nach seinem Willen und mit seiner Hülfe Anderes gelungen, und vielleicht Wichtigeres, als du selbst meinst. Du hast guten Samen für die Zukunft ausgestreut, erwarten wir nun, wie ihn der Höchste aufgehen läßt, und was für Gedeihen er ihm schenkt. Es hat ihm gefallen, den prächtigen Stern des Islam, der fast achthundert Jahre in diesem schönen Lande im vollsten Glanze seiner heilbringenden Strahlen geleuchtet hatte, hier untergehen zu lassen und den Christen die Herrschaft über uns zu geben, jedenfalls, um uns zu strafen für unsere Sünden und Fehler. Aber die Sterne gehen unter und wieder auf, und wenn die Zeit erfüllet ist, wird das Licht des wahren Glaubens wieder von diesen Bergen in die Thäler hinableuchten und die Herzen seiner Bekenner mit Wonne erfüllen. Hatte doch Allah vierzig Jahre früher das Land und die mächtige und prächtige Hauptstadt des östlichen Christenreichs in die Hand der Bekenner des Islam gegeben, und auf Stambuls Zin=

nen glänzt statt des gestürzten Kreuzes der Halbmond, das Sinnbild der Osmanen, weht die Fahne unseres Propheten. Damals, als der kräftige Sultan der Osmanen, der junge Muhammed der Zweite, Constantinopel eroberte und dem christlichen Kaiserreiche dort ein Ende machte, war ich ein lernbegieriger Knabe in der Schule des weisen Abdallah. Granada feierte den Sieg mit rauschendem Jubel, und wir Knaben tanzten festlich geschmückt vor der Sultanin auf dem Generalife. O wenn ich hätte ahnen können, daß ich als reifer Mann den Fall Granadas unter dem Christenschwert erleben sollte! Aber unser Lehrer deutete auf jenes thatkräftige Volk der Osmanen und auf den jungen kühnen Beherrscher desselben hin, indem er sprach: wenn wir nicht wieder werden, wie unsere Väter waren, und wie jenes Volk ist, und wenn unsere Sultane nicht ihr Heil in das Schwert setzen, wie jener Muhammed, so werden uns die Christen bald verschlingen. Und sie haben uns verschlungen, weil wir in üppiger Weichlichkeit lebend nicht eher die alte Kraft wieder fanden, als in dem letzten verzweifelten Kampfe, als es zu spät war. — Nun hat unser unglückliches geknechtetes Volk fünfundzwanzig Jahre Zeit gehabt, zu begreifen, daß im Schwerte allein sein Heil ruht, und daß Allah nur die Kraft und den Muth segnet."

„Und er wird ihn segnen!" rief Suleima begeistert. „Alle geheimnißvollen Stimmen der Zauberkunst sagen es mir, so wie die Stimme meines eignen Herzens. Der

günstige Zeitpunkt ist gekommen, wo wir das schmachvolle Joch der Christen wieder abschütteln werden. Der König Fernando, unser Besieger, ist nicht mehr unter den Lebenden; die Beherrscherin von Spanien ist eine schwache tiefsinnige Frau, mir aufs Innigste ergeben. Sollte es mir noch gelingen, ihren Geist wieder zu erwecken, wozu ich noch nicht alle Hoffnung aufgegeben habe, so würde sie den Sidi Alnayar, den sie noch immer liebt, willig als Sultan von Granada anerkennen. Aber selbst wenn sie nicht wieder genest, so verringert sich dadurch meine Hoffnung um nichts. Ihr Sohn, der Prinz Carlos, der Erbe der spanischen Kronen, ist ein leichtsinniges, eitles und verzogenes Kind, ein schwacher Knabe von wenig geistigen Anlagen und in nichts seinen Großeltern Fernando und Isabella gleich. In den Niederlanden geboren und aufgewachsen, kennt und versteht er die stolzen Spanier nicht, er hat kaum nothdürftig ihre Sprache erlernt. Abhängig von seinem hochmüthigen Hofadel, der in Spanien herrschen und sich bereichern will, wird er, sobald er in dies Land gekommen, allen Parteien desselben misfallen und ihre Unzufriedenheit erregen. Auch haßt er seinen Bruder Fernando, und dieser ihn, und ich habe diesen Haß zu nähren gesucht. Ich hoffe, bald wird sich, wenn Carlos im Lande ist, eine Partei stolzer Granden bilden, welche, mit der Regierung des jungen Königs unzufrieden, seinen Bruder, als gebornen und im Lande aufgewachsenen Spanier, zum König erheben will;

es wird ein Bruder- und Bürgerkrieg ausbrechen, und wer allein dabei gewinnen kann, das ist unser Volk, wenn es die Gelegenheit glücklich benutzt. Dazu kommt, daß der deutsche Kaiser, der väterliche Großvater der beiden Prinzen, ein alter, schwacher Herr, der Verwirrung im Reiche, das nur dem Namen nach sein, in Wahrheit aber den widerspenstigen Fürsten und dem Adel ist, bald nicht mehr gewachsen sein wird. In keinem Lande gährt es so toll und wild als in diesem Deutschland, und das geknechtete und schmählich bedrückte Landvolk ist nahe daran, seine Ketten zu zerreißen und seine Bedrücker damit todt zu schlagen. Die Köpfe der meisten Leute von Wissenschaft und Bildung sind erhitzt über die frechen Anmaßungen des Papstes und der hohen Priester. Es gibt nichts Verabscheuungswürdigeres als die Wirthschaft dieser Pfaffen; ich habe sie in Rom, Neapel und Deutschland kennen gelernt. Unter dem Vorwande, ihm Vergebung seiner Sünden von Gott zu verschaffen, saugen sie schlau das Volk aus und verprassen das Geld in schwelgerischen Lüsten. Es gibt nichts Alberneres und Abgeschmackteres als diesen Christenglauben; man meint oft, wenn man sie von ihrer Religion reden hört und ihre Handlungsweise betrachtet, unter einem Heere Wahnsinniger zu sein. Aber überall ist eine bessere Ueberzeugung erwacht; man haßt und verachtet die eigensüchtigen Priester. Es wird und muß in Deutschland bald drunter und drüber gehen. Der König Carlos wird also weder von

Deutschland, noch von Italien Hülfe zu erwarten haben, wenn die Empörung in Spanien gegen ihn ausgebrochen ist. Dann wird unser Volk leichtes Spiel haben, das Joch abzuwerfen —"

„Und unsre Brüder in Afrika werden auf unsern Ruf uns sogleich zu Hülfe eilen!" rief der alte Priesten, von der Begeisterung des jungen Mädchens fortgerissen. „Ich habe ihr Versprechen."

„Nicht sie allein, mein Vater!" fuhr Suleima fort und ihr Auge erglühte in immer höherm Feuer. „Wir werden noch andre und noch mächtigere Hülfe haben. Ich habe noch mehr für unsre heilige Sache gethan, als du mich zu thun geheißen hast. Unsre Freunde, die andalusischen Zigeuner vom Bunde jener merkwürdigen, auch dir bekannten Karracha, die einst die Frau des Herzogs von Najara, des mächtigen Amirante von Castilien war, dehnen ihre Wanderungen bis nach Ungarn aus, wo sie, wie überall, in einer Menge Verbindungen (oft mit den vornehmsten Leuten) stehen. Ihnen verdanke ich ungemein viel. Ihre Königin Zaroya und die Altmutter Karracha haben mich auf jede Weise mit der zuvorkommendsten Uneigennützigkeit unterstützt und gefördert, gleichsam als wäre meine Sache ihre eigne. Die größten Schwierigkeiten halfen sie mir beseitigen, und ohne sie hätte ich in den meisten Fällen nichts verrichten können. Ich zog auch mit ihnen nach Ungarn und lernte die traurigen, zerfahrenen Verhältnisse dieses Landes kennen. Mit

guter Absicht, wie du gleich hören wirst. Der nun verstorbene König Wladislav war ein Schwächling an Leib und Seele, der Spott und das Spielwerk der Priester und des Adels, ein in jeder Hinsicht jämmerlicher Mensch. Die Verhältnisse des Reichs hat er in der größten Unordnung hinterlassen; der Eigennutz und die Gewaltthätigkeit des Einzelnen herrschen dort schier noch mehr als in der übrigen Christenheit. Alles ist auf die Habgier und Herrschsucht der Pfaffen und des Adels gestellt. Der Sohn des Königs und Erbe der Kronen ist ein schwächlicher, unreifer Knabe. Ein Kind herrscht im Grenzlande des osmanischen Reichs, ein Kind wird in Spanien herrschen. Dort wie hier soll ein bartloser Knabe dem begeisterten Andrange der Bekenner des Islam widerstehen. Und der Beherrscher der Osmanen ist Selim, ein kriegerischer, willensstarker Herr. Aber ein für den Glauben des Propheten begeisterter Held, verspricht sein Sohn und Nachfolger Suleiman zu werden, ein kühner, geistesstarker Jüngling. Ich habe das erhabene Antlitz des Sultans und seines Sohnes geschaut; ich habe hoffnungsreiche Zusagen aus beider Munde vernommen."

„Wie?" rief der Priester überrascht, „du warst bei unsern Glaubensbrüdern im Osten? Du hast den Sohn des Propheten begrüßt, der in der prächtigen Hauptstadt des alten Oströmerreichs seinen strahlenden Thron aufgeschlagen hat? Glückliches Kind, sei gesegnet! Einziger Trost und Hoffnung deines in den Staub getretenen

Volks und von Allah ersehen, es wieder zur alten Herrlichkeit zu erheben!“

„Karracha bahnte mir von Ungarn aus den Weg und verschaffte mir die Mittel zur Reise. Der Sultan nahm mich ehrenvoll auf in seinem Pallaste; ich bewohnte die kostbarsten Gemächer seines Harem. Sultan Selim versprach mir, sobald sich die Saracenen in Granada gegen ihre Unterdrücker erheben würden, ihnen auf seinen Galeeren Hülfe zu schicken, und der liebenswürdige Thronerbe Suleiman gab mir sein Wort, daß er selbst das zu unserm Beistand bestimmte Heer anführen und unsre Sache zu der seinigen machen wolle. Und so ist der Plan verabredet: sobald in Deutschland das Volk sich erhebt und der Bürgerkrieg im Lande wüthet, und in Spanien der Bruderkrieg ausgebrochen ist, fallen die Osmanen dort in das Land und kommen uns hier zu Hülfe. Allah wird uns unsre Feinde in die Hände geben; wir wollen den verächtlichen Christenglauben ausrotten. Der Stern des Islam soll über alle Länder leuchten, von Westen nach Osten und von Norden nach Süden.“

Der Priester küßte begeistert die Stirn der schwärmerischen Jungfrau. „Heil dir, mein Kind! Allah hat dich zu seinem Werkzeuge ausersehen, sein in den Staub getretenes Volk wieder empor zu heben und groß zu machen vor allen Völkern der Erde. Wenn die Männer, denen es obliegt, sich an die Spitze des Volks zu stellen, mit dem Schwerte die uns entwundene Herrschaft wieder zu

erkämpfen und mit dem Blute der Christen den heiligen Glaubensschild des Propheten, das befleckte Banner unsers Ruhms, reinzuwaschen, wenn diese Männer, feig und verzagt, die Sache ihres Volks verläugnen und verrathen; dann werden die Frauen aufstehen und, die Sache unsres Gottes vertretend, das Werk der Männer verrichten. Die männlichen Häupter unsers Königsgeschlecht sind kraft- und muthlos von uns gewichen; sie hatten nur weibische Thränen für unser Unglück; da gab Allah dir, Suleima, den männlichen Muth, die Klugheit, die Kraft, die Entschlossenheit. Du wirst es ausführen, woran jene Feiglinge verzagten. Und auch du bist ein Sproß unsres königlichen Stammes. Geboren in den Tagen, als das Joch uns zuerst auferlegt war, hat deine Mutter sterbend dich mit dem Grimme einer so eben gefesselten Löwin gesäugt. Und Allah zündete das Licht des Geistes, ein strahlendes Meteor, in dir an. Du bist wieder eine jener hohen und herrlichen Frauen, wie sie vor Jahrhunderten in Cordova blüheten, die die Männer an Weisheit und Geisteskraft weit überragten, der Stolz und die Zierde unsres Volks. Wir bedürfen der männlichen Sproßen unsres Sultanengeschlechts nicht, um uns zu befreien von der Herrschaft der Castilier und den Thron ihrer Väter wieder zu besteigen. Du, Suleima, wirst die Befreierin deines Volks, du wirst seine Königin sein, und die Welt wird es mit Staunen und Bewundrung sehen, was ein kühnes und muthiges Weib vermag."

„Mein Vater, deine Hoffnungen führen dich zu weit," versetzte das Mädchen schmerzlich. „Niemals noch hat ein Volksstamm der Araber ein Weib als seine Beherrscherin anerkannt. Wir müssen einen Herrn und Sultan haben."

„So wirst du ihn uns geben. Wähle dir einen Gatten aus den Vornehmsten des Volks und erhebe ihn zum Könige."

„Wohl! der Muthigste sei mein Gatte; der Tapferste sei unser Sultan."

„Ward deine Seele noch nie vom Strahl der Liebe entzündet?"

„Und wenn sie es ward, ich habe das Feuer bekämpft. In meinem Herzen durfte keine andere Liebe leben, als die zu meinem Volke, kein andrer Wunsch, als der seiner Befreiung. Ihm zu Liebe habe ich alle Schmach getragen, hab' ich alle Erniedrigung geduldet. Als gemeine Buhlerin nichtswürdiger Pfaffen mußte ich gelten, als Freundin ehrloser, erbärmlicher Wichte, damit ich das Wesen dieser Christen kennen lernte, um daran die Fäden meiner Pläne im Geheimen anzuspinnen. Oft hat meine Hand nach dem Dolche gezuckt, um einen mächtigen, scheinheiligen Buben niederzustoßen und die Glut meines Hasses in seinem elenden Blute zu kühlen, während meine Blicke ihm buhlerisch zulächelten und mein Mund ihm süße Worte zuflüsterte. Aber ich habe die Empörung meiner Seele und die Gewalt, die ich mir

anthat, nicht zu wohlfeil verkauft. Ich habe die geistlichen und weltlichen Häupter dieser Christen kennen gelernt, vom schwelgerischen, lügenhaften Papste in Rom, der den Christenglauben selbst verlacht und ihn nur als Goldmine betrachtet, bis zum stumpfsinnigen Bettelmönch hinab, vom schwachköpfigen Kaiser bis zum trotzigen Edelmann, der als Räuber auf der Landstraße dem fahrenden Krämer auflauert; ich kenne sie alle und habe die tröstliche Ueberzeugung gewonnen, daß unser Volk nicht nur frei sein kann vom Christenjoch, sondern daß es auch der Beherrscher dieser jämmerlichen Menschen sein kann, wenn es nur will. Ja unter unsre Füße müssen sie, wenn wir nur Kraft und Willen haben, uns zu erheben und die feigen Lügner niederzuwerfen und ihnen den Fuß auf den Nacken zu setzen."

„O möchte mein Auge das wiederaufgehende Gestirn unsres Ruhms noch erblicken! möchte mein Mund dich als Königin von Granada begrüßen! Aber ich bin alt, und der Tage, die ich noch zu leben habe, können nicht mehr viele sein."

„Hoffet mit mir, mein Vater, daß die Zeit der Erfüllung nahe ist. Wir haben nur einen kräftigen Feind, jenen alten Christenpriester in Toledo, den Cardinal Ximenes, der jetzt Spanien als Statthalter beherrscht. Obgleich ich ihn hasse, muß ich ihn doch achten; denn er ist ein Mann von Geist und Charakter. Hätte die Christenheit hundert solcher Männer unter ihren Leitern und

Beherrschern, ich zweifelte vielleicht an dem glücklichen Erfolge unsrer Bestrebungen. Aber er ist der einzige wahre Mann, der die weise Einsicht seines gewandten Geistes mit eiserner Kraft zur That zu beleben versteht. Ich habe keinen zweiten so kennen gelernt. Wär' er jünger, ich würde einen Dolch für ihn erkaufen. Aber achtzig Jahre ruhen auf seinem Haupte, und wir können der Natur ihren ruhigen Verlauf gestatten. Sie wird uns bald von ihm befreien. Auch ist er zu streng gegen den Adel. Ueberall regt sich schon die Empörung. Sicilien steht in Flammen. Endlich werden die Rathgeber des jungen Königs, sobald sie mit ihm in Spanien sind, dem Cardinal die Macht schnell genug abnehmen. Dieser unser gefährlichster Feind wird also in kurzer Zeit unschädlich sein."

„Alle deine Mittheilungen laben mein Herz. Es ist mir, als ob sie mir eine Anzahl Jahre abgenommen hätten. Jetzt komm mit mir. Die Sterne der Mitternacht sind aufgegangen. Unsre Freunde sind in einem unterirdischen Gewölbe versammelt. Sie erwarten dich und mich mit Sehnsucht. Deine Worte werden die Flammen der Begeisterung in ihrer kummervollen Brust wecken, wie sie sie in der meinigen entzündet haben."

Und sie traten aus der Höhle. Der Mond hing glänzend am Himmel und goß seine Silberwellen über die Hügel der Stadt. Der Generalife und die Alhambra ragten geisterhaft in den blauen Himmel. Nichts ward

vernommen, als der Ruf der spanischen Runde. Wie eine Todtenstadt lag Granada, in der nur die schwermüthige Stimme der Todtengräber erschallt. Suleima schauderte; es durchzitterte sie eine böse Ahnung. Schweigend führte sie den Greis auf steilen Pfaden den Berg hinab.

Achtes Kapitel.

Die Regierung des Königreichs Castilien war nach dem Beschluß der Cortes nach Madrid verlegt worden. Im königlichen Schlosse daselbst wohnte der Regent.

Es war ein prächtiger Frühlingstag. Spanien hatte sein reizendstes Feierkleid angelegt; kein Land der Erde hielt den Vergleich neben ihm aus.

Im Schlosse wurde die Tafel zubereitet, reich und königlich und mit einer gewissen prahlerischen Schaustellung, wie sie zu Isabella's Zeiten niemals Sitte gewesen war. Stolze Herren von Adel in prunkender Kleidung, die in diesen Tagen den malerischer niederländischen Schnitt annahm, den man nachher den spanischen genannt hat, geistliche Würdenträger in sammtnen und seidnen Gewändern und vornehme Damen versammelten sich in den Sälen.

In einigen entfernten Zimmern, doch nicht mit geringerm Glanz ausgestattet, saßen an langen Tafeln und kleinen Tischen hier und dort Schreiber emsig beschäftigt.

Ein Closet öffnete sich, und heraus schritt ein langer hagerer Greis in der einfachen braunen Kutte eines Minoriten. Aber auf der Brust glänzte ihm das von blitzenden Edelsteinen zusammengesetzte große Kreuz, das Hauptabzeichen der erzbischöflichen Würde. Sein Gang war aufrecht, und kaum bemerkte man an einem leichten Vorwärtsneigen des schönen Hauptes, und an einem nicht ganz sichern Auftreten eine Alterschwäche. Uebrigens war Alles majestätisch an ihm, vorzüglich das große dunkelglühende, gebieterische Auge, das mit dem Blicke eines Adlers von Kraft, Kühnheit, Entschlossenheit, durchdringendem, klarem Geist und festem Willen zeugte. Die hohe gewölbte Stirn, die große gebogene Nase, der kleine zusammengeklemmte Mund, die strengen, steinernen Züge des hohen Mannes standen mit dem so beredt sprechenden Auge in trefflichster Harmonie. Nur einzelne schneeweiße Locken hingen ihm in den Nacken, der vordere Kopf war ganz kahl und erhöhte das majestätische Aussehen der ganzen Gestalt. Wer hätte nicht in dieser ungewöhnlichen Erscheinung sogleich den vor Tausenden ausgezeichneten Menschen erkennen wollen? Es war Don Francisco Ximenes de Cisneros, der Erzbischof von Toledo, der Cardinal, der Regent von Castilien, der ausgezeichnetste, geistreichste und charakterfesteste Mann in ganz Spanien. Er stand im ein und achtzigsten Jahre, aber mehr noch als sein kräftiges Aussehen spottete die Kraft seines Geistes dieser hohen Anzahl von Lebensjahren. Hinter ihm, in der

Thüre des Closets wurde jetzt ein junger Mann sichtbar, der sich der Kleidung und den Gesichtzügen nach als ein Niederländer erwies. Und in der That war es Vivian de la Chaux, der ehemalige Page, jetzt Kämmerer des Königs Karl.

Der Regent gab einigen Schreibern kurze Befehle, einem andern dictirte er einen Erlaß und hörte endlich die Berichte einiger Beamten an. Er schien den Kämmerer vergessen zu haben, welcher ziemlich verlegen in der Thüre stehen geblieben war und seine Umgebung, so weit sein Auge trug, musterte. Erst nach einer halben Stunde kehrte der Regent zu ihm zurück.

„Die dringendsten Geschäfte für heute sind nun abgethan," wandte sich der Greis zu Vivian, „und ich darf Euch jetzt zur Tafel führen. Die Befehle, die Ihr mir von des Königs Hoheit überbracht, sind sogleich von mir, so weit es thunlich, mit schuldigem Gehorsam ausgeführt worden."

„Verzeihe mir Ew. Hoheit," nahm Vivian keck das Wort; „Ihr sagt: so weit es thunlich. Ist es nicht an Euch, die Befehle des Königs ohne Einschränkung zu vollziehen und in ihrer ganzen Ausdehnung, wie sie gegeben sind?"

Der Cardinal maß den Kämmerer mit einem ruhigen Blick, in dessen Ausdruck sich einiger Spott mischte. „Niemand hält mehr und strenger auf unbedingten Gehorsam als ich, Monsenjor. Niemand verlangt ihn von den Castiliern mit mehr eiserner Beharrlichkeit als ich, der ich

im Namen des Königs regiere. Aber Niemand auch in ganz Castilien kennt besser als ich, was dem König nützt und frommt. Der sechszehnjährige König in Brüssel hat keinen treuern und ergebnern Unterthan als seinen achtzigjährigen Stellvertreter in Madrid. Was wissen die Herren in Brüssel von Spanien? Des Königs Minister Herr von Chievres und Herr Salvago meinen mit Castilien und Leon, mit Navarra und Granada, mit Neapel und Sicilien leichter fertig zu werden, als mit Flandern und Brabant. Die Granden und Cortes von Castilen sind keine niederländischen Kaufleute. Unser stolzer hochfahrender Adel kann es noch nicht vergessen, was er einst gewesen. Jeder Fehlgriff, im Namen des Königs von seinen Ministern begangen, wird von unsern Granden zu ihrem Vortheil, zu ihrer neuen Erhebung benutzt werden und schadet der Macht und dem Ansehen des Königs. Was hat Herr von Chievres zu verlieren? Im schlimmsten Falle wird er nur weniger Gold aus Spanien gewinnen, und wir kennen freilich seine große Begierde darnach. Der König aber hat hier fünf Königskronen zu verlieren, und ich schwöre Euch zu, junger Herr, er würde sie schon verloren haben, wenn alle thörichten Befehle des Herrn von Chievres hier ausgeführt worden wären. Ich schätze die Liebe und Anhänglichkeit, die der König diesem tapfern Ritter als seinem Erzieher widmet; auch mag Herr von Chievres den jungen königlichen Herrn zu einem geschickten Reiter und tüchtigen Jäger erzogen

haben; aber Waffendienst und Waidwerk machen weder einen weisen Minister, noch einen großen König; das zeigen mir die thörichten Befehle, die von Brüssel hieher kommen."

„Ew. Hoheit gebraucht starke Ausdrücke für die von dem Könige erlassenen Befehle," warf der Kämmerer beleidigt ein.

„Ich gebrauche sie, weil es die bezeichnenden sind. Der König ist zu jung und zu unerfahren, um Spanien zu seinem und des Landes Heil selbst zu beherrschen. Er muß erst das Land kennen lernen, er muß erst ein Spanier werden; dann wird er begreifen, daß es Niemand mit ihm und dem Lande besser gemeint als ich. Einst wird er es mir Dank wissen, daß ich nicht alle von Herrn von Chievres erlassenen Befehle vollzogen, daß ich mich manchen widersetzt habe. Wißt Ihr denn in Flandern nicht, daß König Fernando seinem geliebten gleichnamigen Enkel, den er erzogen, die Krone von Aragonien vermachen, daß eine starke Partei in Castilien den Infanten Fernando zum Könige dieses Königreichs erheben wollte? Seht, dieser Fernando ist in Spanien geboren und aufgewachsen, er ist mit Leib und Seele ein Spanier, er besitzt die Liebe der Spanier, die König Carlos sich erst noch erringen soll. Wißt Ihr endlich in Brüssel nicht, daß die eigentliche und wahrhaftige Besitzerin aller spanischen Kronen noch lebt, und daß Don Carlos niemals allein König dieser Länder werden kann, so lang

sie noch lebt? Und ist sie nicht eine Dame in fast noch jugendlichem Alter? Erst achtunddreißig Jahre alt, erfreut sie sich einer kräftigen körperlichen Gesundheit, und kann nicht jeden Tag die dumpfe Geistesnacht, die sie umfangen hält, von ihr genommen werden? Schon vor einigen Jahren zeigte sich dazu gegründete Hoffnung. Dann ist sie alleinige Königin aller Königreiche, die ihre erlauchten Eltern besaßen, und Don Fernando, ihr zweiter Sohn, ist ihr Liebling, wie er der Liebling der Spanier ist. Zieht daraus selbst die Schlußfolge, Monsenjor! Und kann sich die Königin Juana, wenn sie genes't, nicht einen Gatten wählen nach ihrem Belieben? Und glaubt Ihr wohl, dieser würde zu den Niederländern halten und nicht zu den Spaniern? Niemand kennt hier den Don Carlos, selbst seine Mutter kennt ihn nicht mehr. Die Wirthschaft der Niederländer, wie sie unter König Philipp vor zehn Jahren hier statt fand, ist aber noch in zu frischem Andenken, als daß die Handlungsweise des Herrn von Chievres nicht fürchten ließ,, dasselbe Unheil werde wieder über uns hereinbrechen? Wahrlich, ich sage Euch, der Tod erlösete Don Philipp nur von einem allgemeinen Aufstand der Castilier gegen ihn. Die Niederländer, die sich hier so übermüthig benahmen und Castilien nur als einen Goldberg betrachteten, den ihr unersättlicher Goldhunger so schnell als möglich zu verschlingen meinte, wären nicht lebend hinausgekommen, und doch beginnen sie das damals plötzlich unterbrochene gefährliche Spiel

von neuem. Zieht aus all diesen Dingen einen vernünftigen Schluß, junger Herr, und Ihr werdet finden, daß die spanischen Kronen keineswegs so fest auf Don Carlos' Haupte sitzen, als man in Brüssel zu glauben scheint, und dann erkennt, wer des Königs treuester Freund und Diener ist, Herr von Chievres, der die thörichten Befehle schmiedet, die dem Könige das Erbe seiner Mutter in Gefahr bringen, oder Francisco Ximenes, der die Befehle nicht ausführt und dafür andere gibt, die dem Könige das Erbe sichern, seine Macht befestigen und ihm die Liebe des castilischen Volks erwerben. Und nun laßt mich noch einen Augenblick von mir selbst sprechen! Als der kranke König Fernando damit umging, seinem Enkel und Pathen Fernando die Krone von Aragonien zu vermachen, wer war's, der ihm sagte, daß diese Krone von Gottes und Rechts wegen seinem Enkel Carlos gebühre, und ihn bestimmte, es bei der alten Bestimmung zu lassen? Ich war es, Monsenjor! Als nach des Königs Tod eine starke Partei des reichen und mächtigen castilischen Adels offen mit dem Plane hervortrat, eingedenk der Wirren und Bedrückungen, welche die Niederländer vor zehn Jahren über uns gebracht, den niederländischen Einfluß von Castilien abzuwehren und den Infanten Don Fernando zum Könige zu erheben, wer war es, der dieser Partei mit Kraft und Entschlossenheit entgegentrat und sie zu Gunsten des rechtmäßigen Thronerben Carlos zu Boden hielt? Ich war's, Monsenjor, und ich hatte die Ueberzeugung so gut, wie jene Gran=

den, daß es für das Wohl Castiliens und ganz Spaniens ersprießlicher sei, Fernando der Spanier sei unser König, als Carlos der Niederländer. Und als vor vier Monaten Don Carlos gegen Gebrauch und Recht das Ansinnen an uns stellte, daß er, bevor er noch die alte Verfassung beschworen, bevor er uns noch die Treue gelobt, die wir von jedem, den wir als König anerkennen sollen, zu fordern das Recht haben, zum König ausgerufen werde, er, den wir noch nicht gesehen, von dessen Gesinnung wir noch keine Probe gehabt, und als Adel und Cortes sich diesem Ansinnen mit Entrüstung widersetzten auf den guten Grund des Rechts und Gebrauchs, und weil die rechtmäßige Königin Donna Juana lebe, wer war es, der, um die Gefahr, die aus dem Verzug entstehen konnte, rasch abzuschneiden, Don Carlos in Madrid und Toledo doch zum König ausrufen ließ und die andern castilischen Städte vermochte, diesem Beispiele zu folgen? Ich war's, Monsenjor! Und ich bin es, der die Rechte des Königs in Castilien und in allen dazu gehörigen Königreichen mit meinem Leben vertheidigen wird, bis zum letzen Athemzuge desselben. Hat etwa der Regent von Aragonien dem Könige dort gleiche Vortheile bereiten können, hat er ihm die Straße dort so ebnen können, wie ich hier? Und doch ist jener Regent, mein ehrwürdiger Bruder Erzbischof von Saragossa, Don Alfonzo von Aragon, der natürliche Bruder des Königs. Dort hat es Streit und Händel gegeben, nicht hier. Und was

meint Ihr wohl, weshalb ich so handle und nicht anders? Seht hier meine Schlafstätte!" Mit diesen Worten öffnete er eine verdeckte Thür und führte den Kämmerer in ein kleines, schier von allem Geräth entblößtes Gemach, auf dessen Boden ein Strohsack und eine grobe wollne Decke lagen. „Und seht hier!" fuhr er fort und hob das Scapulier über der Brust auf und zog die Kutte von einander. Der Junker erblickte ein härnes Hemd auf dem ausgedorrten Körper des Regenten. „Und seht auch hier mein Frühstücksmahl, das ich heut noch nicht genossen!" Damit deutete er auf einen hölzernen Teller mit einigen Oliven und Feigen und einem schlichten Becher voll Wasser. „Und seht endlich dieses Haupt. Achtzig Jahre lasten darauf. Das Gewicht verdoppelt sich mit jedem Jahre und wird es bald in die Grube gedrückt haben. Und Ximenes de Cisneros hat nicht Kinder und Vettern, nicht Freunde und Anhänger, die er auf Kosten des Königs bereichern könnte oder wollte. Ich habe keinen Wunsch und kein Bestreben, als dem Recht zu dienen, dem Vaterland und dem Könige."

Der Greis schwieg; ein edler Unwille drückte sich in seinen strengen Zügen aus, sein Auge sprach Verachtung aller gegen ihn erhobenen Verdächtigung. So leicht Vivian de la Chaux über manche Dinge denken mochte, er konnte sich des mächtigen Eindrucks nicht erwehren, welchen Rede und Gestalt des Cardinals auf ihn machten, und mit ungeheuchelter Ehrfurcht in Blick und Stimme

sprach er: „Man muß Ew. Hoheit Wirken und Schaffen mit eignen Augen sehen, um Euch die aufrichtigste Bewundrung zu zollen, und der König, sobald er nach Spanien gekommen, wird gewiß der Erste sein, der Euch den Zoll derselben freudig darbringt. Ihr habt mich hocherfreut mit Eurer Mittheilung, Ihr, der Greis den Jüngling, Ihr, der Regent und mächtige Kirchenfürst, mich, den unbedeutenden Kämmerer. Doch in Einem sind wir gleich, in der Liebe zum Könige, und ich, der ich ihn seit Jahren kenne, der ich gleichsam mit ihm aufgewachsen bin und ihm gedient habe, versichere Euch, der Ihr ihn noch nicht kennt; er ist Eurer Liebe werth. Ihr könnt in ihm jetzt nur den rechtmäßigen König von Spanien lieben, aber Ihr werdet auch seine Person lieben lernen. — Und weil Ihr mich denn also geehrt, so erlaubt mir, daß ich zum Dank Euch mit Freimuth sage, wodurch Ihr dem König zu nahe getreten seid."

„Sprecht immerhin Euern Tadel aus! Ihr sprecht aus Liebe zum König, und ich höre Euch an aus Liebe zum König."

„Der Dechant von Löwen, Herr Adrian Florens von Utrecht, der Lehrer unsres gnädigsten Herrn, war von demselben für den Sterbefall des Königs Fernando zum Regenten von Castilien ernannt, bis der König selbst in das Land kommen würde —"

„Der Herzog Karl von Burgund und Niederland konnte keinen Regenten in Castilien ernennen," fiel ihm der Cardinal hitzig ins Wort.

„Wohl,“ versetzte Vivian lächelnd, „aber auch der König von Aragonien konnte keinen Regenten in Castilien ernennen; er war ja selbst nur Regent in Castilien. Der Eine hatte so wenig Recht dazu wie der Andre. Nur der Donna Juana stand dieses Recht als rechtmäßigen Königin von Castilien zu. Aber ihr Tiefsinn machte sie ungeschickt zu solcher königlichen Machtvollziehung. Und wäre sie gesunden Geistes gewesen, so hätte es keines Regenten bedurft. Nun war Ew. Hoheit vom König Ferdinand zum Regenten ernannt, Herr Adrian vom Erzherzog Karl, Einer so rechtmäßig und so unrechtmäßig wie der Andre. Also hätten beide zugleich das Land regieren sollen.“

„Und geschieht es nicht, obgleich Don Carlos mich als alleinigen Regenten anerkannt hat?“

„Erlaube mir Ew. Hoheit zu bemerken, daß es Wunsch und Befehl des Königs ist, daß Herr Adrian nicht von aller Theilnahme der Regierung ausgeschlossen sei. Und doch behaupten dies seine Briefe und die Berichte aller Castilier, die nach Brüssel kommen.“

„Don Adrian unterzeichnet die Regierungserlasse, wie ich selbst, er präsidirt mit mir im hohen Rathe. Aber unmöglich kann er Befehle in einem Lande geben, das er nicht kennt; er ist ein hochgelehrter Herr, aber er hat nur Bücher studirt, nicht die Welt. Außerhalb seiner Liberei ist er unsicher. Ein sanftmüthiger, ruhiger Mann, taugt er nicht zu Regenten. Nur strenger, fester Wille des Regenten kann dem Könige und dem Lande nützen.“

„Viele Castilier klagen mündlich und schriftlich in Brüssel Ew. Hoheit der härtesten Strenge, ja der eigensinnigsten Willkür an; es sind meist angesehene Herren und vom hohen Adel.“

„Die Narren!“ fuhr der leidenschaftliche Greis empor. „Ich müßte Zauberei verstehen, um mich zu verhundertfachen, um alle eigensüchtigen und thörichten Ansprüche dieses zur alten tollen Wirthschaft wieder emporstrebenden Adels zu berücksichtigen. Diese Männer können es nicht vergessen, daß ihre Väter sich dem Könige gleich stellten, und glauben, mit der Regierung eines jungen unerfahrenen ausländischen Königs sei ihre Stunde gekommen. Sie wollen ihm wieder Macht abtrotzen; sie wollen die königliche Gewalt niederdrücken, um die ihrige zu erheben, und das Volk soll ihnen gehorchen und für sie arbeiten. Ich kenne sie, diese hochmüthigen Granden. Aber wahrlich Fernando und Isabella sollen nicht vergebens gelebt haben, und so lange Francisko Ximenes lebt, soll es ihrer keinem gelingen, die königliche Macht, wie diese beiden Fürsten sie hergestellt, auch nur um ein Haar breit zu schmälern. Und wenn ich den hochadligen Herren nun nicht den Willen thue und ihnen die besten Aemter, Stellen und Pfründen verleihe, wenn ich ihren frechen Anforderungen die feste Verneinung entgegensetze, so laufen oder schreiben sie nach Brüssel und verklagen mich bei Herrn von Chievres, und statt daß dieser Herr mit mir gemeinschaftlich zur Erhaltung des königlichen An=

sehens wirken und die Beschwerdeführer zurückweisen sollte, verkauft er ihnen die erstrebten Aemter und Stellen für schweres Gold; denn — Gott sei's geklagt! — dem spanischen Golde vermag Herr von Chievres nun einmal nicht zu widerstehen."

Die Unterhaltung wurde durch die Meldung eines Kämmerers unterbrochen, daß die Tafel bereitet sei. Der Leibdiener des Cardinals brachte sogleich das reiche fürstliche Gewand mit dem Purpurmantel herbei und warf es dem Greise über. Dies war das Werk einer Minute; denn mit solchen Dingen pflegte Ximenes keine Zeit zu verlieren. Jetzt stand er da, eine imposante Gestalt, in den Abzeichen seiner fürstlichen Würde.

„Werde ich die Gräfin Agnes von Cardona an Eurer Tafel finden?" fragte Vivian de la Chaux, indem sie gingen.

„Nein. Sie ist nicht in Madrid. Kennt Ihr die Gräfin?" fragte der Regent mit einem scharfen Blick auf den Niederländer.

„Sie lebte ja in Brüssel an des Königs Hofe."

„Ihr würdet mich verbinden, wenn Ihr mir einige Mittheilungen über diese Dame machtet."

„Ich habe einen Auftrag an sie und glaubte, sie hier zu finden."

„Sie ist erste Hofdame der Königin Juana und hält sich meist bei derselben in Tordesillas auf. Dorthin müßt Ihr Euch wenden."

„Es verlautete in Brüssel; sie sei nicht die Schwester des Vicekönigs von Neapel, sondern vornehmer maurischer Abkunft. Mir wäre lieb, Gewisses über sie zu erfahren.“

„Das Gerücht hat nicht gelogen. Ihre Mutter war dem Hause der Sultane von Granada entsprungen und eine nahe Verwandte des letzten Königs Boabdil el Chiko. Ihr Vater, ein vornehmer Krieger, fiel im Kampfe gegen die siegreichen Castilier. Während des Einzugs des spanischen Königspaares in die eroberte Stadt wurde das Kind geboren; die Mutter erlag den schmerzlichen Eindrücken, und die gütige Königin Isabella übergab die kleine Waise einer ihrer Hofdamen, der Gräfin von Cardona, zur Erziehung. Diese führte das Kind auf ihr Stammschloß in Katalonien, wo sie es später adoptirte. Sie lebte lange am Hofe des Vicekönigs in Neapel und wurde dann vom König Fernando zur Hofdame der Königin Juana bestimmt. Da sie sehr bedeutende Einkünfte sowohl von den Gütern ihrer Eltern in Granada, als auch ihrer Adoptiveltern in Katalonien bezieht, so hat sie daraus die Mittel genommen, einen abenteuerlichen Hang zum Reisen zu befriedigen. So hat sie Spanien und Italien durchzogen, sich lang am päpstlichen Hofe verweilt und dann Deutschland und die Niederlande besucht. Ein seltsames, wunderliches Weib!“ —

Sie traten in den Speisesaal. Alle Anwesenden verneigten sich tief vor dem gewaltigen Priester. Stolz und

kalt schritt er durch die Reihen und nahm den ersten Sitz ein.

Die kostbarsten Speisen wurden auf goldenen Geschirren aufgetragen, die feurigen Weine Spaniens perlten in den goldenen Bechern der Gäste, vor dem Regenten stand ein hölzerner Teller mit Oliven, Feigen und Brod und ein kupferner Becher mit Wasser. Ihm gegenüber saß der Dechant von Löwen, der zweite Regent Castiliens, und Ximenes erwiderte stolz den ehrerbietigen Gruß desselben. Ein Mönch trat mit einem Buche an die Seite des Cardinals und las mit gedämpfter Stimme geistliche Betrachtungen, während der gewaltige Greis sein frugales Mahl verzehrte und die Tischgesellschaft keines Blicks weiter würdigte.

Neuntes Kapitel.

Nach der Tafel wurden dem Cardinal, der in seinem Closet eben einem Manne geheime Audienz gab, drei der vornehmsten Granden von Castilien gemeldet, der Connetabel, der Herzog von Infantado und der Graf von Beneventa. Er empfing sie in seinem vollen erzbischöflichen Ornat. Der Connetabel nahm das Wort: „Wir kommen nicht allein für uns zu Eurer Hoheit, sondern im Namen aller Granden dieses Königreichs, um Euch eine ernste und gewichtige Frage vorzulegen, zu der uns kraft unserer Geburt und Stellung ein unzweifelhaftes Recht zusteht. Ew. Hoheit regiert in diesem Lande nicht anders, als ein unbeschränkter König, wie vor diesem kein König Castiliens, selbst die weise Isabella nicht. Also fragen wir Euch im Namen des ganzen castilischen hohen Adels: welche Vollmacht habt Ihr zu dieser Regentschaft?“

„Erlaube mir Ew. Herrlichkeit,“ versetzte Ximenes fest, „daß ich ihr heute die Antwort auf diese Frage schuldig

bleiben darf. Die begehrte Vollmacht ist mir nicht gleich zur Hand. Hättet Ihr mich gestern durch einen Boten von Euerm Wunsche unterrichtet, so würde ich jetzt schon im Stande sein, Euch geziemend zu antworten. Ich bitte Euch also, kommt morgen wieder: Ihr sollt die Vollmacht sehen und vollkommen zufrieden gestellt werden."

Auf diesen Bescheid konnten die drei Herren nichts weiter thun, als sich entfernen, indem sie ihr Wiederkommen am folgenden Tage zusagten. Sobald sie fort waren, gab der Cardinal eilige Befehle, und bald darauf sah man einen Boten aus dem Schlosse reiten. Ximenes trat wieder in sein Closet und verschloß die Thür. Dort stand ein Mann in der einfachen Kleidung eines andalusischen Landbewohners. Es war Jayme, der Zigeuner, der jüngere Sohn Karracha's, den ihm einst Don Hernandez de Villequiran zugeführt hatte, und der seit jener Zeit mit Ximenes in Verbindung geblieben war. Er hatte sich das Vertrauen des Erzbischofs in so hohem Grade zu erwerben gewußt, daß er von demselben, sobald er Großinquisitor geworden, zum heimlichen Diener der heiligen Inquisition gemacht worden war. Als solcher war er stets nur dem Cardinal verantwortlich.

„Fahre fort!" redete der greise Regent den Diener an. „Deine Nachricht ist von großer Wichtigkeit. Bist du auch deiner Sache ganz gewiß? Hast du ihn wirklich erkannt, und waltet kein Zweifel über die Identität der Person in dir vor?"

„Es ist unmöglich, daß ich mich irre," versetzte Jayme, „er ist's und kein Anderer. Ich bin meiner Sache so gewiß, daß ich die Hostie darauf nehmen will."

„Und die Goldminen Galiciens durchforscht er?" fragte der Regent mehr sich selbst als den Diener, und schritt wieder kopfschüttelnd und nachdenklich durch das Zimmer.

„Im Hafen von Corunja ist er eingelaufen und hat sich dann sogleich in die benachbarten Goldbergwerke begeben, den Behörden aber einen schriftlichen Befehl des Königs vorgezeigt, ihm in allen Stücken bei seinen Nachforschungen behülflich zu sein."

„Er muß sogleich zur Haft gebracht werden," sagte der Cardinal.

„Das wird nicht ausgeführt werden können; denn, wie ich Eurer Hoheit schon berichtete, er hat sich mit Don Pedro Giron in Verbindung gesetzt und weilt jetzt in der widersetzlichen Stadt Valladolid. Alle Städte in Altcastilien, Leon und Salamanca verhöhnen Eurer Hoheit Befehle. Sie haben eine Gesandtschaft an den König geschickt, um sich zu rechtfertigen."

„Ich werde sie zu Paaren treiben!" rief der Greis leidenschaftlich. „Und diesen Ritter von Süderland muß ich um jeden Preis haben. Das heilige Amt soll ihm das Goldsuchen vertreiben."

Jayme wurde entlassen. Ein anderer Diener der Inquisition trat ein, ein schon bejahrter Mann mit einem versteckten lauernden Gesicht, in welchem ein Paar bos-

hafte Augen unheimlich funkelten. Dieser Mensch war einer der von Ferdinand und Isabella gewaltsam bekehrten Juden, um derentwillen die Inquisition vor fünfunddreißig Jahren in Andalusien eingerichtet worden war. Tausende seiner Glaubensgenossen waren zur Ehre des Christengottes den Flammentod gestorben und viele Tausende hatten ihr Leben durch die Flucht aus dem Lande gerettet. Zacro hatte das beste Theil ergriffen; er war ein geheimer Diener der Inquisition geworden.

„Bringst du mir Nachrichten über die Gräfin Cardona?“ fragte der Regent hastig.

„Sie ist von Tordesillas aus oft in Valladolid gewesen, und steht nicht nur mit Don Pedro Giron und dessen Familie, sondern mit allen Andern, die sich den Befehlen Ew. Hoheit widersetzen, in Verbindung. Sie hat Alle zum Ungehorsam gegen Euch angefeuert und soll sogar einen Brief an den König geschrieben haben, worin sie Euch heftig anklagt.“

„Ich muß dies tolle Weib unschädlich machen!“ rief der Cardinal. „Vergebens spür' ich ihren Plänen nach. Was will sie eigentlich?“

„Den Infanten Don Fernando zum König machen,“ versetzte Zacro. „Und doch steht sie gut beim Könige. Sie ist mir selbst ein Räthsel. Seit sie von ihrer langen Reise nach Italien und Deutschland zurück ist, wird sie von der Königin Juana noch mehr geliebt, als früher. Der Infant Don Fernando und die Infantin Donna

Katharina hängen sehr an ihr. Die letztere liebt die Gräfin mehr als alle Damen ihrer Umgebung."

„Ich weiß — ich weiß. Dieses junge Weib besitzt einen eigenthümlichen Zauber, sich die Herzen zu gewinnen. Ich muß sie von der Königin und der Infantin entfernen; denn ich ahne, daß sie gefährlich wird."

„Auch hat sie innige Freundschaft mit der Donna Maria Pacheco geschlossen und sie in Toledo besucht. Man sagt, Don Juan de Padilla, der Sohn des Großseneschalls von Castilien, habe der Donna Inese de Cardona seine Hand angetragen, aber sie sei bereits heimlich mit Don Pedro de Giron verlobt. Zuletzt erfuhr ich, Don Juan de Padilla werde sich mit Donna Maria de Pacheco vermählen, die Gräfin Cardona aber um die Person der Königin bleiben. Man will seit einiger Zeit bemerken, daß die Königin mehr und vernünftig spreche, und Viele hegen die Hoffnung, sie werde wieder hergestellt werden, und wollen dies den Bemühungen der Gräfin Cardona zuschreiben."

„Seltsames, unergründliches Weib! Ich glaube zu ahnen, was sie vor hat. Sie muß fort von der Königin! — Was hast du mir über die Stimmung der Mauren in Andalusien, vorzüglich in Granada zu berichten? Keine Bewegung unter ihnen?"

„Sie sind ruhig und still. Der Tod des Königs scheint keinen Eindruck auf sie gemacht zu haben. Der Muth ist ihnen für immer gebrochen. Ihretwegen kann

Ew. Hoheit außer Sorgen sein. Ich erfuhr, die Gräfin Cardona sei in der Stadt Granada gewesen, aber vergebens forschte ich nach Näherem. War sie wirklich dort, so hat sie sich sehr eingezogen gehalten und kann nur einige Tage verweilt haben."

„Gerade diese Heimlichkeit ist mir verdächtig."

„Aber mit Don Adrian Florens, als dieser in voriger Woche in Tordesillas war, um der Königin einen Besuch zu machen, hat die Gräfin viel verkehrt. Sie soll sich seines besondern Schutzes erfreuen."

„Stets thut dieser Mann, was er nicht sollte. — Er kennt sie von Brüssel aus. — Und über die Zwecke ihres Aufenthaltes in Flandern hast du noch nichts erkundet?"

„Nichts weiter, als daß sie die große Reise zu ihrem Vergnügen gemacht."

„Du kannst gehen, Zacro!"

Der geheime Kundschafter folgte der Weisung. Der Cardinal schritt nachdenkend im Zimmer auf und ab.

„Ich muß sie Alle niederhalten mit eiserner Faust," sagte er endlich vor sich, „sonst wäre Spanien verloren, eine in blutige Fetzen zerrissene Beute dieses stolzen, habgierigen Adels. Und diese Niederländer wollen hier regieren! Arme Tröpfe! Sie werden das Land in Verwirrung stürzen, wenn ich nicht mehr bin; aber so lange ich athme, soll das wilde Roß die Kraft und Macht des Reiters fühlen und ihm gehorchen. Nachher seht zu, ob

ihr den königlichen Knaben darauf erhaltet. Und dies schlaue, ränkesüchtige Weib, das alle Männer bethört, soll mir keinen meiner Pläne verderben. Die Jahre sind vorüber, wo ein schönes Weib auf Francisco Ximenes Eindruck machen konnte. Nieder mit dieser Sirene!"

Der gewaltige Priester öffnete die Thür und rief seine Diener herbei. Er gab ihnen einen seltsamen Befehl. In den angrenzenden Zimmern mußten auf großen Tischen Haufen gemünztes Gold aufgeschüttet werden.

Als dieses Geschäft beendet war, trat ein Beisitzer des Raths zu dem Regenten und zeigte ihm eine Ausfertigung aus der Kanzlei, einen Regierungsbefehl die drei hohen Orden betreffend, welcher vom Dechanten Adrian zuerst unterschrieben war.

„Wer hat dem niederländischen Herrn Regenten diese Ausfertigung zur Unterschrift vorgelegt?" fragte Ximenes scharf.

„Er hat sie verlangt."

Der Cardinal zerriß das Papier und sagte kalt: „Fertigt den Befehl noch einmal aus. Ich werde ihn allein unterschreiben. Wir müssen diesen Niederländern ernstlich zeigen, wer eigentlich hier zu befehlen hat."

„Ist Ew. Hoheit schon bekannt, daß der gestern hier angekommene Niederländer de la Chaux von des Königs Majestät zum Beisitzer des Raths ernannt worden ist?"

„Ha, ich vermuthete so etwas. Der junge Mann war bei mir, doch hat er sich noch nicht als Theilhaber

der Regierung enthüllt. Also wieder ein unwissender Mensch, der sich Mühe geben wird, zu verwirren, was ich in Ordnung gebracht."

„Er wird Euch morgen sein Beglaubigungsschreiben überreichen. Heute ist er beim Dechanten."

„Wir werden mit ihm fertig werden, wie wir mit Andern fertig geworden sind."

Und ohne sich die befremdende Nachricht weiter anfechten zu lassen, fuhr der rastlose, stolze Greis fort zu arbeiten, und spät noch in der Nacht warf seine einsame Lampe ihr Licht auf die vor ihm ausgebreiteten Papiere, die er mit der Feder in der Hand durchlief, um hier und da eine Anmerkung zu machen oder seinen gewichtigen Namen zu unterschreiben. Auch der neu ausgefertigte Befehl war darunter. Am andern Tage wurde er in Kraft gesetzt, und der Dechant von Löwen wagte nichts gegen diesen Akt despotischer Willkür zu unternehmen. So imponirend war die Willensäußerung dieses achtzigjährigen Mannes, an welchem die Hinfälligkeit der Natur ihr Recht verloren zu haben schien, daß Niemand ihr widersprach, selbst nicht der vom Könige verordnete Mitregent.

In der Frühe dieses Morgens zogen einige Heeresabtheilungen, über zweitausend Mann stark, welche ihr Einlager in einigen benachbarten Orten hatten, in der Stille in die Stadt und wurden in den Nebengebäuden des Schlosses untergebracht. Es war meist Artillerie, die ihre Geschütze mit sich führte. Andere Kanonen, die um

das Schloß aufgestellt waren, wurden in Bereitschaft ge-gesetzt, und Jedermann glaubte, der Cardinal beabsichtige in eigner Person einen Kriegszug gegen die widersetzlichen Städte.

Die drei Abgeordneten der Granden wurden wieder angemeldet. Ximenes ließ sich zu ihrem Empfang die fürstlichen Kleider anlegen. Dann wurden die Räthe her-beigerufen, und in ihrer Mitte empfing der Erzbischof-Cardinal die drei hochadeligen Herren.

„Tragt mir Eure Bitte vor!" redete er sie im stren-gen Tone an.

„Wir haben keine Bitte an Euch!" rief der Herzog von Infantado durch diese Worte beleidigt. „Nur eine Frage haben wir Euch im Namen aller Granden Casti-liens, deren erwählte Abgeordnete wir sind, vorzulegen, eine Frage, zu der wir berechtigt sind: Auf welche Voll-macht hin regiert Ihr mit solcher Strenge in diesem König-reiche, so daß Ihr Euch selbst nicht scheut, unsre uralten Rechte und Privilegien anzutasten und zu schmälern. Zeigt uns Eure Vollmacht vor."

„Ihr sollt sie sehen," versetzte der Regent kurz und ruhig. Und auf seinen Wink legte einer der anwesenden Räthe eine Mappe auf den Tisch und schlug sie vonein-ander.

„Erkennt Ihr diese Namensunterschrift?" fragte der Cardinal kalt und stolz, indem er mit dem Finger auf ein Actenstück deutete.

„Es ist die Unterschrift des verstorbenen Königs von Aragonien,“ antwortete der Herzog von Infandato.

„Wohl, so les't diesen seinen letzten Willen. Es ist das Testament des Königs, kraft dessen er mir die Regentschaft über Castilien übertragen hat.“

„Wir kennen den Inhalt und die Verfügungen dieses Testaments,“ sagte der Connetable hönisch lächelnd. „Don Fernando war nicht König, er war nur Regent von Castilien, Namens seiner geisteskranken Tochter. Wie kann ein Regent einen andern Regenten ernennen? Wenn Ihr keine andern und bessern Vollmachten habt, so werden wir Euch nöthigen, diese angemaßte Herrschaft niederzulegen.“

„Ich habe noch andre und bessere Vollmachten,“ versetzte der Cardinal mit Würde.

„Zeigt sie uns vor. Wir haben das Recht, dieses Begehren ernstlich an Euch zu stellen.“

„Ihr sollt sie sehen,“ versetzte der Regent. „Tretet mit mir heraus auf den Balkon!“ Mit diesen Worten führte er die verwunderten Herren auf einen Balkon, von welchem aus man den ganzen Schloßplatz zu übersehen vermochte. Hier waren die herbeigezogenen Soldaten aufgestellt, und die Geschützmeister standen mit brennenden Lunten bei den Kanonen.

„Seht hier die erste meiner andern und bessern Vollmachten!“ sagte Ximenes mit einem Anfluge von Spott. Und indem er die Hand hob, donnerten die Geschütze,

daß die drei Granden erbebten. „Und nun seht auch die zweite!" fuhr Ximenes fort, und führte die Herren in das Zimmer und deutete auf die aufgeschichteten Goldberge. „Und nun geht und sagt denen, die Euch geschickt, daß ich Spanien kraft dieser Vollmacht sofort regieren werde, wie ich begonnen, bis mir der rechtmäßige König dieses Landes das Steuer des Staats abnehmen wird. Aber voll und ungeschmälert durch Euch, Ihr Herren, soll er die königliche Gewalt aus meiner Hand empfangen, so wahr mir Gott helfe!"

Stumm und bestürzt entfernten sich die drei Granden. —

Auf solche Weise regierte Ximenes de Cisneros in Castilien. Hätte er nicht diese Strenge angewandt, der hohe Adel würde den Zeitpunkt nach Ferdinand des Katholischen Tode benutzt haben, um von dem unerfahrenen fremden Jünglinge, dem die Kronen Spaniens als Erbe zugefallen waren, wieder die alten Gerechtsame und Privilegien, wie sie ihre Väter besessen, zu ertrotzen, ja dieselben wohl noch weiter auszudehnen und die königliche Gewalt zu einem Schatten herabzubringen. Dem grenzenlosen Stolze der castilischen Granden konnte nur durch den noch größern Stolz und die unbeugsame Strenge eines Priesters von so hoher und einflußreicher Stellung, des ersten Kirchenfürsten Spaniens und eines Mannes von so eisernem Charakter imponirt werden. Kein Mensch in ganz Spanien war weiter geschickt und befähigt, in dieser

kritischen Zeit die Würde der Krone aufrecht zu erhalten und die aufstrebenden Granden niederzudrücken, als Ximenes, und wenn nicht die merkwürdige Verbindung von Charakterstärke und kirchenfürstlicher Macht in ihm gewesen wäre, würde ihm sein großes Werk nicht gelungen sein. Niemand ward weniger befähigt zum Regenten Castiliens, als der gelehrte, nur den Wissenschatfen lebende, sanftmüthige Adrian von Utrecht. Unbekannt mit des Landes Sitte und Art, unfähig seinen Willen durchzusetzen, würde er der Spielball der Adelsparteien geworden sein. Die eine Partei hätte sich des Infanten Ferdinand bemächtigt, um ihn zum König zu machen und von ihm Alles zu erlangen, was Stolz, Hab- und Herrschsucht sie nur wünschen ließ; die andre hätte zu Karl gestanden, und ein blutiger Bruder- und Bürgerkrieg wäre die unvermeidliche Folge gewesen, und welcher der Brüder auch als Sieger aus dem Kampfe hervorgegangen wäre, er wäre nichts gewesen, als das Werkzeug und die Spielpuppe in der Hand seiner Partei. Ja vielleicht wäre sogar der großartige Plan gelungen, durch den Bürgerkrieg den sich erhebenden Mauren den Sieg über die christliche Bevölkerung Spaniens zu erleichtern, und wer kann bestimmen, wie weit die Bibel dem Koran unterlegen wäre. Dem Cardinal Ximenes gebührt allein der Ruhm, dem König Karl die Krone und deren Macht, wie sie Ferdinand und Isabella hergestellt, und dem Lande Friede und Ordnung erhalten zu haben; er ist der Begründer der Größe Spaniens,

wie sie sich im Verlaufe des Jahrhunderts entfaltete; ohne ihn hätte der König in Spanien eine Stellung erhalten, wie der Kaiser in Deutschland, ja wahrscheinlich eine um so schlimmere und unbedeutendere, als spanischer Stolz und Kälte die Fürstenmacht noch schroffer gestaltet haben würden, als deutsche Behaglichkeit.

Es konnte freilich nicht fehlen, daß Ximenes Strenge oft in Härte ausartete und die Festigkeit, mit der er verkehrte Befehle aus der königlichen Kanzlei in Brüssel eben so unerfüllt ließ, wie er die Anmuthungen der Granden zurückwies, mit der er sich der Habsucht der niederländischen Minister eben so entschieden entgegenstellte, wie der Herrschsucht der Castilier, ihm für Ungehorsam und Despotismus ausgelegt wurde. Nichts natürlicher, als daß ihn der Adel haßte und unablässig beim Hofe in Flandern verklagte. Aber seine achtzig Jahre, seine kirchenfürstliche Würde, seine Uneigennützigkeit, mit welcher er seine ungeheuren Einnahmen zum Besten seiner heilsamen Schöpfungen und des Landes überhaupt verwandte, und seine asketische Lebensweise schützen ihn vor jeder begründeten Verdächtigung. Herr von Chievres konnte ihn nicht leiden, aber er war gezwungen, ihn zu achten und zu — fürchten. Aus diesen zwiespältigen Gesinnungen gegen den gewaltigen Greis entsprangen alle die halben Maßregeln gegen ihn, die er meist ignorirte. Die niederländischen Minister ärgerten sich über Ximenes' rücksichtslose Entschiedenheit und suchten ihn dafür wieder zu

ärgern, die bekannte Handlungsweise kleiner Geister gegen einen großen. Der Cardinal that ihnen aber gar nicht den Gefallen, sich zu ärgern, sondern ging unbekümmert um ihre Kläffereien seinen geraden Weg fort.

Eine seiner wichtigsten Verfügungen, die die gefährlichsten Folgen hätte haben können, war der Befehl, daß die Bürger und Landleute in den Städten und Flecken in große Heerabtheilungen zusammentreten und Waffenübungen gleich den Kriegern vornehmen sollten. — Den Vorwand dazu mußten die öftern Raubüberfälle der afrikanischen Mauern in Spanien abgeben. Aber eigentlich hieß diese Maßregel nichts anders, als das Volk gegen den Adel bewaffnen und die Regentschaft auf eine so furchtbare Macht stützen. Aber theils war das castilische gemeine Volk zu einer so großartigen Einrichtung noch nicht reif und begriff die Wichtigkeit derselben nicht; (es sah nur eine Plage darin, was doch das Mittel seiner Erhebung werden mußte, und widersetzte sich), theils bot der Adel, der da besser begriff als das Volk, wohin diese Maßregel zielte, Alles auf, um ihre Ausführung zu hintertreiben und zu verhindern. Und da Adel und Volk in diesem Punkte übereinstimmten, so wurde die Absicht des Regenten vereitelt. Die erste Stadt, welche sich offen wiedersetzte, war Valladolid. Nachdem ihre Gegenvorstellung nichts gefruchtet, griffen die Einwohner, vom Adel gehetzt, zu den Waffen und verjagten den Hauptmann, der gekommen war, sie zur Annahme und Ausführung des Befehls zu

zwingen. Hierauf bot der Cardinal Kriegsvölker auf, um Valladolids Ungehorsam zu bestrafen. Diese Maßnahme goß Oel ins Feuer. Die Stadt brachte ein Heer von dreitausend Mann zusammen, dessen Offizierstellen der Adel übernahm. Salamanca, Avila, Segovia und Toledo folgten rasch hintereinander Valladolids Beispiel, und der Aufstand drohte sich über das ganze Land zu verbreiten. Diese Vorgänge fielen mit der Ankunft des Niederländers de la Chaux zusammen, und das Königreich war also keineswegs so ruhig, als der Cardinal gegen diesen gerühmt hatte. Zum Aeußersten wagte Ximenes inzwischen nicht zu schreiten; sein Scharfsinn erwog die möglichen Folgen. Deshalb erließ er einen neuen Befehl an Valladolid, ihm als dem Regenten des Königreichs zu gehorchen. Die Stadt erwiderte, sein Befehl laufe wieder ihre Privilegien, die sie mit aller ihr zu Gebot stehenden Kraft aufrecht erhalten würde. Der Cardinal berichtete darüber an den König, und als Valladolid davon Kunde erhielt, ordnete sie einen Gesandten an den König ab, der ihre Vertheidigung führen sollte.

Zehntes Kapitel.

Die kleine Stadt Tordesillas in dem Regierungsbezirk Valladolid am Duero gelegen, da wo er in mäandrischen Windungen sanft durch saftige Wiesenebenen dahin schleicht, der friedliche Aufenthaltsort der unglücklichen, geistumnachteten Königin Juana, ist nur wenige Meilen von Valladolid entfernt. Seit die kriegerische Bewegung in Folge der Auflehnung letzterer Stadt gegen den Cardinal-Regenten statt fand, herrschte zwischen beiden Städten noch mehr Verkehr als sonst. Die schwermüthige Ruhe, welche seit Jahren um den Sitz der tiefsinnigen Königin gewaltet, wurde jetzt öfter vom Hufschlag der Rosse unterbrochen, welche kommende und abziehende Gäste am Ufer des Duero lenkten. Doch wurde die Königin selbst wenig von dieser Bewegung berührt. Es war ihre Umgebung, die sich dabei betheiligte.

Der Abend eines heißen Frühsommertages belebte in etwas wieder die von Spaniens glühender Sonne ermatteten Pferde und Maulthiere einer kleinen Reisegesellschaft,

welche am Duero hinab der grünen Stadt Tordesillas zuzog, und sie machten die letzte Anstrengung, als ihnen von fern die Thürme der Kirchen und des Schlosses und die hohen Gebäude des Klosters Santa Clara, das ohnfern der Stadt sich im ruhigen Spiegel des Flußes beschaute, gastfreundlich winkten. Die Gesellschaft bestand aus einigen Damen, die in zwei von Maulthieren getragenen Sänften saßen, aus sechs Reitern, wovon einer fast noch Knabe war, und einigen Reiterinnen. Die Auszeichnung, mit welcher dem Jüngsten von den Uebrigen begegnet wurde, deutete auf seine höhere Stellung; eben so war die stattliche Dame in der ersten Sänfte unverkennbar die Gebieterin der übrigen Frauen in der andern Sänfte und auf den Maulthieren, die neben her trabten. Und in der That war sie die verwittwete Königin Germaine von Aragonien; freilich nicht mehr die leichte jugendliche Gestalt, wie sie vor zwölf Jahren am französischen Hofe das Auge entzückt, aber noch immer eine mit hoher Schönheit begabte, stolze Frau in den ersten dreißiger Jahren. Die beiden Frauen in der ersten Sänfte waren ihre Hofdamen, die auf den Maulthieren Kammerfrauen. Die Königin reisete mit ungemein wenig Gefolge; die Frau eines Granden würde weit mehr mit sich geführt haben. Aber sie hatte ihre guten Gründe, so wenig Aufsehen als möglich zu machen. Sie kam von Saragossa, ihrem Sitz, und der Vorwand ihrer geheimgehaltenen Reise war, die Infantin Katharina, die jüngste

Schwester des Königs Karl, welche seit einem halben Jahre bei ihrer geisteskranken Mutter in Tordesillas war, wieder abzuholen. Denn die Königin Germaine hatte diese junge Prinzessin, welche damals noch nicht volle neun Jahre alt war, an ihrem Hofe erzogen, und nur zuweilen war dem Kinde ein mehrwöchentlicher Aufenthalt bei der Mutter, welche wenig Liebe für dasselbe zeigte, gestattet worden. Katharina war fünf Monate nach ihres Vaters, des Königs Philipp, Tode zu Torquemada geboren worden, gerade als ihre Mutter dem tiefsten Trübsinn verfallen war. Das Kind hatte also sogleich von ihr entfernt werden müssen und an der kinderlosen Königin Germaine eine zweite Mutter gefunden. Dasselbe Verhältniß fand auch mit dem Infanten Fernando statt. Auch er hatte seine beklagenswerthe Mutter nur wenig gesehen; auch zeigte sie in ihrer geistigen Abspannung und der starren Gleichgültigkeit gegen Alles selten ein leises Verlangen nach ihren Kindern. Die vier ältern in den Niederlanden lebenden schien sie ganz vergessen zu haben. Wenigstens erwähnte sie ihrer niemals. Fernando war erst allmälig der Liebling der Königin Germaine, wie ihres Gemahls, des Königs Fernando geworden, und nach dem Tode desselben schien sich Germaines Zuneigung zu ihm und zu seiner Schwester Katalina noch zu erhöhen. Die junge Wittwe hatte ja in Spanien keinen ihr nahe stehenden und verwandten Menschen weiter und ihr Bedürfniß zu lieben betrachtete die beiden Königskinder als ihre

eignen und fühlte sich getrieben, ihnen zu ersetzen, was sie durch den Tod ihres Großvaters verloren hatten. Sie ließ sich zwar Großmutter von ihnen nennen, aber sie war ihnen an Liebe und Zärtlichkeit eine Mutter.

Der jüngste der Reiter war der Infant Fernando, Prinz von Spanien und Erzherzog von Oestreich, der vor drei Monaten in sein vierzehntes Lebensjahr getreten war. Er hatte wenig Aehnlichkeit mit seinem Bruder Karl; überhaupt erinnerte nichts in seinen Zügen und in seiner Gestalt an seine habsburgische Abkunft, vielmehr erkannte man ihn auf den ersten Blick als den Enkel Ferdinand des Katholischen. Doch wie wenig er sich auch körperlich als ein Sproß des erzherzoglichen Hauses darstellte, so besaß er doch viel östreichischen Charakter; er war gutmüthig und nicht zum raschen Handeln geneigt. Dies zeigte sich schon in seinen Jugendjahren. Die übrigen Reiter waren Don Pedro Nunjez de Gusman, des Prinzen Hofmeister, der Bischof von Astorga, sein Lehrer, Don Suero del Aguila, sein Stallmeister, Don Hernandez de Villaquiran, sein Cavalier, und ein Leibdiener des Prinzen. Don Hernandez ritt an der Seite der Königin.

„Der Cardinal wird von meiner Reise doch erfahren und Argwohn gegen mich schöpfen," sagte die Königin; „ja es wird nicht an geschäftigen Zwischenträgern fehlen, die darüber nach Brüssel berichten. Und doch hat mir König Carlos erst geschrieben und mir mein Witthum

angewiesen, auch seine Tante, die Erzherzogin Margaretha, meine liebe Jugendfreundin vom französischen Hofe, hat mir einen freundlichen Brief geschickt. Werden sie mich nicht undankbar schelten?"

„Weshalb?" fragte Don Hernandez. „Wer darf Ew. Hoheit darum tadeln, daß Ihr Eure Pflegetochter abholt? wer, daß Ihr der Königin Juana einen Besuch abstattet? wer, daß Ihr den Infanten Fernando und Infantin Katalina als Euere Kinder liebt? Und weiter beabsichtigt ja Eure Reise nichts."

Die Königin warf einen flüchtigen Blick auf das finstre versteckte Gesicht des Sprechers und sagte dann: „Mich will dünken, als hättet Ihr und der Bischof von Astorga noch andre Gründe gehabt, mich zu dieser Reise zu bereden. Nicht vergebens habt Ihr so sehr in mich gedrungen."

„Und wenn es der Fall gewesen, so würden es immer Gründe sein, denen Euer Herz beipflichtet. Hoffen doch Euere ergebenen Diener von Euerm Besuche bei der Königin Juana etwas für die Gesundheit dieser hohen Frau."

„Ihr weicht mir aus. Ich meine die Pläne, die Ihr mit dem Infanten Fernando vorhabt."

„Und hat Ew. Hoheit edles mütterlich gesinntes Herz nicht, die heißesten Wünsche für unsern geliebten Prinzen?"

Die Königin antwortete nicht. Gleich darauf ritt der Infant an ihre Sänfte heran.

„Nun werdet Ihr die Gräfin Cardona bald sehen,“ sagte er schmeichelnd.

„Ich bin begierig auf ihre Bekanntschaft, da Ihr fast nur von ihr sprecht und Katalina mir die schönsten Dinge von ihr hat sagen lassen. Ich könnte eifersüchtig auf diese Dame sein, da sie Eure Liebe so ganz gefesselt hat, daß für mich fast nichts mehr übrig bleibt.“

„Ah, wir lieben Euch noch eben so sehr, Katalina und ich. Ihr seid ja unsre gute Großmutter. Aber die Gräfin lieben wir auch, weil sie so freundlich ist, wie Ihr selbst, und uns die schönsten Geschichten erzählt.“

Die Gesellschaft langte in der Stadt an und wurde zum Schloße geleitet. Die wenige Dienerschaft der Königin Juana bewillkommte die Königin Germaine. Die kleine Infantin Katalina sprang herbei und hing am Halse ihrer Pflegmutter.

„Kind!“ rief die Königin frohgerührt, „ich habe mich nach dir gesehnt. Es war mir zu still und einsam in meinem Schlosse. Deine geräuschvolle Fröhlichkeit fehlte mir überall.“

„Ach, wenn Donna Inese nicht wäre,“ versetzte die Infantin, „ich hätte es längst hier nicht ertragen und wäre zu Euch zurückgekehrt, Großmütterlein.“

Es nahm sich seltsam aus, die hochaufgeschossne Prinzessin die noch jugendlich schöne Königin „Großmütterlein“ benennen zu hören; Katalina und Germaine hätten Schwestern sein können.

„Immer nur die Donna Inese,“ sagte die Königin mit einem leichten Anfluge von Verdruß.

„Da kommt sie selbst!“ rief die Infantin. Der Infant Fernando zog die schöne Gräfin Cardona jubelnd herbei, die sich anmuthig vor der Königin verneigte. Eine andre junge Dame von hoher Schönheit und einem großen kühn blickenden Auge folgte ihr in reicher malerischer Kleidung. Sie trug denselben Charakter der Entschiedenheit in den südlich dunkeln Zügen, wie Agnes von Cardona, nur war ihr Wesen ernster und entbehrte der einschmeichelnden Anmuth, welche dieser einen so hohen Zauber verlieh.

Don Hernandez machte den Ceremonienmeister und stellte die Gräfinen Inese de Cardona und Maria de Pacheco vor.

„Ihr seid mir beide nicht unbekannt,“ sagte die Königin. „Eure Pflegemutter, Donna Inese, brachte Euch einst an unsern Hof nach Toledo; denn Ihr hattet als Kind schon den Ruf großer Klugheit, und dieser Umstand und Eure Abstammung von der Sultansfamilie von Granada machten mich begierig Euch kennen zu lernen. Und Eure Mutter, Donna Maria, gehörte zu meinen Hofdamen in Toledo und brachte Euch auf meinen Wunsch zuweilen mit in meine Gemächer. Wenn ich nicht irre, habt Ihr beiden damals schon zusammen in meinem Closet gespielt.“

„So ist es, Hoheit,“ versetzte Inese, „unsre Freund-

schaft stammt aus jenen glücklichen Jugendtagen, als Eure hohe Güte uns erlaubte, vor Euch zu erscheinen."

„Und nun habt Ihr meine Kinder mit so viel Liebe überhäuft, daß sie die meinige fast vergessen haben."

„Meine Liebe zu ihnen ist nur der Widerschein der Eurigen, die ich von Euch einst empfangen. Ermeßt aus dem Abglanz, wie reich das Sonnenlicht war, das ich von Euch erhielt."

„Und auch meiner unglücklichen Tochter, der Königin dieses Landes, habt Ihr in ihrem beklagenswerthen Zustande so viel Liebe erwiesen, daß sie, wie man mir gesagt hat, von ihren Frauen Euch am liebsten um sich hat."

„Der Wunsch meiner Pflegemutter, die einst eine Jugendgespielin der Donna Juana gewesen, eh' diese nach den Niederlanden zog, führte mich zu der edeln Königin, und meine Liebe hielt mich bei der hohen Kranken, bis sie mir erlaubte, dem unwiderstehlichen Drange meines Herzens zu folgen, der mich antrieb, fremde Länder und Sitten zu sehen."

„Man hat mir von Eurer Reise gesagt. Ihr habt einen kühnen Geist und wagt mehr als andre spanische Damen Eures Alters. Ihr wart in Rom und Frankreich?"

„Ich besuchte zuerst meine Pflegemutter in Neapel wieder, wo ich fünf schöne Jugendjahre verlebt. Ihr wißt, der Vicekönig von Neapel Graf Cardona ist der

älteste Sohn meiner Pflegeeltern. Von da ging ich nach Rom. Mit Briefen des Papstes begab ich mich nach Frankreich und Deutschland und lebte zuletzt am burgundischen Hofe in den Niederlanden, von wo ich zu meiner Königin zurückkehrte."

„Ihr habt viel gesehen und erfahren. Eure Freundin wird Euch viel erzählt haben, Donna Maria."

„Sie ist meine Lehrerin geworden," versetzte die schöne Gräfin Pacheco, „und hat meinen Gesichtskreis gar sehr erweitert. Durch sie habe ich erst erfahren, wie ganz anders sich die Welt außerhalb Spanien gestaltet."

Die Königin wurde nach ihren Zimmern geführt; die beiden jungen Gräfinnen mußten mit ihr speisen, und ihr für den Abend Gesellschaft leisten.

Am andern Morgen ließ sich Donna Germaine bei Donna Juana, ihrer Stieftochter melden. Die Mutter war jünger als die Tochter; Germaine, lebenslustig, vergnügungssüchtig, eine flatterhafte Französin, froh, nun des trübseligen Zwanges und des unheimlichen, freudlosen Lebens quitt zu sein, welche ihr die Krankheit und das mißtrauische, unleidliche Wesen ihr Gemahls, des Königs Ferdinand, auferlegt, fühlte sich in den Räumen des Schlosses zu Tordesillas wieder von jenem finstern spanischen Geiste angeweht, zu dem sich noch der Geist des trübsinnigen Wahns der Bewohnerin desselben gesellte, und nicht ohne ein banges Gefühl trat sie in Juanas Zimmer.

Die Gräfin Cardona hatte zu diesem Besuche erst mancherlei seltsame Vorkehrungen getroffen. Die schwarze Matty spielte auf der Guitarre, Aya klapperte dazu mit den Castagnetten, ein prächtig herausgeputzter junger Mensch, der auf der Grenze zwischen dem Knaben- und Jünglingsalter stand, strich die Fiedel und alle drei sangen mit hellen Stimmen, wobei sie abwechselnd mit einander tanzten. Es war die Seguidilla, jener berühmte und beliebte spanische Nationalgesang mit Tanz, welchen sie vor der wahnsinnigen Königin ausführten. Dadurch wurde der Trübsinn gewöhnlich auf kurze Zeit von ihr verscheucht; denn noch immer liebte sie die Musik, Gesang und Tanz, wie in ihren bessern Tagen. Vorzüglich war es die glockenreine schöne Tenorstimme und das geschickte Spiel des Knaben, welchem die geisteskranke hohe Frau mit besonderm Vergnügen lauschte. Dieser junge Mensch war von den Mönchen des nahen Klosters Santa Clara unterrichtet worden, und sie hatten ein ganz ausgezeichnetes musikalisches Talent und eine wundervolle Gesangstimme in ihm entdeckt. Mit bewundernswürdiger Leichtigkeit hatte er Geige, Guitarre, Theorbe und Flöte spielen gelernt, und nach der Rückkehr der Gräfin Cardona hatte sie ihn zum Kammersänger der Königin bestellt. Die schwarze Matty hatte ihn im Spiel und Gesang noch mehr vervollkommnet, und er übte seine Künste in Verbindung mit den beiden Dienerinen nun oft vor der Königin. Seit dieser Zeit verbreitete sich das Gerücht, die

Geisteskranke habe öfter helle Momente, und ihre Umgebung, besonders ihr Leibarzt, knüpften daran die Hoffnung ihrer Genesung.

Als die Königin Germaine eintrat, verstummte die Musik; die Königin Juana erhob sich von ihrem Polstersitze, auf welchem außer ihr noch fünf oder sechs fett gefütterte schöne Katzen Platz hatten, und trat, einen stattlichen Kater im Arme, auf ihren Besuch los. Sie war ganz in schwarze Gewänder gehüllt; denn seit ihres Gemahls Tode hatte sie Niemand vermögen können, die tiefsten Trauerkleider abzulegen. Ihr Ansehen wad bleich und verstört; ihre Gestalt zum Erschrecken abgemagert. Aus ihrem wirren Auge und aus ihren wilden starren Zügen sprach der Wahnsinn. Ihr Anzug war unordentlich und schmutzig. Sie war ein Schreckbild. Ringsum auf dem Polsterbette und den Sesseln lagen Katzen in behaglicher Ruhe. Die Frauen der Unglücklichen hatten nicht wagen dürfen, an ihrer Kleidung und in ihrem Zimmer irgend eine Veränderung vorzunehmen, um sie nicht aufzubringen; denn die Ausbrüche ihres Zornes waren in solchen Fälleu furchtbar, und ihr stiller Trübsinn artete dann nicht selten in tobenden Wahnsinn aus. Donna Inese hatte sich deshalb zuvor erst bei der Königin Germaine entschuldigt.

Jene, welche die letztere eingeführt hatte, nannte noch einmal den Namen derselben.

„Ihr seid die Gemahlin meines Vaters,“ sagte Juana

mit ihrer tonlosen Stimme. „Mir ist, als hätte ich davon gehört, daß der König sich nach dem Tode meiner Mutter wieder vermählt hat. Er soll nicht wohl daran gethan haben. Was seid Ihr denn für eine Prinzessin?“

„Erinnert sich Ew. Hoheit nicht, daß wir uns schon mehr gesprochen haben, das letzte Mal vor zehn Jahren zu Tortoles, als ich mit dem Könige, meinem Gemahl und Euerm Vater, von Neapel kam, und Ihr mit dem Cardinal Ximenes uns entgegen gereist wart?“ fragte Germaine ängstlich; denn sie war nicht darauf vorbereitet, von ihrer Stieftochter gar nicht erkannt zu sein.

„Mir ist es selbst so, als hätte ich Euch schon gesehen und gesprochen. Aber seit dem Tode meines Gemahls, des schönen Philipps, bin ich oft krank und leide sehr an Gedächtnißschwäche. Seht, dort liegt er begraben.“ Mit diesen Worten nahm sie Germaines Hand und führte sie zum Fenster. Mit dem Finger auf das Kloster Santa Clara deutend, das ohnfern im üppigen Wiesengrün lag, welches sich vom Schlosse bis zu den Klostergebäuden ausdehnte, sagte sie: „dort in der Kirche, die Ihr links seht, ruht der geliebte Herr in einem Sarge von Zinn. Man hat mir gesagt, er werde wieder lebendig werden und herüber kommen zu mir und mich dann inniger lieben, als er früher gethan; denn ich liebe ihn über die Massen stark und sehne mich nach seiner Umarmung. Deshalb warte ich nun schon lange hier in seiner Nähe, aber noch immer will er nicht kommen. Das macht mich

so traurig, wie Ihr mich seht. — Er wird mich nicht wieder schlagen und mir nicht mehr zürnen; ich liebe ihn ja so sehr. Aber Ihr sollt ihn deswegen nicht schmähen. Das leide ich nicht. Ihr beleidigt mich, wenn Ihr ein schlimmes Wort von ihm sagt." — Die unerwartete Wendung, welche die Rede der kranken Königin nahm, und die Aufregung, mit welcher sie die letzten Worte sprach, veranlaßten die Gräfin Cardona, der kleinen Musikgesellschaft, welche sich in das Nebenzimmer zurückgezogen hatte, einen Wink zu geben, und in demselben Augenblick ertönte die sanfte und weiche Stimme des Knaben, indem er eine jener wehmüthig sinnlichen, wie mit starken berauschenden Blumendüften geschwängerten maurischen Romanzen zur Guitarre sang, wie sie sich von Andalusien aus über ganz Spanien verbreitet hatten. Ueber das dunkelbraune, magere, starre Gesichts Juana's zuckte es wie ein Lichtstrahl, und es schien fast, als wolle sie lächeln. Sie versank in Ruhe und Nachdenken und seufzte plötzlich leise, wie von schönen Jugenderinnerungen ergriffen: „O Alnayar!"

Germaines Augen hatten sich mit Thränen gefüllt.

Als der Knabe verstummte, wandte sich Juana mit ruhiger, fast flüsternder Stimme an Germaine: „Und warum kam mein Vater nicht mit Eurer Hoheit, mich auch zu besuchen? Mir ist, als hätte ich ihn sehr lange nicht gesehen. Hat er seine arme kranke Tochter nicht mehr lieb?" Diese Worte klangen ungemein wehmüthig, mach-

ten aber nichts desto weniger die Königin Germaine sehr bestürzt. Juana wußte also nicht, daß ihr Vater todt war, und es war gefährlich, es ihr jetzt zu sagen. Auch machte Donna Inese der jüngern Königin gegenüber eine bittende bezeichnende Geberde, der Wahnsinnigen die Wahrheit auf die von ihr gestellte Frage zu verschweigen.

„Er ist selbst nicht in der Verfassung zu Euch reisen zu können," sagte also Germaine, „und läßt Euch deshalb herzlich durch mich grüßen."

„Habt Ihr den Prinzen von Aragonien mitgebracht, den Ihr meinem Vater geboren? Ich möchte ihn kennen lernen, da er einst König von Aragonien wird, und ich Königin von Castilien. Wir müssen Freundschaft halten."

„Er ist gestorben, und Ew. Hoheit wird auch Königin von Aragonien, von ganz Spanien sein."

„Ah ich werde eine mächtige Königin sein!" rief die Wahnsinnige plötzlich mit einem Anfluge von Stolz. „Don Cesar, mein Kater, dieser stattliche Bursche, soll Prinz von Asturien werden."

„Ihr habt schöne Kinder, und ich liebe sie, als ob ich sie selbst geboren hätte," sagte Germaine, von Juanas seltsamer Aeußerung wieder geängstigt.

„Ja, es sind lauter schöne Katzen," entgegnete diese und setzte dann unheimlich flüsternd hinzu: „ich bin selbst zuweilen eine Katze. Eine schöne stolze Fee verzaubert mich. Die hatte mir Philipps Liebe gestohlen. Dafür hab' ich sie blutig gekratzt, als ich einmal durch ihren

Zauber eine Katze war. — Seht, das ist der Sohn der Fee, ein mächtiger Prinz, der heilt mich durch den Zauber seines Gesangs vom Zauber seiner stolzen Mutter, die mir zürnt. Sie hat meinen Herrn und Gemahl todt gehext, weil er sie nicht mehr liebte; aber der Feenprinz ist sein Sohn. Drum lieb' ich ihn. Komm, Philipp!" Mit diesen Worten rief sie den Sänger herbei, und Germaine, die nichts von diesem Allen verstand, sah in den häßlichen, pockennarbigen Zügen des jungen Menschen nichts, was an eine so ungewöhnliche Abkunft erinnert hätte. Die Begriffe ihrer königlichen Stieftochter schienen sich dermaßen zu verwirren, daß sie für gut fand, sich zurückzuziehen und die in große Aufregung gekommene Wahnsinnige ihren Frauen zu überlassen. Auf Inese's Wink begann die kleine Sängergesellschaft wieder zu spielen und zu singen, und Germaine trat aus dem Zimmer, froh, die unheimliche Audienz beendigt zu sehen.

Elftes Kapitel.

Der Erzherzog Infant Don Fernando d'Austria war in Gadelupe in Aragonien gleichsam unter den Augen der Königin Germaine erzogen worden. Hier hatte sich auch unter seiner Umgebung der Gedanke ausgebildet, ihm die Nachfolge seiner Großeltern zu sichern, und der König Don Fernando hatte über ein Jahr vor seinem Tode diesem Gedanken mehr und mehr Raum gegeben. Dieser Plan hatte zum Besten der großen Länder, welche zuletzt von Ferdinand dem Katholischen regiert wurden, sehr viel für sich; aber weder der hinsiechende König, noch die Partei, welche sich zu Gunsten des Infanten Fernando gebildet hatte, konnten mit sich einig werden, ob man diesem alle Kronen, welche Ferdinand und Isabella getragen, oder nur einen Theil derselben übergeben solle. Wenn es in Betracht der traurigen Erfahrungen, die man in Castilien in der kurzen Regierungszeit des Königs Philipp gemacht, auf der einen Seite am klügsten und zweckmäßigsten schien, den fremden und von seinen niederländischen

Ministern abhängigen Erzherzog Karl von der Erbschaft der spanischen Kronen gänzlich auszuschließen, um jeden Zwist zu vermeiden, so stellte sich eine solche Ausschließung auf der andern Seite doch als eine allzu sehr schreiende Ungerechtigkeit gegen den erstgeborenen Prinzen der Königin Juana heraus, der seit seiner Geburt die Anwartschaft auf Castilien und Aragonien gehabt und im Testament seiner Großmutter ausdrücklich zu ihrem alleinigen Erben ernannt war. Drum sollte Fernando bald Alles erhalten, bald nur Aragonien, Katalonien, Valencia, bald nur Neapel und Sicilien. Der Cardinal Ximenes und einige der ersten Granden Castiliens bestimmten den sterbenden König, diesen seinen Lieblingsplan aufzugeben und Karl zu seinem alleinigen Erben zu ernennen. Dem Rechte war somit genügt. Aber Fernando's Partei gab sich damit nicht zufrieden. Die mit Ferdinands Erhebung zum König verbundenen Vortheile für den hohen, reichen und mächtigen Adel waren gegen die Nachtheile, welche Karls Krönung den großen Baronen bringen mußte, zu stark in die Augen springend, als daß die Partei nicht ferner an die Ausführung des Planes hätte denken sollen. Der Cardinal-Regent Ximenes sowohl in Madrid, als der König Karl in Brüssel mit seinen Ministern leisteten der neuen Belebung dieses Planes allen Vorschub. Denn jener erbitterte den Adel durch eiserne Strenge und Einziehung der ehemaligen Krongüter, auf welche kein genügender Rechtstitel nachgewiesen

werden konnte, ja, sein Versuch das Volk für die Krone zu bewaffen und dieser auf solche Weise eine vom Adel unabhängige, ja diesem nöthigenfalls sogar gegenüber zu stellende neue Kriegsmacht zu bilden, brachte alle hochadligen Gemüther in Feuer und Flammen; und König Karl zeigte sich so abhängig von Herrn von Chievres, welcher Spanien als ein erobertes und möglichst zu brandschatzendes Land zu betrachten schien, daß der Wunsch, sich eines ausländischen Königs, der, von einem ausländischen Adel geleitet, den Spaniern nur Nachtheil bringen könnte, zu entledigen und einen despotischen Priester außer Wirksamkeit zu setzen, und dafür einen eingebornen unter ihnen aufgewachsenen König, den die Granden von sich abhängig erhielten, auf den Thron zu setzen, immer allgemeiner werden mußte. Die beiden Häupter dieser Partei waren der Bischof von Astorga in Leon, der vom Cardinal Ximenes einst persönlich beleidigt worden und die steigende Macht desselben mit Neid und Verdruß betrachtet hatte, und Don Pedro Nunjez de Gusman, des Infanten Hofmeister, einer der glühendsten Vertheidiger der alten Adelsrechte und deshalb großer Feind der von Ximenes mit so consequenter Energie gesteigerten Königsmacht. Beide waren natürlich sehr erbitterte Gegner des Cardinal-Regenten, und da sie den Plan gefaßt hatten, ihren Zögling zum König von Spanien zu erheben, so gebrauchten sie das allgemeine Wohl des Landes, welchem allerdings Ferdinands Regierung mehr Förderung zu versprechen schien,

als Karls, als Aushängeschild ihrer Bestrebungen, um dahinter eigennützige Absichten zu verbergen. Sie wußten die Nachtheile, welche die Regierung eines jungen, unerfahrenen fremdländischen Königs, der von seinen landsmännischen Ministern abhängig sei, über Castilien bringen müsse, mit den lebhaftesten Farben zu schildern, und vorzüglich befleißigten sie sich in Unterredungen mit ihnen Ebenbürtigen, auf den Stolz einzuwirken, den die spanischen Granden in höherm Grade als irgend ein Adel auf dem Erdboden besaß, und dem es deshalb wahrhaft unerträglich vorkam, sich von niederländischen Edelleuten, die sie so tief verachteten, regieren zu lassen. Einer der eifrigsten und thätigsten Beförderer ihrer Sache war Don Hernandez de Villaquiran, theils aus Rache für die Behandlung, die er einst am burgundischen Hofe erfahren, theils weil er vom König Ferdinand für treue Spiondienste nicht nach Wunsch belohnt worden war, theils weil die energischen Maßregeln des Cardinals-Regenten ihn vorzüglich schmerzlich betroffen hatten, zumal er früher demselben ergeben gewesen war. Ebenso wichtig für die Partei waren die geheimen Dienste der Donna Inese de Cardona. Als Adoptiv- und Pflegetochter des mächtigen und einflußreichen aragonischen Grafenhauses der Cardona, hatte sie in Aragonien und Katalonien einen großen Anhang unter dem Adel, als Ziehschwester des gewaltthätigen Herzogs von Cardona, Vicekönigs von Neapel, an dessen Hofe sie sich Jahre lang aufgehalten hatte, fehlte ihr un-

ter dem neapolitanischen Adel eben so wenig ein solcher Anhang und ein Einfluß, um so stärker, je geheimer er war; endlich durften die Häupter und Lenker der Partei hoffen, durch sie, die dem maurischen Königshause in Granada entsprossen war, die angesehensten Häupter dieses Königreichs für ihren Plan zu gewinnen, und ebenso den Papst und die römische Curie, deren Gunst, wie bekannt war, sie sich in Rom in hohem Grade erworben hatte. Die Gräfin war also für den Bischof von Astorga und für Don Nunjez de Gusman eine höchst wichtige Person, der sie auf alle Weise schmeichelten und deren auf Sachkenntniß gestützte Rathschläge in Bezug auf den Hof und die Minister des Königs Karl von ihnen wie Orakelsprüche aufgenommen wurden. Und so war sie es, die mit verhüllter Hand die Fäden leitete, wodurch das lichtscheue Getriebe dieser Partei in Bewegung gesetzt wurde, und dieses in geistiger nnd körperlicher Hinsicht so ausgezeichnete weibliche Wesen war in ihren Aeußerungen und Handlungen so schlau und vorsichtig, daß Niemand von den Parteigängern eine Ahnung davon hatte, daß Donna Inese ganz andere Plane hatte, ganz andere Zwecke verfolgte, als die ihrigen, und sie in ganz Spanien und den Niederlanden keinen größern und gefährlichern Feind hatten, als die schöne junge Dame, die sie als ihre größte Freundin verehrten.

Der junge Prinz, um dessen Thronerhebung es sich handelte, war persönlich mehr dabei betheiligt, als seinem

Alter angemessen war. Ein dreizehnjähriger eitler Knabe war leicht zu überreden, das Bestreben seiner Partei, ihn zum König zu machen, sei ein Ergebniß seiner persönlichen Vorzüge; daß hier allein das Prinzip in Betracht kam, hätte er doch nicht begriffen. Nun wollte aber diese winzige Persönlichkeit gleich ihre Rolle spielen. Ferdinand betrieb seine Angelegenheit wie ein zweimal älterer Kroncandidat und zeigte eine Erbitterung gegen Ximenes, die freilich mit Recht wieder kindisch genannt werden konnte. Seine Anhänglichkeit an die Gräfin Cardona war also im Grunde nur eine Folge seiner Speculation auf die spanischen Kronen. Er liebte die Dame, weil sie ihm behülflich war, seinen Bruder um dessen rechtmäßiges Erbe zu bringen.

Sobald die Partei des Infanten nähere Kunde von dem Aufstande der altcastilischen Städte gegen den Regenten erhalten und erfahren hatte, daß diese Schilderhebungen vom hohen Adel ausgingen, so hatte sie nichts Eiligeres zu thun, als den Versuch zu machen, ob sie diesen aufrührerischen Adel nicht für den Infanten gewinnen könnte. Die Reise Don Fernando's und seiner Schwester Katalina zu ihrer Mutter nach Tordesillas war nur der Vorwand, um den Prinzen in die Nähe von Valladolid, dem Hauptorte des Aufstands, zu bringen und der Gräfin Cardona Gelegenheit zu geben, desto nachdrücklicher für ihn bei den Verschwornen in den aufständischen Städten zu wirken. Dies war nun geschehen, und vor=

züglich mit Hülfe zweier jungen Edelleute, des Don Pedro de Giron, ältesten Sohn des Grafen von Uruenja, und des Don Juan de Padilla, eines Sohnes des mächtigen Comendadors von Castilien, waren viele Edelleute für Ferdinand gewonnen worden. Die jungen Leute hatten diese Angelegenheit mit großer Vorsicht betrieben. Ihre Umgebung glaubte, Don Juan und Donna Inese seien ein Liebespaar, welches allein mit seinen Herzensangelegenheiten beschäftigt sei. Um so größer war das Erstaunen, als man erfuhr, Don Juan habe sich mit Donna Maria Pacheco, Inese's Freundin, verlobt. Um so mehr setzte man nun voraus, Donna Inese sei die Geliebte des Don Pedro de Giron. Nach diesen wichtigen Vorarbeiten bedurfte aber nun die Partei einer gewichtigen Persönlichkeit als Autorität und Vereinigungspunkt, und dazu hatten die Häupter die Königin Germaine ausersehen. Jedermann kannte ihre Liebe zum Infanten Fernando, auch war die Meinung verbreitet, es wäre ihr Wunsch, daß dieser Prinz die königliche Herrschaft von Spanien überkäme, wenigstens erschien er Allen natürlich, und das Wahrscheinliche wird in solchen Fällen stets für wahr gehalten. Auch konnten die Bestrebungen des Infanten und seines Anhangs der Königin Germaine unmöglich verborgen bleiben, und sie war vielleicht denselben wirklich nicht ganz fremd. Außerdem wäre es sehr unvorsichtig von ihr gewesen, die ungewöhnliche und auffallende Reise nach Tordesillas unter dem Vorwande zu unternehmen: sie wolle

die Infantin Katalina von ihrer Mutter wieder abholen. Sie hatte sich zwar zu dieser Reise bereden lassen; aber das konnte doch in den Augen des Cardinals und des Königs und seiner Minister unmöglich zur Entschuldigung dienen.

Schon am Tage nach der Ankunft Germaine's in der Residenz ihrer unglücklichen Stieftochter setzten sich der Bischof von Astorga und der Hofmeister des Prinzen durch Donna Inese und Don Hernandez in Verbindung mit dem in Valladolid versammelten aufständischen Adel. Der Vermittler war Don Juan de Padilla, welcher nach Tordesillas kam, um seine Braut und deren Freundin abzuholen; Don Hernandez de Villaquiran begleitete sie als Donna Inese's Ritter. In der großen und reichen Stadt war ein stürmisch bewegtes Treiben. Große Bürgerbanden übten sich auf öffentlichen Plätzen in den Waffen, freilich zu einem Zwecke, der dem von Ximenes beabsichtigten gerade zu entgegengesetzt war; denn sie waren von adligen Führern befehligt. Obgleich Don Pedro de Giron, ein sehr eitler und stolzer Mann, der schon unter der vorigen Regierung mit der königlichen Macht in Streit gelegen, und Don Juan de Padilla an der Spitze standen, so schien doch Donna Inese de Cardona die Seele des Ganzen zu sein. So wie sie in der Stadt erschien, belebte ein neuer Geist die Führer der Bewaffneten; sie übte über die Verschwornen jenen wunderbaren Zauber aus, der ihr über alle Männer zu Gebot

stand und sie stets bewirken und erreichen ließ, was sie wollte.

Ihr an Geist und Kühnheit gleich war ihre Freundin Maria de Pacheco. Die Natur schien beide für einander geschaffen zu haben, und Don Juan de Padilla hatte in der Wahl zwischen beiden geschwankt. Endlich hatte ihn Inese selbst ihrer Freundin zugeführt. Es schien, als ob die geistesstarke und kühne Tochter des unglücklichen Maurenkönigsgeschlechts unempfindlich für die Liebe sei. Das große Gefühl für das Unglück ihres Volks und der noch größere Gedanke, es aus seiner Schmach wieder zu Glanz und Ruhm empor zu führen, füllte ihre Seele aus und erstickte jedes andere zarte Gefühl darin. Sie liebte nur so lang, als es sich mit ihren Zwecken vertrug; die Liebe wurde ihrem hochstrebenden Geiste nicht zur hemmenden Fessel.

Obgleich Don Juan de Padilla mit seiner Bewerbung von Donna Inese zurückgewiesen oder vielmehr auf Donna Maria geleitet worden war, blieb er doch der Erstern nicht minder ergeben. Ebenso machte ihr Don Pedro de Giron den Hof, und vor ihrem Fenster sang er Abends seine schmachtenden Romanzen zur Guitarre. Er wurde fortgerissen und emporgeflügelt vom Geiste dieses außerordentlichen Weibes und war gleichsam nur der Vollzieher ihrer Befehle. Doch war die Zeit noch nicht gekommen, wo sie die beiden zu einem Zweck verbundenen vornehmen Edelleute in das Geheimniß ihrer wahren Plane

und eigentlichen Bestrebungen einzuweihen wagte. Sie wirkte dem Anschein nach nur für das Interesse des Infanten Fernando.

Eins ihrer Hauptaugenmerke ging darauf, den Tiefsinn der Königin Juana zu heilen. Konnte sie es dahin bringen, die unglückliche Frau so weit herzustellen, daß dieselbe die Zügel der Regierung selbst zu führen vermochte, dann war für die Erhebung der Mauren Alles zu hoffen. Sie wußte, daß sie dann die Königin beherrschen würde; denn sie kannte den ganzen Umfang ihrer eignen Geisteskraft; sie war sich der gleichsam dämonischen Macht bewußt, welche sie auf Donna Juana ausübte. Ihr erfinderischer Geist war auf den fruchtbaren Gedanken gefallen, die Musik, welche die Königin in ihren gesunden Tagen leidenschaftlich geliebt, zur Heilung der Kranken anzuwenden, und der glücklichste Zufall kam ihr dabei zu Hülfe, indem sie in jenem Knaben, den sie aus Schwaben hierher hatte bringen lassen, ein reiches musikalisches Talent entdeckte. Gerade daß dieser Bursche, dessen erstes Auftreten bei der wahnsinnigen Königin einen so mächtigen Eindruck auf dieselbe ausgeübt, zum Kammersänger und Musikanten der Donna Juana verwendet werden konnte, erschien von großer Wichtigkeit und fiel schwer in die Wagschale ihrer Hoffnungen.

Wirklich besserte sich der Zustand der geisteskranken hohen Frau von Tag zu Tag. Sie fing wieder an, Theilnahme für ihre Umgebung zu zeigen; die Perioden,

in welchen der schwarze Trübsinn ihren Geist umflorte, kürzten sich ab, und wenn der Knabe vor ihr spielte und sang, verklärten sich ihre sonst schlaffen Züge, ihr todtes Auge belebte sich, und sie fragte dann nach Dingen, die sie seit ihrer Krankheit nicht mehr erwähnt hatte. Donna Inese war dann immer bemüht, sie zweckmäßig zu unterhalten, ihre Neugierde zu erregen, ihr Interesse aufzustacheln und zu fesseln. Der Besuch der Königin Germaine hatte sie dabei sehr unterstützt. Die Erscheinung dieser Dame in der Einsamkeit der Tiefsinnigen hatte auf den Geist der Letztern vortheilhaft gewirkt. Dieser Umstand rief in Inese einen neuen kühnen Gedanken wach. Die Möglichkeit, durch eine große und stark wirkende Ueberraschung den Geist der Königin mit Einem Schlage allen Banden des Wahnsinns zu entreißen und zu Gesundheit, Kraft und Thätigkeit zurückzuführen, lag der geistesstarken Jungfrau jetzt nah, und es bot sich ihr dazu eine kostbare Gelegenheit.

Um in der unruhigen Bewegung, welche Altcastilien ergriffen hatte, die Fäden nicht aus der Hand zu verlieren, besoldete die Gräfin Cardona eben so gut wie der Cardinal-Regent ihre geheimen Spione, und einer derselben diente ihr und ihm zugleich, der Zigeuner Jayme. Natürlich ahnete weder sie, das listige Weib, noch der Cardinal, der listige Priester, etwas von dem Doppeldienst von Karracha's noch listigerm Sohne. Und doch konnte nur wegen dieser Zweitheiligkeit der Zigeuner Beiden

die besten Nachrichten verschaffen. Durch Jayme erfuhr die Gräfin von der Anwesenheit des Ritters von Süderland in Altcastilien und von den Nachforschungen, welche er in den Bergwerken trieb. Anfangs war ihr die Nachricht eine gleichgültige; sie hatte den Mann aufgegeben, aber bald dachte sie daran, die gewohnt war, jeden sich ihr darbietenden Umstand zu benutzen, ob es nicht möglich sei, ihn doch zur Uebernahme einer Rolle in dem von ihr vorbereiteten Drama zu zwingen. Sie wurde in diesem Gedanken bestärkt, als ihr Jayme einige Tage nach der Ankunft der Königin Germaine hinterbrachte, der Ritter sei in der Nähe von Tordesillas und habe zwei Diener bei sich, von welchen der eine ohne Zweifel ein deutsches Mädchen sei, das er mit ungemeiner Zärtlichkeit behandle. Donna Inese beschloß sogleich von diesem Anhaltepunkt aus einen neuen Versuch auf den Ritter zu machen. Und um nicht gleich zu viel von ihm zu verlangen, wollte sie vor der Hand ihn nur bereden, an der Verschwörung des Adels gegen den Cardinal theil zu nehmen, und ihn mit Don Pedro de Giron und Don Juan de Padilla in Verbindung bringen. Die Liebe sollte ein Sporn seines Ehrgeizes sein. Aus der Verwirrung in Castilien wollte sie ihm dann das Bild ihrer stolzen und kühnen Hoffnungen aufsteigen lassen. Und um ihn zum Beitritt geneigt zu machen, wollte sie ihm vorspiegeln, die Königin Juana habe von seiner Anwesenheit in Spanien vernommen und seitdem ein heftiges

Verlangen an den Tag gelegt, ihn zu sehen und zu sprechen. Ihre Schlauheit war sicher, daß er sich, auf solche Weise eingeladen, nicht weigern werde zu kommen. Dann wollte sie ihn der gänzlich unvorbereiteten Königin plötzlich vorstellen, und von dieser Ueberraschung hoffte sie eine schnelle und gründliche Heilung der Kranken. Zu so verschiedenen Zwecken, die aber alle auf Ein großes Ziel hinausliefen, wußte die Meisterin der Intrigue einen in ihren Händen befindlichen Stoff zu verwenden. Sobald dieser Plan reif war, und ihre Pläne reiften in der Regel schnell, setzte sie sich zu Pferde und verließ nur von einem Diener begleitet das Schloß.

Einige Stunden später trat Don Hernandez de Villaquiran aus den Gemächern der Königin Germaine, um sich ebenfalls zu Pferde zu setzen und nach Valladolid zu begeben, wo er die Häupter der Verschwörung einladen wollte, sich in einer der nächsten Nächte nach Tordesillas zu begeben. Denn der Infant Fernando und die Königin Germaine wagten nicht, sich nach Valladolid zu verfügen. In dem stillen Schlosse zu Tordesillas waren sie unter dem Vorwande des Besuchs bei der kranken Königin sicher. Hernandez hatte kaum die Stadt verlassen, als ihn ein Mann antrat, von dem er sich gerade jetzt nicht gern angeredet sah; sein Halbbruder, der Zigeuner Jayme. Es waren Jahre verstrichen, seit sich beide nicht gesehen.

„Ihr wißt, wie sehr ich Euch ergeben bin, Monsenjor,“ sagte der Zigeuner nach dem höflichsten Gruße.

„Liebe und Dankbarkeit haben mich immer gleich stark an Euch gefesselt. Auch jetzt hat mich nur die Sorge um Euch und Euer Wohl hierher geführt.“

„Was hast du mir zu sagen?“ versetzte Hernandez frostig, „du siehst, ich habe Eile.“

„Erlaubt, daß ich Euch ein Stück Wegs begleitete! — Ihr habt mich einst selbst dem hochwürdigsten Cardinal und Erzbischof von Toledo zugeführt, und ich habe Euch das stets Dank gewußt; denn es ist mir viel Vortheil daraus erwachsen.“

„So stehst du noch immer im geheinen Dienste des Cardinal-Regenten?“

„Laßt mich darauf antworten, daß es Seiner Hoheit überaus leid thut, Euch nicht mehr zu der Zahl seiner Freunde zählen zu dürfen. Nichtsdestoweniger bewahrt er Euch sein ganzes Wohlwollen, und es ist sein innigster Wunsch, Euch sobald als möglich Beweise desselben zu geben. Ihr seid nicht in den Besitz aller Güter Eures Vaters gekommen. Der verstorbene König hat viele derselben als Krongüter eingezogen. Aber gerade mit Euch wünscht der Cardinal zu thun, was er mit keinem Andern thun würde: er möchte Euch für den Verlust nicht nur reichlich entschädigen, sondern Euch auch der besondern Gnade des Königs Don Carlos empfehlen. Es würde, mein' ich, dem Cardinal nicht schwer werden, Euch die Güter, Aemter und Würden Eures Vater zu verschaffen.“

Don Hernandez hielt sein Pferd an und sagte mit

gedämpfter Stimme: „Rede leise! der Name des Cardinals darf in solcher Weise hier nicht genannt werden.“ Er stieg ab. „Was wünscht Seine Hoheit von mir für die Gerechtigkeit, die er mir widerfahren lassen will?“

„Eben auch nur Gerechtigkeit von Euch. Daß Ihr Euerm rechtmäßigen Könige dienet. Ein paar tausend Dublonen dürften für Euch in Madrid bereit liegen. Kommt nur sie zu holen.“

„Und sind dir keine besondern Dienste bekannt, wodurch ich mir die Gunst des Cardinals und die Gnade des Königs schnell erwerben könnte?“

„Ich denke die Gefälligkeiten, die Seine Hoheit von Euch beansprucht, werden Euch in Madrid schon bekannt werden. Eine jedoch kann ich Euch bezeichnen. — Eures Vaters schöne Frau war Euch nicht gleichgültig —“

„Ha — woran erinnerst du mich!“

„Niemals ist Euch das Räthsel gelöst worden, wie die Herzogin von Najara vom castilischen Hofe verschwand. — In diesen Tagen wird ein sogenanner deutscher Ritter Süderland nach Tordesillas kommen. Ihr werdet einen Mann in ihm erkennen, den ihr nicht unter diesem Namen vermuthet. Klagt diesen Menschen bei dem heiligen Inquisitionsgericht in Toledo als Religionsspötter an, liefert ihn in das Gefängniß des Glaubenstribunals. Dort wird sich Euch das erwähnte Räthsel lösen, und ihr seid der überschwänglichen Gnade des Cardinals gewiß. Darf ich Seiner Hoheit Eure Grüße vermelden?“

„Sag' ihm, daß ich den bezeichneten Mann selbst nach Madrid bringen werde."

„Vergeßt auch nicht Abschriften von Dokumenten und Dergleichen mit zu nehmen. Es könnte leicht möglich sein, daß Euch der Cardinal zu seinem Botschafter an den König ausersehen hätte. Dann wäre es gut, wenn Ihr Schwarz auf Weiß in Brüssel vorlegen könntet."

„Ich verstehe," grins'te Don Hernandez. „Es soll an den nöthigen Beweisstücken nicht fehlen."

„Ich glaube sogar der Regent hat eine reiche, vornehme und schöne Dame in Bereitschaft für Euch', falls Ihr noch gesonnen sein solltet Euch zu verehelichen."

„Spitzbube!" lachte der Andre und winkte dem Scheidenden einen gnädigen Abschiedsgruß zu.

Zwölftes Kapitel.

Der Tag der Zusammenkunft der Verschwornen in Tordesillas war da. Der Bischof von Astorga, der Hofmeister und der Infant empfingen die einzeln eintreffenden Gäste. Denn um jedes Aufsehen zu vermeiden, waren sie zu verschiedenen Tageszeiten bestellt und sollten auf verschiedenen Wegen einzeln und ohne Gefolge herbei kommen. Für die Zusammenkunft in der Nacht war ein abgelegenes Zimmer des Schlosses hergerichtet. Die Königin Germaine ließ für ihre Abreise auf den folgenden Morgen rüsten. Der Infant und die Infantin sollten sie begleiten. Der Bischof sollte zurückbleiben, um mit Donna Inese gemeinschaftlich die weitern Schritte zu thun.

Inese und Maria lustwandelten am Blumenufer des Duero im lebhaften Zwiegespräch.

„Wenn er nun nicht käme!" sagte die Letztere. „Du hast Alles auf diese Karte gesetzt und bist unruhig und bewegt, wie ich dich noch nicht gesehen."

„Nicht Alles, mein Herz! Ich wäre auch noch nicht arm, selbst wenn ich dieses Spiel verlöre. Aber ich ahne, es naht mir eine Entscheidung; Ayas Schutzgeist hat auf unsre Zauberfrage eben so bestimmt eine solche verkündigt, wie der meinige. Und Ayas Zauber ist untrüglich. Er wird kommen, der seltsame, mir unbegreifliche Mann; denn er hat mir sein Wort gegeben. Und seine kleine süße Freundin sehnt sich nach Frauenumgang, und ich habe ihr so viel Schönes von dir erzählt, daß sie ihren Ritter fast bestimmt hätte, gleich mit mir zu gehen. Aber das lag nicht in meinem Plan. — Wenn ich nun jetzt das stürmisch bewegte Herz nicht bezähme, so gönn' ihm dir gegenüber sein Recht. Ich bin ja ein Weib, wie du, und muß mich meist bezwingen und stärker scheinen, als ich bin. Ach Maria, diesem deutschen Mädchen gegenüber fühlte ich plötzlich, welch einen rauhen und gefährlichen Weg ich wandle, schwieriger und gefährlicher als du selbst weißt und ahnen kannst. Ich ward versucht, dieses holde Kind zu beneiden, das liebende Eltern, Vaterland, Heimat, Reichthum und hohe Stellung, Alles, Alles, was dem Herzen lieb und theuer ist, freiwillig verlassen hat, um dem Manne ihrer Liebe in ein fremdes Land, über stürmische Meere zu folgen."

„Und gestand sie dir gleich ihr Geschlecht ein?"

„Sie konnte sich mir nicht verbergen. Sie fühlte sich zu dem Mädchen hingezogen, das um ihre Liebe, um ihr Vertrauen warb. Es war ein günstiger Umstand, daß

ich sie allein fand. Als ich ihr sagte, wer ich sei, und in welchen Beziehungen ich zu ihrem Ritter stehe, hatte ich sie schnell gewonnen. Sie war meine Freundin, als er ins Zimmer trat. Er that kalt und fremd gegen mich, aber ich verstand ihn zu erwärmen. Sobald er hörte, die Königin wünsche ihn zu sehen, war es mit seinem Widerstande aus. Er wurde weich und wehmüthig wie ein Kind, und trocknete sich bei meiner Erzählung oft verstohlen die seinen Augen entquellenden Thränen, die er mir verbergen wollte. Eine seiner süßen schwermüthigen Romanzen, in die er den schwärmerischen Schmerz unsres zertretenen Volks gegossen hat, du kannst es ja und singst es auch, das Lied vom letzten Seufzer des Maurenkönigs, das ich plötzlich zur Guitarre anstimmte, vollendete mein Werk. Er ist ein gefühlvoller Mensch, ein Dichter, der den Becher des Schmerzes bis zum Bodensatz geleert hat. Darum weiß er Andrer Schmerz zu würdigen. An der Königin hängt er noch immer mit großer Verehrung. Eh' eine Stunde verging, wußte ich sein ganzes Schicksal; ich bezwang sein Herz mit seinem Liebe; es ging auf, wie eine verspätete Herbstblume. Seine kleine süße Freundin liebt er fast mehr wie eine Tochter, als wie eine Geliebte. Sie heißt wie du, Maria! Er will sie, bevor er Spanien wieder verläßt, zu seiner Gemahlin machen. — Bis zu diesem Zeitpunkte will er sie hier bei mir lassen. Sie bedarf der weiblichen Pflege, und soll ihrem Stand und ihrem Geschlecht gemäß hier auftreten

und leben. Dieses edle und schöne Herz wird uns viel Freude machen.“ —

„Dann führe sie mir bald in Toledo zu,“ bat Maria, „denn hier werde ich mich ihrer nicht lang erfreuen können.“

„Du willst mich verlassen?“

„Du weißt, daß Don Juans Anwesenheit in Toledo nothwendig ist; die meinige nicht minder. Meine Eltern erwarten mich. Wir dürfen den Muth des Volks nicht erkalten lassen. Und endlich müssen wir unsre Hochzeit vorbereiten. — Und da du eine neue Gesellschafterin erhältst, so stell' ich eine Bitte an deine Freundschaft: gib mir Aya mit, bis ich Juans Gemahlin und häuslich eingerichtet bin. Ich habe mich an sie gewöhnt, sie ist mir fast unentbehrlich geworden.“

„Du willst die Prophetin für deine kühnen Entwürfe um dich haben,“ versetzte Inese lächelnd.

„Ich gestehe dir, ihre geheime Kunst ist für mich sehr anziehend. Aber das ist es nicht allein.“ —

„Du sollst sie haben. Mag sie dich auf künftige große Dinge vorbereiten. Denn noch weißt du nicht Alles, theure Freundin. Aber du sollst Alles erfahren, wenn es Zeit ist. Die Zeit geht mit großen Dingen schwanger. Aya wird dir die geschickte Deuterin ihrer Zeichen, sie wird dir in vieler Beziehung eben so nützlich sein, wie ich selbst.“

Ihre Unterhaltung wurde durch den Anblick einiger

Reiter unterbrochen, deren einer ein Fähnlein mit den königlichen Farben trug zum Zeichen, daß er eine Botschaft des Königs oder des Cardinals bringe. Diese Erscheinung war am heutigen Tage auffallend, und die beiden Freundinnen begaben sich neugierig in das Schloß. Ein Kämmerer des Cardinals war angekommen und hatte den Befehl des Regenten überbracht, daß Donna Inese de Cardona sich unverzüglich in ihre Heimat nach Katalonien zu begeben habe. Zweien andern Frauen der Königin und einigen männlichen Dienern ward ebenfalls geboten, Tordesillas sofort zu verlassen. Der Kämmerer fügte hinzu, daß die für die Gesellschaft und Bedienung der Königin bestimmten Personen bereits unterwegs seien und den folgenden Tag eintreffen würden. An die Königin Germaine hatte der Kämmerer einen Brief des Cardinals, worin er sie in höflichen, aber gemessenen Ausdrücken ersuchte, ihren auffallenden Besuch bei ihrer kranken Stieftochter abzukürzen, falls sie beim König nicht schweren Verdacht gegen sich erregen wolle. Die Königin Germaine deutete eingeschüchtert auf die Vorbereitungen zu ihrer Abreise.

Kaum hatte Donna Inese diesen ihr unerwarteten und unwillkommnen Befehl erhalten, als ihr plötzlich ein mit dem Kämmerer des Cardinals angekommener junger Mann mit ritterlichem Anstand entgegentrat und sie mit galanter Ehrerbietung begrüßte, der ihr eben so unerwartet, wenn auch nicht so unwillkommen kam. Vivian de la Chaur

stand vor ihr und versicherte ihr in den schmeichelhaftesten Ausdrücken seine Ergebenheit. Mit kurzen Worten erzählte er ihr, daß er vom Könige zum Mitglied der Regierung in Madrid ernannt worden sei und sie dort zu finden gehofft habe. Da diese schöne Hoffnung ihn getäuscht, so habe er nach der nothdürftigsten Einrichtung nichts Eiligeres zu thun gehabt, als zu ihr zu reisen, um der Ueberbringer seines eignen Herzens zu sein, das sie freilich in Brüssel schon verschmäht habe, und eines Briefes des würdigen Probstes Innocenz, der ihr vielleicht willkommner sei, als sein Herz. Mit diesen wohlgewählten Worten überreichte er ihr den Brief.

Inese stellte dem gewandten Boten ihre Freundin vor und entfaltete nicht ohne Absicht ihre ganze Liebenswürdigkeit. Mit Vergnügen erfuhr sie nun aus Vivians Munde, wie unzufrieden der Brüsseler Hof mit den gewaltsamen Schritten des Cardinals sei, und wie der Dechant Adrian und er selbst die Widersetzlichkeit der altcastilischen Städte billige, und wie sie dem Könige wahren Bericht darüber abgestattet hätten. So ging der schönen, ränkevollen Gräfin in demselbem Augenblick ein neuer Stern auf, wo ihr einer unter zu gehen drohte. Sie zweifelte keinen Augenblick, daß es ihr gelingen werde, den jungen, durch seine jetzige Stellung wichtigen Mann für ihre äußern Interessen zu gewinnen, nämlich die Macht des Cardinals zu schwächen. Durch ihn hoffte sie auch den Dechanten sich in gewisser Beziehung dienstbar zu

machen. Freilich galt es jetzt um so geschickteres Spiel, um diese Niederländer nichts von ihrem scheinbaren Eifer für die Pläne des Infanten Fernando merken zu lassen, ihnen denselben wenigstens in einem ihr unschädlichen Lichte zu zeigen. Sie führte Vivian also der Königin Germaine und dem Infanten zu.

Hierauf schloß sie sich mit ihrer Freundin auf ihr Zimmer ein, um den Brief des Probstes zu lesen. „Muth!" rief sie. „In Brüssel geht Alles vortrefflich und mir ganz nach Wunsch. Jetzt Trotz geboten dem alten Pfaffen! Wir haben einen Verräther unter uns. Nicht vergebens kommt der Bote mit diesem grausamen Befehl gerade heute. Der alte despotische Priester weiß, wie es scheint, Alles. Er will mich unschädlich machen. Aber neue Flügel setzt mir dieser Brief an. Wohl, jetzt gilt es den Kampf mit ihm, dem mächtigen Regenten. Gelingt heute mein Wurf, so ist Donna Juana morgen regierende Königin von Spanien, und ihr erster Befehl ist, den herrschsüchtigen Greis in seine Diöcese zu verbannen. Sehen wir zu, wer den Sieg davon tragen wird, ich oder Ximenes de Cisneros!"

Nach diesen stolzen Worten verfügte sie sich in die Gemächer der Königin Juana. Diese hatte am Morgen schon das übliche Concert erhalten, und der Knabe Philipp hatte schöner gesungen und gespielt als je. Inese fand sie zu ihrem freudigen Erstaunen den Sänger liebkosend. Das war noch nie geschehen. Die Königin befand sich

in einer heitern Aufregung. „Ich bin dir dankbar, Inese,“ sprach sie gütig, „daß du mir diesen Burschen aus Deutschland geholt hast; er macht mir große Freude. Glaube mir, ich weiß, wer er ist; es fällt nur mir zuweilen nicht gleich ein. Aber in dieser Nacht kam mein Gemahl zu mir und befahl mir, das Kind zum Herzog von Leon zu erheben. Und ich will es unverzüglich thun. Sagtest du mir nicht, mein Vater sei gestorben und ich die regierende Königin von Spanien?“

„So ist's, Hoheit; Ihr seid die gebietende Königin!“ rief die Gräfin mit leuchtenden Augen.

„Wenn ich nur nicht ein so schlechtes Gedächtniß hätte! Hier, hier unter der Stirn drückt mich ein schwarzer Schatten. Aber wenn Philipp singt, verschwindet er allmälig, es wird mir hell und leicht. Vorhin, als er sang, fiel mir ein, wie ich mit Don Alnayar im Palast zu Toledo getanzt. Alles Schöne, was er zu mir gesprochen, hörte ich gleichsam wieder, und es war, als vernehme ich auch die Lieder, die er für mich gedichtet und gesungen.“

„Heil Ew. Hoheit! Ihr werdet noch glückliche Tage erleben! Der Schatten, der Euch quält, wird verschwinden und nie wieder kehren. — Eure königliche Stiefmutter will morgen abreisen und wünscht sich bei Euch zu beurlauben. Möchte es Euch nicht gefallen, heute mit ihr zu speisen?“

„Gewiß, ich will sie gut bewirthen. Besorge ein gutes Gastmahl vom Küchenmeister. Und alle Katzen

sollen ihre Staatsroben anlegen und mit an der Tafel speisen, zu Ehren meiner königlichen Stiefmutter.“

Obgleich der letztere Befehl nicht nach Inesens Geschmack war, so fühlte sie sich doch über das Zugeständniß der hohen Frau über alle Maßen glücklich. Denn stets hatte Donna Juana mit Heftigkeit abgelehnt, irgend Jemand an ihrem Male theilnehmen zu lassen. Rasch eilte Inese wieder zur Freundin, um dieser die freudige Mittheilung zu machen. „Ich siege über den alten Priester!“ rief sie triumphirend.

Don Nicolo, der Leibarzt der Königin, ein alter, würdiger Herr, und der Beichtvater derselben, der Prior des Klosters, wurden sogleich herbeigerufen und von der Gräfin in Kenntniß gesetzt. Beide verfügten sich sofort zur kranken Königin und kehrten nach einer viertelstündigen Unterredung mit ihr höchst befriedigt zurück, um Donna Inese wegen ihrer Erfolge zu beglückwünschen. „Jetzt,“ sagte Don Nicolo, „ist kein Zweifel mehr. Die hohe Frau wird ganz genesen. Bereitet ihr noch eine angenehme Ueberraschung, und sie ist ganz gesund.“

Das ganze Schloß war voll Jubel. Die beiden königlichen Kinder eilten zu ihrer Mutter und wurden von ihr geliebkost; sie ließ sich schmücken, doch nur in Trauerkleider, und bei der Tafel, an welcher der Erzieher und der Hofmeister des Prinzen sowie die Hofdamen der Königinnen und der Prinzessin theil nahmen, betrug sich die Geisteskranke vernünftiger als lange Zeit und sprach mehr als

je, wenn auch zuweilen sehr ungereimte Dinge und stets besorgt für ihre prächtig geputzte Katzenfamilie, welche die Ehre der Tafel mit den andern Gästen theilte.

Alle Anwesenden gaben sich der schönsten Hoffnung in Bezug auf die Königin hin. Inese erwartete mit freudebebendem Herzen die Ankunft des Ritters von Süderland.

Der Kämmerer und Bote des Cardinals und Vivian de la Chaux hatten sich in der Stadt eingelagert, und ihre Anwesenheit erregte den Häuptern der Prinzenpartei in Bezug auf das, was sie in der nächsten Nacht vor hatten, Besorgniß. Diese wurde durch die Ankunft und Versicherung Don Hernandez beschwichtigt, er wolle die beiden Herren auf mehrfache Weise zu beschäftigen und ihre Aufmersamkeit von den Verschwornen abzulenken suchen. Von diesen trafen immer mehr und auch Don Pedro de Giron ein und versammelten sich im Schlosse. Es ging dabei still und heimlich zu. Don Pedro rieth sogar die heimliche Versammlung wegen der Anwesenheit der Fremdem auf zu geben, doch wurde er von der Prinzenpartei überstimmt.

Inese de Cardona beobachtete jeden neu ankommenden Reiter mit steigender Spannung. Ihre Hand zitterte in Maria de Pacheco's Arm. Sie gingen auf dem Wege, auf welchem der sehnlichst Erwartete kommen mußte.

„Endlich!" rief Inese mit einem Jubeltone. „Dort kommen sie! Er ist's! Er ist's! Wir werden siegen!"

Drei Reiter nahten, begrüßt von den wehenden Tüchern der beiden Freundinen. Es war der Ritter von Süderland, in einem einfachen, aber kostbaren und vornehmen schwarzen Kleide zu Pferd; Maria von Isselstein in Männerkleidung und Martin ritten auf Mauleseln. Der Ritter war ernst, schier düster, doch schien ihm die herzliche Theilnahme wohl zu thun, welche ihm die beiden Freundinnen entgegenbrachten. Noch angenehmer ward davon das fromme deutsche Mädchen gerührt, welches dem geliebten Manne aus keinem andern Zwecke gefolgt war, als ihm das ewige Heil der Erlösung zuzuwenden. Und wenn der Ritter durch nichts für die Pläne der schönen Gräfin gewonnen worden wäre, er wäre es sicherlich durch die Behandlungsweise, welche sie und ihre Freundin seiner Geliebten angedeihen ließen. Sie umarmten und küßten das schüchterne Mädchen, sie versicherten ihr, daß bereits mehre weibliche Anzüge für sie bereit lägen, mit welchen sie gewiß zufrieden sein würde, sie sprachen ihr von den angenehmen Tagen, welche sie ihr bereiten wollten. In ihrer Mitte führten sie sie nach dem Schlosse, während Martin das ledige Maulthier dem Ritter nachführte.

Der Ritter trat mit in die Gemächer der Gräfin; die beiden Marien verfügten sich in ein Closet, wo die Umwandlung der schwärmerischen Niederländerin sogleich begann. Martin verweilte im Vorzimmer. Inese bereitete ihren Gast vor, ihn nach Einnahme einer Erfrischung

sogleich zur Königin Juana zu führen. Aus den Gemächern derselben wurden die Concertisten entfernt, und der junge zum Herzog von Leon bestimmte Kammersänger wollte sich zur Gräfin Cardona verfügen, um weitere Befehle von dieser seiner Beschützerin entgegen zu nehmen. Im Vorzimmer stieß er auf Martin. Die beiden jungen Menschen maßen sich mit halb erstaunten, halb erschrocknen Blicken; denn sie hatten einander im Nu erkannt, und keiner war über des Andern Person in Zweifel. Zwar waren seit ihrem ersten Zusammentreffen auf dem armseligen Hasenhof in der Grafschaft Burgau drei Jahre verflossen, und beide waren jetzt füglich nicht mehr Knaben zu nennen, zwar war der Abstand zwischen einem Bauernhause in Schwaben, und dem Palast der Königin von Spanien in Castilien ein wahrhaft fabelhafter und unbegreiflicher, aber die beiden Bursche waren so ausgezeichnet in ihrer Gestalt, die räthselhaften Flecken in Martins, die von Pockennarben gerissenen Züge in des Sängers Gesicht, der jetzt Philipp genannt wurde, waren so einzig in ihrer Art, daß eine Verwechslung gar nicht denkbar war. Auch war ihr beiderseitiges staunendes Benehmen für Jeden Zeugniß genug, daß der Andre ihn erkannt habe und für keinen Andern nehme, als er wirklich war.

„Heinz!" rief endlich Martin mit einem hämischen Blick auf den prächtigen Rock des Emporkömmlings. „Wie kommst du vom Hasenhof hieher? Hat dich das versoffne Hasenhänslein auch schlecht behandelt?"

„Ei nun, ich habe vornehme Bekanntschaften gemacht, die mich nach Spanien geführt,“ versetzte der Leinwebers-sohn aus der Fuggerei in Augsburg, „und hier hab' ich mein Glück durch meine Stimme gemacht. Ich bin Kammersänger der Königin. Aber wie kommst du hier-her, Martin?“

„Das hab' ich eigentlich dir zu verdanken. Denn nach deiner Angabe habe ich den Feldobersten von Isselstein, der dich als Roßbuben anwerben wollte, aufgesucht und habe die dir zugedachte Stelle eingenommen. Der Graf Isselstein aber hat mich dem Ritter von Süderland ge-schenkt, und dieser mich mit nach Spanien genommen.“

„Ich möchte nur wissen, ob mein Götti, der Veit Schellenberger, der Reitknecht des Herrn Jakob Fugger in Augsburg, noch lebt,“ ließ sich der designirte Herzog von Leon mit einer gewissen täppischen Vertraulichkeit ver-nehmen.

„O darüber kann ich dir Gewißheit geben, du Glücks-pilz!“ höhnte Martin. „Ich habe vor wenig Monden noch sein rothes Nasengebirg wie den aufgehenden Voll-mond durch die Straßen von Antwerpen leuchten sehen.“

„Das ist mir eine große Freude zu hören. Wenn ich nur wüßte, wie ich ihm Nachricht von mir geben könnte?“

„Das weiß ich auch nicht; denn ich gehe mit meinem Ritter in die neue Welt.“

„Höre, du sollst heute Abend mein Gast sein,“ sprach

der Kammersänger großthuend, „ich habe Geld und will dich prächtig tractiren.“

„Wir wollen sehen,“ entgegnete der Andere. „Da sollst du mir deine Schicksale ausführlich erzählen, und ich werde mit den meinigen aufwarten.“ —

In diesem Augenblick schritten der Ritter von Süderland und die Gräfin Cardona durch das Vorzimmer, um sich zur Königin zu begeben. Auf der Treppe begegnete ihnen Aya. Kaum hatte sie ihre Augen auf den Ritter geheftet, als sie einen leisen Ruf der Freude vernehmen ließ und, die Hände auf der Brust kreuzend, ehrerbietig das Knie vor ihm beugte. Von einem lebhaften Gefühle hingerissen, legte er, sich selbst und den Ort vergessend, wo er sich befand, die Hand auf die Stirn der Magd und sprach in der arabischen Mundart der Mauren von Granada: „Allah sei mit dir, und der Prophet bereite dir eine Stätte im Paradiese!“

Inese erschrak; denn dicht hinter ihnen standen einige ihr unbekannte Männer und Don Hernandez.

„O Sidi!“ sagte Aya ehrfurchtsvoll. „Möge dein Gang ein gesegneter sein! Ich sehe im Geist aber einen Schatten über deine Augen gebreitet und eine bange Ahnung beklemmt mir das Herz.“ —

Inese zog den Ritter hastig fort, damit er nicht fernere unglückweissagende Worte vernehme. Sie traten bei der Königin ein.

Die Geisteskranke stand am Fenster und schaute star-

ren Blicks nach der Grabstätte ihres Gemahls im Kloster Santa Clara hinüber. Sie wandte sich nicht nach den Eintretenden um. Inese ging in das Nebenzimmer. Der Ritter stand nur ein paar Schritte von der Königin. Seine trüben und bekümmerten Augen irrten von der zusammengeknickten dürftigen Gestalt der hohen Frau auf die umherliegenden Katzen, die gewissermaßen ihr einziger Umgang waren, und ein tiefer, banger Seufzer entquoll unwillkürlich seiner beklommenen Brust. Auf diesen Laut wandte sich die Königin und starrte den Mann mit erschrockenen Augen an.

„Juana!" flüsterte er und streckte ihr beide Hände mit dem Ausdrucke tiefster Wehmuth entgegen.

In diesem Augenblick stieß sie einen fürchterlichen, ohrzerreißenden, markerschütternden Schrei aus und hielt die Hände abwehrend vor, indem sie selbst vor ihm zurückwich. Ihre Augen rollten gräßlich, ihr Gesicht ward erdfahl und zuckte krampfhaft, ihre ganze hinfällige Gestalt nahm den Ausdruck des größten Entsetzens an. Erschrocken eilte der Ritter auf sie los, aber sie schrie in kreischenden gräßlichen Tönen: „Sein Geist! Sein Geist!" und brach unmittelbar darauf in ein schauderhaftes Wuthgeheul aus. Inese sprang herbei, um sie aufzuklären, aber sie hörte nicht mehr auf ihre Worte, sondern warf sich im wildesten und tobendsten Ausbruch des Irrsinns zu Boden. Noch nie hatte die Gräfin sie in solchem Zustande gesehen; der Wahnwitz schlug seine schwär-

zesten Fittiche über ihr zusammen, und der kühne Versuch war nicht nur gänzlich misglückt, er hatte sogar das schlimmste Gegentheil von dem bewirkt, was Inese beabsichtigt hatte.

Während die Frauen der Königin sich, so gut es ging, mit ihr beschäftigten, Andere jammernd und schreiend nach dem Leibarzt und dem Beichtvater riefen, und das ganze Schloß in Aufregung und Bestürzung gerieth, zog sich der Ritter in größter Betrübniß zurück. Kaum aber hatte er das Peristyl wieder erreicht, in welches die Thür von Inese's Zimmern mündete, als er sich plötzlich von jenen Männern umgeben sah, welche vorhin auf der Treppe hinter ihm gestanden hatten. Der Erste hielt ihm ein schwarzes hölzernes Kreuz, der Andere einen weißen hölzernen Stab, der Dritte ein bloßes Schwert mit den Worten entgegen: „Im Namen des Königs! Ihr seid der Gefangene der heiligen Inquisition!"

Der Ritter erbebte. „Ich bin ein Unterthan des deutschen Kaisers," sagte er mit mühsam errungener Fassung.

„Ihr seid in Spanien geboren, ein Unterthan des Königs und reiset in seinem Auftrag. Ihr habt gegen den reinen Glauben gefrevelt. Ergebt Euch ruhig, oder die Gewalt des heiligen Glaubensgerichts, deren Abzeichen Ihr in unsern Händen seht, wird Euch zu zwingen wissen."

Schon traten die bewaffneten Häscher hinzu. Das

Geräusch und der Wortwechsel hatte die beiden Bursche aus dem Vorzimmer herbeigezogen. Als Martin sah, was sich hier begab, lief er erschrocken, um seine Herrin zu holen. Beflügelten Schrittes eilten die beiden Marien herbei. Eben war der Anzug des lieblichen deutschen Mädchens vollendet, und wie eine reizende Sylphide schwebte sie daher, ein Aller Blicke bezauberndes Wesen. Maria de Pacheco, die leicht erregte Schwärmerin, eben noch versunken in die schöne Gestalt der neuen Freundin, folgte ihr jetzt, bleich vor Schrecken; denn das Wort „Inquisition" war in ihr Ohr gedrungen. Auch Maria von Isselstein kannte die furchtbare Bedeutung dieses Wortes, und händeringend warf sich das reizende Kind zu den Füßen der ernsten Männer. „O laßt ihn frei!" flehete sie rührend; „laßt ihn mir, ich will ihn zum heiligen Glauben an Christum bekehren. Es ist mir ja schon fast gelungen. Stört mein frommes Werk nicht! Ich schwör' Euch zu, er wird an Christum glauben!" — Aber durch diese ihr von der Angst ausgepreßten Worte, die einen Stein hätten zum Erbarmen bewegen können, wurde sie unwillkürlich selbst zur Anklägerin des geliebten Mannes. Die Diener der Inquisition setzten ihrem verzweifelten Flehen nichts als ein kaltes Schweigen entgegen. Der Ritter hauchte ihr, indem er davon geführt wurde, einen schmerzlichen Abschiedsgruß zu, und ohnmächtig sank die schöne Dulderin auf die Steinplatten des Bodens und legte ihr holdes Haupt an eine der Säulen, welche mit-

leidiger zu sein schien, als die Menschenherzen. In diesem Augenblick rasete die wahnsinnige Königin kreischend vorüber, und Männer und Frauen hinter ihr, um sie einzufangen. Die Halle füllte sich mit Menschen. Die Königin Germaine befahl weinend und händeringend ihre Equipage, um sogleich mit dem Infanten und der Infantin, die schreiend umher irrten, abzureisen. In dieser wilden Verwirrung schlichen die Verschwornen nach ihren Pferden, um das unheimliche Schloß eiligst zu verlassen, und zu Inese de Cardona trat der Kämmerer des Cardinals und raunte ihr zu: „Ihr würdet wohl thun, mit der Königin Germaine zu reisen; denn wenn Ihr morgen noch hier seid, so muß ich dem mir streng auferlegten Befehl nachkommen, Euch mit Gewalt zu entfernen. Ich weiß Alles, was hier geschehen ist und in dieser Nacht noch geschehen sollte. Darum rath' ich Euch ernstlich: reist mit der Königin!"

Inese begriff sogleich, daß dies der beste Rath sei, der ihr gegeben werden konnte, zumal Vivian de la Chaux sich nirgend sehen ließ. Sie suchte Maria de Pacheco auf, und beide brachten die ohnmächtige Maria von Isselstein zu Bett. Inese hatte ihre ganze Seelenstärke wieder. Stolz und kalt sagte sie: „Wiederum scheint Alles für mich verloren; nur mein Muth ist es nicht. Ich weiche jetzt der Gewalt der Umstände, die sich gegen mich verschworen. Aber die glückbringende Stunde wird mir doch kommen. Ich überlasse dir Aya, wie du gewünscht, und auch die-

ses arme Kind befehl' ich deiner Sorge an. Nimm sie mit dir nach Toledo und halte sie wie eine Schwester. Matty geht mit mir. Ich eile, um in dieser Nacht noch dies Unglückshaus zu verlassen." —

Und so geschah es. Inese reisete mit der Königin Germaine, dem Infanten Fernando und der Infantin Katalina ab. Die lebenslustige Germaine war froh, aus dem düstern Schlosse, in welchem der Wahnsinn hausete, fort zu kommen. Am folgenden Tage verließ Maria de Pacheco Tordesillas und führte in einer Sänfte die kranke Gräfin von Isselstein mit sich, welcher Aya einen Heiltrank gereicht hatte. Die beiden Knaben waren verschwunden; Niemand hatte sich um sie bekümmert. — Bald lag das Schloß wieder so still und schweigend, wie die Todtengruft gegenüber, und in ihrem Gemach hockte die wahnsinnige Königin, eine grausigere Leiche, als die des Königs Philipp drüben im Kloster.

Dreizehntes Kapitel.

Nicht ganz ein Jahr nach den eben geschilderten Begebenheiten verweilte Jakob Fugger in seinem prächtigen Schlosse Fuggerau in Tirol. Der Frühling des Jahres 1517 hatte ihn in die tiroler Berge geführt. Vielleicht war es, ihm selber unbewußt, die Sehnsucht nach der Liebe und Pflege seiner ihm gar werthen Ziehtochter Sibylle und ihres Ehewirthes, des wackern Junker Bübenhoven, an dem seine Seele nicht minder hing. Nach einem Leben von so unausgesetzter und wechselvoller Thätigkeit, in welchem dem ehrenhaften Leinweber nie Zeit geblieben war, sich den süßen, geistigen Genüssen der Liebe hinzugeben, war endlich in seinem Herzen mit dem beginnenden Alter das Bedürfniß danach erwacht und forderte nur um so stärker Befriedigung. Vielleicht hatte er nie mehr bedauert, daß ihm seine Sibylle keine Kinder geboren, als jetzt. Deshalb war er um so zärtlicher gegen die Kinder seiner Brüder. Unter diesen waren es aber vorzüglich zwei, an welchen sein Herz mit den stärksten Banden der Liebe hing, die beiden Geschwisterkinder Anton und Sibylle.

Anton Fugger stand jetzt im vierundzwanzigsten Lebensjahre und war so ganz nach dem Wunsche seines Ohms eingeschlagen, daß er sich der größten Zufriedenheit desselben erfreute. In Anton sah Jakob gleichsam sein junges Ebenbild, seinen geistigen Doppelgänger. Ernst und schweigsam, umsichtig, verständig und ununterbrochen thätig in dem großartigen Handesgeschäft, hatte sich der Neffe auch die Einfachheit und den rechtlichen Sinn des Ohms bewahrt; ja, zur größten Freude desselben hatte er sich, ganz aus eignem Antriebe, doch noch in die Zunft der Leinweber einschreiben lassen, und liebte es, gleich dem Alten, sich einen augsburger Leinweber zu nennen. Jakob hatte ihm dafür den Wellenhof geschenkt. Und auch darin war Anton dem Ohm ähnlich, er fand weder an Gelagen und Tänzen, noch an ritterlichem Spiel und Kurzweil, noch an Frauenminne und Gunst Gefallen. Er lebte und webte nur im Geschäft und hatte demselben bereits einen neuen und noch glänzendern Aufschwung gegeben. Auch war er in der That jetzt das Haupt desselben, wenn auch noch nicht dem Namen nach. Jakob überließ ihm fast ganz die Leitung der Hauptzweige. Wenn ihn der Ohm aber freundlich lächelnd erinnerte, er möge sich doch nun auch nach einer Ehewirthin unter den Töchtern der Stadt umsehen, da entgegnete Anton ganz so, wie es einst Jakob gethan hatte, dazu habe er noch lange Zeit. Erst seien von ihm weit wichtigere und nöthigere Dinge zu verrichten. Und diese Antwort gefiel dem Al-

ten absonderlich, so wenig er sich's auch merken ließ, und so sehr er auch in Worten den Neffen darum tadelte. Gar gern hätte er Kinder seines Anton begrüßt, aber die Weigerung desselben war ihm doch lieber. — Hatte doch seine sanfte, stille, bescheidene Sibylle ihren Marx schon mit drei Kindern beschenkt, mit zwei Knaben und einer Tochter, und Jakob liebte diese Sprossen, die lustig in Tirols gesunder Bergluft aufblüheten, als seine Enkel. In Sibylle's Haus gefiel's dem alten Herrn am besten. Der stille Friede einer thätigen, gemüthlichen Weiblichkeit verjüngte ihn gleichsam, und Bübenhovens treue, sorgsame Geschäftigkeit beim Bergwesen verklärte den hereinbrechenden Abend seines Lebens mit freundlichen Sonnenstrahlen. Denn wie sehr auch Jakob dem Handelsgeschäft mit Eifer obgelegen, das zärtlich gepflegte Kind seiner Liebe war und blieb doch der Bergbau. Und deshalb hatte er auch den geliebten Marx zum Leiter und Aufseher der tiroler Silberbergwerke bestellt. Bübenhoven aber, als Mann in sein schönes Vaterland zurückgekehrt, das er als Knabe hatte verlassen müssen, schien in der Mitte der grünen Berge sein Jünglingsalter, das er in dem flachen Brabant verlebt, noch einmal zu gewinnen, gleichsam als müsse er der Heimat die ganze Summe seines Lebens abtragen und die ihr verloren gegangenen Jahre nachholen. Die krankhafte, weichliche Schwärmerei seiner Jugend hatte ihn verlassen; das reine, tiefe, empfängliche Gemüth, durch Arbeit gekräftigt, durch den

Segen der Häuslichkeit gehoben, war ihm geblieben. Nie hatte er etwas mit größerer Lust und Liebe getrieben, als den Bergbau in den vaterländischen Bergen. Er war wie zum Bergmann geschaffen, und seit er an der Spitze des Fuggerschen Bergwesens stand, hatte sich der Betrieb der Gruben schon verdreifacht. Zwar hatte er seinen Wohnsitz im Schlosse Fuggerau, doch besaß er auch ein eignes Haus in Hall, welches er im Winter bewohnte, wo er der Hauptstadt und den Bergwerken nahe war. — Durfte man sich verwundern, daß Jakob Fugger am liebsten in Bübenhovens Familie verweilte?

Raimund Fugger war dem alten Herrn zu vornehm, zu pracht= und vergnügungssüchtig. Seit er mit seiner Katharina ein eignes Haus in Augsburg machte, waren seine hochadligen Liebhabereien und Neigungen nur noch stärker hervorgetreten, und er war der Repräsentant des Fuggerschen Hauses nach dieser Richtung hin. Die weltlichen und geistlichen Fürsten aus der Nachbarschaft Augsburgs und was sonst vornehm und ritterlich war von Einheimischen und von fremden Gästen ging bei ihm ein und aus und fand einen Platz an seinem reichbesetzten Tische. Er besaß große Güter, sein Stall beherbergte die kostbarsten Pferde, sein Falkenier durfte sich rühmen, Jagdvögel zu ätzen, wie sie der Kaiser selbst nicht besaß, und seine Hunde waren nicht minder berühmt. Zwar entzog er sich der Handelschaft keineswegs, aber er trieb sie in der vornehmen Weise der fürstlichen Handelsherren zu Florenz,

Venedig, Genua, Gent und Antwerpen. Vorzüglich hatte er sich einen eigenthümlichen Handelszweig geschaffen, der vor ihm noch nicht, wenigstens nicht in dieser Ausdehnung, bestanden hatte; es war der Handel mit Kunstgegenständen. Gemälde, Bilderschnitzereien, geschnittene Steine, Münzen, ciselirte Arbeiten gingen durch seine Hand; die Künstler fanden an ihm stets einen Käufer, und Fürsten und Herren waren seine Kunden. Die berühmten Gemälde Albrecht Dürers zu Nürnberg, der eben in seiner vollen schöpferischen Kraft stand, die Hans Holbeins in Basel, der zu jener Zeit die Aufmerksamkeit der Kunstkenner auf sich zu ziehen begann, ja sogar mehre Werke Lucas Kranachs in Wittenberg waren eine Zeit lang Eigenthum Raimund Fuggers; die Goldschmiede und Steinschneider Augsburgs, Regensburgs und Nürnbergs hatten gleichsam ihre Niederlagen bei ihm. Er machte behufs dieses Handelszweigs bedeutende Reisen nach Italien und stand mit fast allen großen Künstlern seiner Zeit in persönlichem Verkehr.

Alle diese Dinge sagten aber seinem Ohm nicht sonderlich zu, und man sah deshalb den Alten wenig in Raimunds Hause.

Mit seinem Neffen Ulrich hatte Jakob noch weniger Glück. Wenn beide auch nicht in offener Feindschaft miteinander lebten, so waren ihre Ansichten und Grundsätze doch so himmelweit verschieden, und liefen geradezu in entgegengesetzter Richtung, daß Ohm und Neffe unmöglich

lange auch nur scheinbar gute Freunde bleiben konnten. Ulrich hatte sich im Jahre 1516 auf den Wunsch seiner Mutter mit jener Veronica Gaßner, der Tochter eines der vornehmsten und reichsten Häuser Augsburgs, mit der er schon einige Jahre Umgang gepflogen, vermählt und ein beträchtliches Rittergut bei Schwaz in der Grafschaft Tirol gekauft. Sein Ohm hoffte von diesen Schritten, der „tolle Gauch" werde nun zu Verstand gekommen sein. Aber sehr bald und schier nur einige Wochen später mußte Herr Jakob zu seiner Betrübniß erfahren, wie weit Ulrich von diesem Verstand in seinem Sinne entfernt war, und wie eigentlich gar nicht darauf zu rechnen sei, daß er ihn jemals erlangen werde.

Gleichzeitig mit dem Aufruhr des armen Konrad in Würtemberg und dem blutigen Aufstand der Leibeignen in Ungarn zeigten sich auch bedenkliche Volksbewegungen in der windischen Mark. In diesen von Schönheit und Reichthum überschütteten Gebirgsländern in den prächtigen krainischen und kärnthnerischen Alpen, in der Steiermark, voll himmelhoher, üppiger Berge, lieblicher Thäler und fruchtbarer Ebenen lebte ein genügsames, bescheidenes, aber freies Völkchen, zum größten Theil aus Slaven aus dem Volksstamme der Wenden bestehend, und daher der Name des wendischen oder windischen Landes, wie man Steier und Kärnthen vorzüglich benannte, aber auch stark mit ächt deutscher Bevölkerung gemischt. Sie machten ein eignes Herzogthum aus, und die windischen Bauern hatten

das uralte Recht, ihrem Herzog die Lehen mit einer sehr charakteristischen Feier selbst zu übertragen. Ein Bauer gab dabei dem in Bauernkleidern vor den versammelten Bauern erscheinenden Herzog, der ihnen schwören mußte, ihre Freiheiten und Rechte heilig zu halten, den bezeichnenden Backenstreich. Gesetz und Glauben gingen diesen einfachen, arbeitfröhlichen, treuen Menschen über Alles. Geistlichkeit und Adel wurden von ihnen schier abgöttisch verehrt, und Geistlichkeit und Adel misbrauchten ihren Einfluß auf diese Gebirgsbewohner, wie sie ihn immer gemisbraucht haben, um sie schmählich zu bedrücken und auszusaugen. Als Kaiser Friedrich III. ihr Herzog wurde, erklärte er stolz, daß es ihm nicht anständig sei, im Bauernkleid vor den windischen Bauern aufzuziehen und von einem Bauer mittels eines Backenstreichs die herzogliche Gewalt in Kärnthen zu empfangen, und schaffte den alten ehrwürdigen Gebrauch der Belehnung ab; er mußte aber den Bauern verbriefen, daß es ihnen und ihren Nachkommen keinen Schaden an ihren alten Freiheiten und Herkommen bringen solle. König Maximilian, in seiner Jugend ein Freund des gemeinen Mannes, versprach den alten Gebrauch der Belehnung durch die Bauern wieder aufzurichten, aber er hielt nicht Wort, wie überhaupt sein späteres Leben nicht hielt, was seine Jugend versprochen hatte. Und so war denn unter seiner Regierung in diesem seinen Erbland die Bedrückung der Bauern durch die weltlichen und geistlichen Herrn bis zum Unerträglichen

gesteigert, zumal Maximilians thörichter Krieg mit Venedig wegen der Durchzüge durch ihr Land, Türkeneinfälle, Miswachs und Erdbeben sie sehr erschöpft hatten. Seit funfzig Jahren war dieses Land siebenundzwanzig Mal vom grausamen Säbel der Osmanen überfallen worden und hatte an zweimalhunderttausend Menschen auf gewaltsame Weise verloren, ohne den ungeheuren Raub an öffentlichem und Privateigenthum. Die Bauern waren bis zur tiefsten Armuth herabgebracht; Verzweiflung und der neue Geist des Jahrhunderts hatten ihnen schon 1503 gleichzeitig mit der Entstehung des Bundschuhs im Buchrain die Waffe der Empörung in die Hand gegeben, aber sie war ihnen schnell wieder entrissen worden. Die Bedrückungen nahmen zu, der Krieg mit Venedig stürzte die Bewohner der windischen Mark in neues Elend. Dazu that 1509 ein Erdbeben großen Schaden, und ein darauf folgendes großes Sterben raffte die Blüthe des Landvolks hinweg. Und immer schlimmere Leiden suchten das schöne Gebirgsland heim. Im Frühling 1511 verwüsteten es neue Erdbeben, und im Sommer fielen die Türken wieder verwüstend ein und schleppten einen großen Theil der Bevölkerung in die Sklaverei fort. Und all' dieser Noth ungeachtet fuhren die Herren doch fort, das Landvolk bis aufs Blut zu schinden, und der Kaiser wußte nichts davon oder wollte nichts wissen. Er hatte ja nur Sinn für seine abenteuerlichen Kriege mit Venedig und Frankreich. Da erhoben sich die unglücklichen windischen Bauern

1513 zum zweiten Mal zu offenem Widerstand, aber auch dieser wurde schnell unterdrückt. Die Bewegung dauerte im folgenden Jahre fort, das in Bezug auf die Volksempörung so merkwürdig war. Aber aus den steierschen Alpen erschallten wenig sichere Nachrichten in die übrigen deutschen Länder. Der einheimische Adel und die kaiserlichen Amtleute vereinigten sich nun, den Uebermuch des Bauern zu brechen und ihm ein Gebiß anzulegen, wie sie sich scherzweise ausdrückten. Die Unglücklichen sollten zu neuen schweren Abgaben gezwungen werden. Namentlich wurde eine große Landsteuer ausgeschrieben, mittels welcher die grausamen Dränger große Summen zu erpressen gedachten, und zwar Alles im Namen des Kaisers, als begehre dieser solche Schatzung für seine Kassen. Die deutsche Bevölkerung in Mittelkrain that sich dagegen zusammen, um sich in solcher Bedrängniß gemeinschaftlich zu berathen. Bald traten aus allen Theilen des Landes Bauern zu ihnen und strömten haufenweise bei dem Städtchen Rain, da, wo die Gurk sich in die Sau ergießt, zusammen und beriethen sich, wie sie sich ihres großen Jammers erledigen und wieder zu ihren alten Freiheiten gelangen könnten. Der Beschluß ward gefaßt, ihr altes Recht auf dem Rechtswege zu suchen, und sie sandten Boten an die kaiserlichen Amtleute und begehrten ihre „alte Gerechtigkeit" zurück. Aber die ergrimmten Herren warfen die Sprecher ins Gefängniß nnd ließen sie als Verbrecher hinrichten, in der thörichten Meinung, damit den

Trotz der Bauern zu brechen und zum Zahlen der neuen Steuer geneigt zu machen. Verzweiflung ward dem Volke für Hochmuth, das Beanspruchen seiner alten Rechte für sündhaften Frevel ausgelegt. Das unschuldig vergossene Blut schrie um Rache und rief die glimmenden Funken der Empörung im ganzen Gebirg zu hellen Flammen. Vögte, Amtleute und Edelleute wurden erschlagen, achtzigtausend Bauern standen bald in Waffen und bildeten einen großen windischen Bund zum Krieg gegen das Herrenthum, und sie nannten diesen Krieg Stora brauda, zu deutsch: die alte Gerechtigkeit.

Das versammelte Bauernheer stellte nun noch einmal an die kaiserlichen Amtleute die Frage: ob sie die armen Leute bei ihrem alten Herkommen wollten verbleiben lassen? Diese antworteten: ihr Begehren müsse vor dem Kaiser gebracht werden. Darauf setzten die Bauern einen Brief an den Kaiser auf, worin sie klagten, daß die kaiserlichen Amtleute ihre Gewalt misbrauchend den armen Mann in seiner Majestät Namen unleidlich geschätzt, beschwert und mishandelt, „schier bis auf das Bein genagt.“ Sie aber versähen sich, daß seine Majestät dieser Unbilden kein Wissen trüge, geschweige, daß es auf dero Befehl und Geheiß geschehen sein sollte.

Aber auch die edlen Herren beschickten ihrerseits den Kaiser und riefen seine Hülfe wider den hochmüthigen Trotz und die frevelhafte Empörung des Bauernhaufens an. Der Kaiser hielt sich gerade zu Augsburg auf, um

das Geld zu seiner Zusammenkunft mit den Königen von Ungarn und Polen und zu der seltsamen Kinderhochzeit, die nachher in Wien ausgeführt wurde, zusammen zu bringen, und beide, die Boten der Bauern und die der Herren, kamen hieher, um ihm ihre Vorstellungen zu machen. Das Erscheinen dieser ungewöhnlichen Gesandtschaften machte in der Stadt ungemeines Aufsehen. Durch sie erfuhr man erst ausführlich, was in der windischen Mark geschehen war. Die Bauern erzählten schlicht ihre Noth und Drangsal, die Herren schilderten die fluchwürdige Empörung des Volks mit den schwärzesten Farben. So bildeten sich denn schnell, noch ehe die Boten vom Kaiser anhört wurden, zwei Parteien in der Stadt, eine große aus den reichsten und vornehmsten Geschlechtern, die alles gut hieß, was der Kaiser that, und die von seiner zeitherigen Handlungsweise schließend mit Gewißheit voraussetzte, er werde ein Heer in die Krainer Alpen schicken und die aufrührerischen Bauern auseinander jagen und an Leib und Gut strafen lassen; und eine kleine, welche, der Stimme des Rechts, der Billigkeit und der Vernunft Gehör gebend, die Sache der Bauern iu Schutz nahm. Es waren dies meist junge Leute, Bürgersöhne und unter ihnen manche aus angesehnen und reichen Häusern. Ein vorzügliches Glied dieser Partei war Ulrich Fugger, während sein Ohm Jakob und seine Vettern Raimund und Anton sich auf die Seite der Herren stellten. Es wurde viel hin und her gestritten, bis der Tag kam,

an welchem der Kaiser die beiderseitigen Boten zusammen vor sich kommen ließ und sie einander gegenüber stellte. Nun sah hier der Kaiser eine ihm willkommne Gelegenheit, den Uebermuth seines erbländischen Adels und die freche Willkür seiner Amtleute, die ihm schon lang zuwider gewesen, im Interesse seiner fürstlichen Macht zu dämpfen; vielleicht begriff er auch endlich das himmelschreiende Unrecht, welches den Bauern angethan worden, und erinnerte sich noch einmal der löblichen Vorsätze seiner Jugend. Genug, er hörte mil Theilnahme die Klagen der Bauern an, er sprach ihnen Muth zu, nichts zu verschweigen, und redete dann in Beisein der Bauern die Gesandten des Adels aufs schärfste an und drohete ihnen mit seinem ganzen Zorn, wenn sie fortführen den gemeinen Mann in seinem Namen also zu bedrängen. Dann wandte er sich den Bauern freundlich zu und ermahnte sie zum Gehorsam gegen seinen Befehl; dieser aber bestand darin, daß sie aus dem Feldlager gehen und in ihre Häuser, zu ihrer Arbeit zurückkehren sollten. Er versprach ihnen, wenn sie Frieden und Ruhe hielten, werde er nicht dulden, daß sie von seinen Amtsleuten ferner in ihren alten Gerechtigkeiten gekränkt und mit unbilligen Neuerungen beschwert würden.

Dieser Bescheid des Kaisers machte in Augsburg großes Aufsehen. Die kleinere Partei jubelte dem Kaiser Beifall, die große lobte ihn mit kühlen Worten. Ulrich Fugger, der sich mit den Abgeordneten der Bauern be-

freundet und sie in sein Haus eingeladen hatte, schwieg und äußerte nur zu einigen seiner vertrautesten Freunde, er traue den schönen Worten des Kaisers nicht. Versprechen und Halten sei bei seiner Majestät stets zweierlei Ding, und seine Kunst sei es immer gewesen, schöne herzliche Reden zu halten, dem Volke mit aufgeputzten Worten allerlei schimmernde Hoffnungen zu machen, sich an dem dadurch erregten wohlfeilen Beifallssturm zu weiden und hinterdrein gar nichts zu thun, oder gerade zu das Gegentheil von seinen Versprechungen. Deshalb müsse man auch jetzt die Thaten des Kaiser abwarten. Ulrichs Aeußerungen verbreiteten sich im Stillen und kamen auch seinem Ohm zu Ohren, der darüber nicht wenig erbittert wurde.

Die Botschaft des Kaisers an das windische Bauernheer erregte die größte Freude im Volke; im festen Vertrauen auf das kaiserliche Versprechen der gnädigen Abhülfe ihrer Noth, gingen die bewaffneten Haufen auseinander. Und wie Recht hatte Ulrich Fugger! Der Kaiser ritt jetzt wieder sein altes Steckenpferd, die Ländervergrößerung seines Hauses; die Verbindung seiner Enkel mit den ungarischen Königskindern nahm ihn so in Anspruch, daß er der armen Bauern in den steierischen Alpen nicht mehr gedachte. Der dortige Adel und die Amtleute kannten ihn besser, als die dummen Bauern. Kaum waren diese friedlich in ihre Hütten zurückgekehrt, als die unerhörtesten Mißhandlungen und die gräßlichsten Grausamkeiten an ihnen verübt wurden. Die bübische Tücke

des Adels, die rachsüchtige Bosheit der Amtleute, unterstützt von der in ihren Schwelgereien gestörten Klerisei vereinigten sich zu scheuslichen Thaten; wie eine Heerde blutgieriger Wölfe in die Hürde bricht und die Schafe mordet, so fielen sie in die Hütten des Volks, raubten, plünderten, schändeten, mordeten, quälten mit grausamen Martern, sengten und brennten. Der Kaiser feierte derweil in Wien prunkvolle Feste und hielt seine schöne Rede an die Könige von Ungarn und Polen und deren Räthe. Der windische Bauer war verlassen und verrathen, und der Wuth seiner Würger preis gegeben. Der gesetzte Widerstand des Volks schlug nun selbst in die Wuth eines muthwillig gereizten Raubthieres um. Mord und Verderben der kaiserlichen Amtleute und der adligen Herren ward die Loosung des windischen Bauernbundes. In den drei Ländern Steier, Kärnthen und Krain zogen die bewaffneten Bauernhaufen umher, erstiegen die Schlösser und verbrannten sie und schlugen todt, was einen adeligen Namen trug. Die Kunde von diesen furchtbaren Gräueln erschallte durch alle deutschen Gauen und brachte eine ungemeine Aufregung hervor.

Zu derselben Zeit erfuhr Jakob Fugger, daß sein Neffe Ulrich von Schwaz in Tyrol, wohin er sich begeben, geheime Boten in das benachbarte Kärnthnerland geschickt und andre von dort empfangen habe. Es konnte bald kein Geheimniß mehr sein, daß der reizbare Ulrich in Verbindung mit den aufrührerischen Bauern stand und sie

mit Geldmitteln unterstützte. Schon lange war dem alten Herrn der Umgang anstößig gewesen, welchen sein heißblütiger Neffe mit jener ihm verhaßten Malersfrau in der Fuggerei, die ihm schon so vielen Verdruß gemacht, unterhielt, und wenn dies gleich so heimlich als möglich geschah, so verschmähete es doch Jakob nicht, sowohl seinen Neffen, als auch Frau Eleonoren van der Voort mit Spähern und Aufpassern zu umgeben, die ihm getreulich über die öftern Zusammenkünfte dieser Beiden berichteten. Frau Eleonore hatte wieder einen großen Vorrath von kleinen Heiligenbildern angefertigt, und war damit nach Tyrol gereist, angeblich um sie zu vertreiben. Sie war in Hall und Schwaz gesehen worden, und es gelang Herrn Jakob auszukundschaften, daß ein Mann mit solchen Bildern über die Berge hinüber nach Kärnthen gegangen war, und seit dieser Zeit war jede Spur von der gefährlichen Frau in Tyrol verschwunden. Es blieb kaum ein Zweifel übrig, daß sie in Männerkleidung einen Boten Ulrichs an die windischen Bauern abgegeben hatte, und der Bilderhandel nur Vorwand und Deckmantel ihres wahren Treibens war. Dies wurde um so wahrscheinlicher, da Raimund Fugger, für den sie schon einige Bestellungen gut ausgeführt, wieder mehre Bilder bei ihr bestellt hatte, die, obgleich sie damit einen weit größern Gewinn erzielen konnte, als mit dem ärmlichen Handel mit Heiligenbildchen, gar nicht einmal von ihr in Angriff genommen worden waren.

Jakob hielt es für eine Gewissenssache, seinen gottvergeßnen Neffen noch einmal nachdrücklich zu warnen, aber ihre Unterredung hatte keine andre Folge, als daß Ulrich sich von dem fuggerschen Hauptgeschäfte trennte und sein eigenes Geschäft begründete. Er trieb nicht nur Handel, sondern er pachtete auch ein Silberbergwerk von der kaiserlichen Kammer in der Nähe von Schwaz, und beide kamen in keine Berührung mehr mit einander. Doch machte es Jakob den größten Kummer, daß ein Fugger, ein Sohn seines eignen Bruders, also feindselig gegen den Kaiser, gegen die Priester, gegen Gesetz und Ordnung gesinnt war und sich sogar herbei ließ, aufrührerische Bauern zu unterstützen.

Der Kaiser sah der tollen Wirthschaft in der Steiermark unthätig zu; es schien ihm recht zu sein, daß die Bauern die schuldigen Edelleute todt schlugen. Er zog zu Anfang des Jahrs 1516 mit einem Herre nach Italien, um sich mit dem jungen Könige von Frankreich zu messen und die Franzosen wieder aus Mailand zu verjagen. Aber er kehrte schnell unverrichteter Sache wieder nach Inspruck zurück, und nun erst dachte er daran, dem blutigen Unfug und dem tollen Uebermuth der krainer Bauern ein Ende zu machen. Und in der That waren diese übermüthig geworden. Da sie nirgends kräftigen Widerstand fanden, so begnügten sie sich nicht damit, die Schuldigen unter dem Adel zu strafen, sondern sie griffen immer weiter und übten gegen Jedermann eine unerträgliche

Tyrannei. Das ganze schöne Land ging mit Riesenschritten seinem Verderben entgegen. Bis an das adriatische Meer hinab waren alle Bande der Ordnung und gesetzlichen Zucht gelöst. Die Bauern wirthschafteten überall auf die greuligste Weise und vernachläßigten alle Arbeit, so daß die Aecker brach lagen und ein allgemeiner Mangel der entbehrlichsten Nahrungsmittel drohete. In Steier und Kärnthen hatte sich der Aufstand allmälig von selbst gelegt, in Krain wüthete er dagen um desto schlimmer. Der Kaiser ließ in Kärnthen zu Villach, Freisach und Klagenfurt Landsknechte werben und gab dem Landeshauptmann in Steier, dem ihm befreundeten Siegmund von Dietrichstein, den Oberbefehl über das zusammengebrachte Heer. Erst wurden aber die Bauern vor die kaiserlichen Commissarien geladen, und als sie nicht erschienen und, der frühern Täuschung eingedenk, jede gütliche Weisung verschmäheten, überfiel Dietrichstein die Sorglosen zu Michaelis und richtete ein großes Blutbad unter den Flüchtigen an. Alle wurden erschlagen, welche die Kaiserlichen erreichten, und wer sich von den Aufrührerischen später im Lande betreten ließ, wurde gehenkt oder gespießt oder geviertheilt. Es war ein allgemeines Bauernabschlachten im Lande. Denen, welche entwichen, wurde alles Eigenthum genommen und ihre Häuser niedergebrannt. Was am Leben und im Lande blieb, wurde gebrandschatzt, ja die Rache der Edelleute ging so weit, daß sie sich selbst schadeten, indem das Land verödete und verdarb. Die

alten Bauernrechte gingen für immer verloren. Eh das Jahr 1517 anbrach, war Krain beruhigt; Steier und Kärnthen waren schon früher mit minder kräftigen Maßregeln zum Gehorsam zurückgebracht worden. So hielt der ritterliche Kaiser Maximilian den windischen Bauern sein Wort. Jakob Fugger nannte das göttliche Gerechtigkeit, Ulrich Fugger himmelschreienden Treubruch und gottlose Menschenschlächterei.

Im Spätherbst war Frau Eleonore wieder in ihrem Häuschen in der Fuggerei eingewandert.

Als Jakob am 5. März 1517 seinen achtundfünfzigsten Geburtstag feierte, waren alle lebenden Glieder des Fuggerschen Hauses um ihn versammelt, außer Ulrich, obgleich er in Augsburg zugegen war. Dieser sah also die ganze Feier für eine Demostration gegen sich an, doch ließ er sich keine Aeußerung gegen den Ohm zu Schulden kommen, die ihm irgend als Ausbruch von Erbitterung hätte gedeutet werden können.

Jakob reisete bald darauf mit der Bübenhovenschen Familie nach Tyrol, um in ihrem Schoose den Frühling zu verleben.

Vierzehntes Kapitel.

Im Schloß Fuggerau waren Gäste von ausgezeichnetem Namen. Von seinem Schlosse Mindelheim in Oberschwaben war der berühmte Feldhauptmann des Kaisers Georg von Frundsberg nach Tyrol gekommen, um dem Kaiser aufzuwarten. Denn vor Kurzem erst war er nach der ruhmvollen Vertheidigung Veronas gegen die Venetianer und Franzosen und nach Uebergabe der Stadt durch den Vertrag, welchen der junge König Karl von Spanien mit dem König Franz von Frankreich geschlossen, ins Vaterland heimgekehrt, das er fast vier Jahre lang nicht gesehen hatte. Nachdem er jetzt vom Kaiser in Inspruck gnädig entlassen und zum Feldhauptmann von Tyrol ernannt worden war, konnte er sich nicht versagen, dem berühmten Jakob Fugger einen Besuch auf dem neuen Schlosse zu machen, zumal Frundsberg einem edlen tyroler Geschlecht entstammte, dem die reichen Silberbergwerke bei Schwaz, die jetzt Fugger in Pacht hatte, eigenthümlich gehört hatten. Der tapfre Feldhauptmann, im Verein mit

seinem Kaiser der Schöpfer der Landsknechte und der neuen Kriegskunst, stand in der vollsten Blüthe seiner Mannskraft, im 44sten Lebensjahre, ein Riese an Leibesgestalt und mit der entsprechenden, selbst in jenen Tagen ungewöhnlichen Stärke versehen.

Von Nürnberg waren nicht minder berühmte Männer gekommen, der gelehrte Rathsherr und kaiserliche Rath Willibald Pirkheimer, vor achtzehn Jahren Kampfgenosse Georgs von Frundsberg im unglücklichen Kriege Maximilians gegen die Schweizer. Denn Pirkheimer war vom Senat der Stadt Nürnberg mit der Anführung des Kriegvolks betraut worden, welches die freie Stadt dem schwäbischen Bunde stellte, dessen Hauptmann Frundsbergs Vater war. Pirkheimer war nachher der Geschichtschreiber dieses Kriegs geworden und hatte sich dadurch und durch seine eifrige Pflege der Künste und Wissenschaften des Kaisers hohe Gnade erworben. Jetzt war er 47 Jahre alt, ein stattlicher Patrizier und feiner Weltmann. Sein Begleiter war sein wackrer Freund, der Maler Albrecht Dürer, nur ein Jahr jünger als Pirkheimer, eine der edelsten und kräftigsten Männergestalten. Von Augsburg endlich war Konrad Peutinger, der gelehrte und treffliche Stadtschreiber seiner Vaterstadt, angelangt. Peutinger und Pirkheimer waren durch gemeinsame Studien aufs Innigste befreundet. Und auch gelehrte Angelegenheiten hatten sie nach Fuggerau geführt, höflichst eingeladen von Herrn Jakob Fugger. Dieser hatte nämlich seine nicht unbe-

deutende Bibliothek von Augsburg nach Fuggerau schaffen und durch Pirkheimer und Peutinger in Nürnberg und Augsburg, durch Konrad Celtes, den gelehrten Freund dieser Männer, in Wien beträchtliche Bücherankäufe machen lassen, um einen großen Saal des neuen Schlosses damit zu schmücken. Denn wenn Jakob Fugger auch selbst kein Gelehrter war, so hatte er doch eine große Leidenschaft für Bücher und andre wissenschaftliche Werke und eine starke Zuneigung für Gelehrte, Dichter und Künstler und glich auch in dieser Beziehung seinem kaiserlichen Freunde. Die Fuggerau aber sollte Jakobs Musensitz werden. Hierher wollte er sich aus dem Geschäftstreiben zurückziehen, im Genusse einer schönen Natur und der besten wissenschaftlichen Werke, in der Nähe des geliebten Kaisers und von gelehrten Freunden umgeben, die er öfter einzuladen gedachte. Pirkheimer und Peutinger waren nun zuerst auf eine solche Einladung auf das neue prächtige Schloß gekommen, um die Bibliothek zu ordnen und aufzustellen. Der Nürnberger und Augsburger Rathsherr waren nämlich die größten Bücherkundigen, welche damals in Deutschland lebten, und besaßen selbst große und reiche Bibliotheken. Dürer aber hatte Pirkheimer begleitet, und alle zusammen hatten dem Kaiser in Insprucк die Aufwartung gemacht. Sie waren kaum auf das Schloß zurückgekehrt, als ein Rath des Herzogs Wilhelm von Baiern, Namens Hans von Bemmelberg, ebenfalls dort anlangte, um mit Jakob Fugger eine Geldanleihe für seinen fürstlichen Herrn

abzuschließen. Der herzogliche Rath war jünger als die übrigen Männer; aber die Gesellschaft sollte noch durch einen jüngern und vornehmern Mann vermehrt werden. Mit einem kleinen Gefolge erschien nämlich im Schloß Fuggerau der Markgraf Johann von Brandenburg, ein Bruder des Kurfürsten Joachim von Brandenburg und des Kurfürsten und Erzbischofs Albrecht von Mainz und Magdeburg. Markgraf Johann stand im Alter zwischen seinen beiden regierenden Brüdern uud hatte eben sein dreißigstes Lebensjahr angetreten. Sein älterer Bruder, der Kurfürst von Brandenburg, war damals 33, der jüngere, der Kurfürst von Mainz 27 Jahre alt. Die drei fürstlichen Brüder waren ausgezeichnet an Leibesgestalt und gewinnendem, einschmeichelndem Benehmen; der Schönste war aber der Mittlere, der Markgraf Johann. Eben so kräftig gebaut als Joachim, nur von edlern Formen und jenem geschmeidigen, biegsamen und gewandten Wesen, welches man damals schon mit dem Worte Chevalerie zu bezeichnen begann, übertraf er seinen Bruder Albrecht, der doch wegen seiner feinen, taktvollen Tournure berühmt war, noch an höfischer, feiner Sitte und leichter Liebenswürdigkeit. Zum Soldaten und Hofmann erzogen, hatte er im Dienste verschiedener Höfe und auch des kaiserlichen gestanden, seit aber sein Bruder Albrecht zum Erzbisthum Magdeburg auch das von Mainz hinzu erhalten und erster geistlicher Kurfürst, Reichserzkanzler und Primas des heiligen römischen Reichs geworden war,

(in seinem vierundzwanzigsten Lebensjahre!) hatte der Markgraf Johann unvermählt am Hofe dieses seines Bruders gelebt. Dieser Hof wurde meist zu Mainz, aber auch abwechselnd — wenigstens in den ersten Jahren — zu Halle an der Saale gehalten und bot geistreichen, ausgezeichneten Männern einen angenehmen Aufenthalt. Das alte Mainz hatte das Glück, durch den mit Körper- und Geistesschönheit gleich reich begabten liebenswürdigen Jüngling, der zu so hoher geistlicher Würde und Herrschaft berufen war, rasch zu einem deutschen Athen, oder vielmehr Florenz emporzublühen; denn in der That besaß der junge Kurfürst Albrecht alle Eigenschaften der vorzüglichsten Medicäer, neben ihrer glühenden und freigebig thätigen Liebe zu den Künsten und Wissenschaften und deren Ausübern auch den großen Leichtsinn, die üppige Ungezwungenheit des Lebens, die Genuß- und Verschwendungssucht. An diesem prächtigen Hofe hatte Markgraf Johann die letzten Jahre in üppiger Unthätigkeit verschwelgt, und von da kannte er den Meister Albrecht Dürer und den Rath Pirkheimer, welche im vorigen Jahre auf eine Einladung des Kurfürsten mehre Wochen lang am mainzer Hofe, hochgeehrt und schier fürstlich gehalten, zugebracht hatten.

Im Gefolge des Markgrafen befand sich auch jener Mann, welchen Jakob Fugger vor einigen Jahren in Augsburg als Grafen Torrillas, Kämmerer des Papstes kennen gelernt hatte, und von dem er nicht mit Un-

recht behauptete, er sei derselbe, der als Antonio Cebes, Stallmeister der Erzherzogin Margaretha, dann als Wilhelm von Lannoy, der Gemahl der Frau von Bübenhoven gewesen sei. Jetzt trat dieser gewandte Abenteurer mit der größten Ruhe, Sicherheit und glatter Unbefangenheit in das Haus des Mannes, der ihn einst entlarvt, der seinen Sohn Toni erzogen, dessen Bergwerke er in Ungarn bestohlen, er trat in das Haus, das Marx von Bübenhoven bewohnte, dessen Mutter er belogen und betrogen und in das tiefste Unglück gebracht; er trat höflich und ernst in die Gesellschaft, als Betrauter und Beauftragter des Papstes und zugleich des Kurfürsten von Mainz. In der letztern Eigenschaft erschien auch der Markgraf auf Schloß Fuggerau. Sein mächtiger Bruder hatte ihn an Jakob Fugger wegen einer wichtigen Verhandlung gesandt, die sich brieflich nicht abthun und zu der sich nicht wohl ein andrer Mann verwenden ließ; der Markgraf war in jeder Beziehung der Rechte, und der Kämmerer des Papstes ihm als geschäftsgewandter Diplomat beigegeben.

Zwischen dem Kurfürsten von Mainz und dem Hause Fugger war nämlich eine Spannung eingetreten, die ihrer Natur nach dem jungen geistlichen Fürsten unangenehmer und lästiger sein mußte, als dem alten Herrn Jakob.

Das Pallium, das priesterliche Oberkleid, welches die römischen Kaiser einst an die vornehmsten Bischöfe zu verschenken gepflegt, war im Laufe der Zeit ein nothwendiges Abzeichen der erzbischöflichen Würde geworden,

an dessen Besitz die Ausübung der oberpriesterlichen und fürstlichen Rechte geknüpft war. Die Päpste beliehen damit, anfangs umsonst, dann für Geld, und jetzt waren die Palliengelder eine Haupteinnahme der päpstlichen Canzlei. Jemehr das weißwollne Oberkleid zusammengeschrumpft war, endlich zu einem vier Finger breiten Streifen, der über die Schultern und auf Brust und Rücken herabhing, desto theurer war es geworden. Nach Umständen kostete ein Pallium jetzt 26 bis 36 Tausend Gulden. Am theuersten waren die der deutschen Erzbischöfe; denn die Päpste waren gewohnt, aus Deutschland das meiste Geld zu beziehen. Nun waren in einem kurzen Zeitraum 1505, 1508 und 1514 drei Vacanzen im mainzer Erzbisthume eingetreten, und in diesen wenigen Jahren aus Mainz allein mehr als 90,000 Gulden für Pallien nach Rom gewandert. Das Erzstift war verschuldet und hatte bei Albrechts Wahl die Mittel nicht, ihm das Pallim zu kaufen; er selbst besaß sie auch nicht, und auch der Kurfürst von Brandenburg konnte nicht so viel Geld auftreiben. Durch des Kaisers Vermittlung wurde von Albrecht eine Anleihe von 30,000 Gulden bei Jakob Fugger gemacht und damit das Pallium in Rom gelöst. Albrecht hatte nun zwar versprochen, nicht nur die Zinsen, sondern auch einen Theil des Kapitals jährlich abzutragen, aber weder das Eine, noch das Andre war geschehen; ja der prächtige und verschwenderische Hofhalt, die freigebige Begünstigung der Künste und Wissenschaften hatten den lebenslustigen,

leichtsinnigen Kurfürsten genöthigt, sogar noch mehr Schulden zu machen. Jakob Fugger, welcher mit einem gewissen, für Leute von Albrechts Denk- und Handlungsweise unangenehmen Eigensinn strenge Pünktlichkeit in solchen Angelegenheiten liebte, hatte zuletzt ernstlich gedrängt, und es stand dem Kurfürsten eine Schuldklage vor des Kaisers und Reichs Kammergericht bevor, wenn er nicht Mittel schaffte, das Haus Fugger zu befriedigen. Albrecht, weit mehr ein geistiger als geistlicher Sohn des Papstes Leo, wußte sich mit diesem zu Anfang des Jahres 1517 zu verständigen. Der Papst hatte dieselben nobeln Passionen, wie der Erzbischof, der Papst brauchte eben so gut immer Geld wie der Kurfürst, um jene Passionen zu befriedigen. Der Kurfürst durfte hoffen, daß der Papst ohne weiteres seine Zustimmung zu einem Handel geben werde, der Beiden Gewinn versprach.

In den weiten christlichen Ländern waren vom römischen Stuhle drei große Ablaßcommissionen errichtet, und Deutschland machte eine solche allein aus. Der Generalcommissair für Deutschland war zeither der Probst Arcimboldi aus Mailand gewesen, war aber im vorigen Jahre zu einer andern Commission beordert worden. Die Verhandlungen zwischen Albrecht und Leo gediehen nun dahin, daß der Erstere zu Ostern dieses Jahres den Letztern als päpstlichen Nuntius und apostolischen Generalcommissar für Deutschland bestätigte und ihm als solchem den Ablaßhandel in einem großen Theile Deutschlands gegen

die Hälfte des reinen Ertrags verpachtete. Der Erzbischof mußte sich aber verpflichten, binnen einigen Wochen 10,000 Dukaten zum Voraus in die päpstliche Kanzlei zu zahlen. Jetzt sollte Jakob Fugger nicht nur mit den ersten 30,000 Gulden nebst Zinsen auf die Ablaßgelder angewiesen werden, er sollte auch die vom Papst streng eingeforderten 10,000 Dukaten dem Kurfürsten dazu borgen, und auch diese Schuld sollte von den dem Kurfürsten zukommenden Geldern des Ablaßertrags wieder bezahlt werden. Dieses Geschäft zu vermitteln und abzuschließen, war der Markgraf Johann nach Tirol gekommen und hatte den Grafen Torrillas als geschäftskundigen Gehülfen mitgebracht; denn vorzüglich durch den Eifer und die Gewandtheit dieses päpstlichen Dieners war das Uebereinkommen zwischen dem Papst und dem Erzbischof zu Stande gekommen.

Außer diesen männlichen Besuchen auf Fuggerau waren auch zwei weibliche auf dem neuen Schlosse. Aus Kremnitz war nämlich Frau Anna Turzoin und von Augsburg Jungfer Susanne Fugger gekommen, beide, um ihre Schwester Sibylle Bübenhoven in Fuggerau zu besuchen. Die sanfte, freundliche Anna hatte das neue Schloß noch nicht gesehen und war überhaupt seit ihrer Vermählung noch nicht wieder nach Deutschland gekommen; die stolze, schöne Susanne, als Liebling der eiteln, hoffärthigen Mutter gründlich verzogen, war aus guten Gründen eine Zeit lang aus der lebendigen, viel beweg=

ten Vaterstadt entfernt worden. Ihre Mutter, Frau Veronica, hatte sich nämlich eingebildet, es müsse durchaus mindestens ein Reichsgraf kommen und um ihr reiches und schönes Töchterlein werben, sie hoffte aber eigentlich auf einen Fürsten. Mutter und Tochter hatten gleich leichtsinnig vornehmen Abenteurern, von denen in Augsburg stets Ueberfluß war, Zutritt gestattet, und die schöne Susanne war darüber in übeln Leumund gekommen. Ein junger Patricier, Freund Ulrich Fuggers, welcher ernstliche Absichten auf Susanne hatte, war durch jenen Leumund zurückgeschreckt worden und hatte dem in Schwaz wohnenden Ulrich sein Leid geklagt. Dieser war, seinem Charakter gemäß, sogleich sehr energisch aufgetreten, und die Folge war, daß Susanne ihren Aufenthalt für eine Zeit bei ihrer Schwester Sibylle nahm, um sich auf ihre Verbindung mit Georg von Stetten vorzubereiten. Susanne stand eben im zwanzigsten Lebensjahre und war unbestritten die schönste Tochter des Fuggerschen Hauses; ihre hohe, herrliche Gestalt, wie ihr kaltes, hochfahrendes Wesen schienen allerdings triftige Gründe für die Voraussetzungen ihrer Mutter zu sein. Unmöglich hätte die Natur sie besser für die Gemahlin eines Fürsten ausstatten können, selbst wenn sie die Tochter eines Fürsten gewesen wäre.

Mit Susanne war noch eine andere Jungfrau auf Fuggerau gekommen, die zu ihr und zum Fuggerschen Hause in einem eigenthümlichen nicht scharf bestimmten Verhältniß stand. Dies war Martha Bry, die jüngste

Schwester der Frau Eleonore van der Voort. Nach dem Tode des blinden Malers Bry waren die drei jüngern Kinder desselben, ein Knabe, Matthäus, und zwei Mädchen, Barbara und Martha, auf Kosten Jakob Fuggers in augsburger Klöstern erzogen worden, die beiden letztern im Nonnenkloster der heiligen Katharina. In demselben Kloster wurde auch Felicitas Fugger, die vierte Tochter Ulrichs und Schwester Anna's, Sibylla's und Susanne's, für den geistlichen Stand erzogen. Felicitas war mit Martha Bry in einem Alter, aber ihr stiller Sinn neigte sich mehr zu der einige Jahre älteren Schwester Barbara, auf die das düstere Geschick ihrer Familie einen niederdrückenden Einfluß ausgeübt hatte. Die beiden Mädchen schlossen einen innigen Freundschaftsbund. Es war Jakobs Wunsch, daß die beiden Schwestern Bry mit seiner Nichte den Schleier nehmen möchten, und wirklich hatte Barbara den Gedanken gefaßt, es zieme ihr, durch Vermählung mit dem Heiland den Zorn des Himmels über die Fehltritte ihrer ältern Schwestern Eleonore zu versöhnen; ihre jugendliche Schwermuth verlangte nicht nach der Welt und ihren Freuden, wodurch Eleonore so unglücklich geworden war. Sie ließ sich mit Felicitas zugleich einkleiden; sie war damals sechszehn, die Letztere vierzehn Jahre alt. Die lebhafte Martha zeigte dazu aber wenig Lust und schob ihren Entschluß auf spätere Zeit hinaus. Sie blieb als Zögling im Kloster, erklärte aber in ihrem neunzehnten Jahre Herrn Jakob auf das Bestimmteste,

daß sie einen heftigen Widerwillen gegen das Klosterleben verspüre, und das gottselige Haus je eher, desto lieber zu verlassen wünsche. Und die Natur hatte ihr in ihren körperlichen und geistigen Vorzügen eine unabweisbare Anweisung auf das bunte und vollsaftige Leben ausgestellt. Sie glich nicht allein an Gestalt und Schönheit ihrer Schwester Eleonore in der üppigsten Blüthe derselben; sie war auch in geistiger Hinsicht nicht schlechter bedacht worden, nur war sie noch munterer, lebendiger und lebenslustiger und hatte viel Anlage zu Scherz und Possen. Dieses Naturell machte den guten Nonnen des Katharinenklosters mit der Zeit viel zu schaffen, und die Priorin drang endlich selbst bei Herrn Fugger nachdrücklich auf die Entfernung des lustigen Marthchens. Sie wurde also zu Frau Veronica Ehinger, der dritten Tochter Ulrich Fuggers, nach Balzheim gebracht, wo der Gemahl derselben, Herr Walther Ehinger, sein großes Gut selbst bewirthschaftete. Hier hatte sie drei Jahre unter den Augen der jungen, verständigen Hausfrau gelebt und sich der Hauswirthschaft beflissen. Aber Martha hatte denselben hochstrebenden Geist wie ihre Schwester Eleonore, und das stille Landleben wurde ihr bald eben so unerträglich wie erst das Klosterleben. Und da sie ein großes Talent besaß, sich einzuschmeicheln, so gelang es ihr, Frau Veronica, die Mutter, und Susanne für sich zu gewinnen, welche zuweilen nach Balzheim kamen, ihre Tochter zu besuchen.

Vorzüglich nahm sie Susannen für sich ein, und die eitle Kaufmannstochter wünschte die fröhliche Martha zur Gespielin. Die alte, schwache Frau Veronica vermochte aber ihrem Lieblingstöchterlein nichts abzuschlagen. Auf diese Weise kam Martha in ihrem zweiundzwanzigsten Jahre in das reiche Haus der Witwe Veronica Fugger nach Augsburg. Und dies war gerade die Zeit, wo Susanna's Schönheit viel vornehme junge Männer anzog, woraus bald die Verhältnisse entstanden, welche Susannen nöthigten, zu ihrer Schwester Sibylla nach Fuggerau zu gehen. Martha wurde beschuldigt, Susannen eine allzutreue Freundin gewesen zu sein und die geheimen Angelegenheiten derselben besorgt zu haben. Wie dem auch sei, sie mußte ebenfalls mit aus dem lebendigen Augsburg in das stille tiroler Exil wandern.

Martha wurde zwar nicht als Dienerin behandelt, aber doch auch nicht als Tochter angesehen, und der strenge Jakob hatte eben keine besondere Freude an ihr. Sie erinnerte ihn stets an ihre Schwester Eleonore. —

Dies nun waren die Leute, welche sich eines schönen Frühlingstages in der Familie des Junkers Marx von Bübenhoven auf Schloß Fuggerau zusammen gefunden hatten, und die der gesprächige Jakob Fugger an seiner wohlbesetzten, gastfreundlichen Tafel bewirthete.

Funfzehntes Kapitel.

Der Graf Torrillas besuchte am folgenden Tage die Fuggerschen Silberbergwerke im Innthale, für die er sich als Metallurg vorzüglich zu interessiren vorgab, und denen jetzt Gebhard Diether theilweise vorstand, da Georg Turzoin in Kremnitz sehr nachdrücklich bei Jakob Fugger auf Diethers Entfernung bestanden hatte, nachdem der alte Herr verrathen, daß sein hier und da unverkennbar hervortretendes Mistrauen von diesem seinem Schützling, dem schlauen Obersteiger und augsburger Stadtkind, geweckt worden sei. Herr Jakob hatte nicht ausweichen können; Diether war seit einigen Monaten in den tiroler Silberbergwerken angestellt und besaß noch immer das volle Vertrauen seines Herrn. Die Lore vom Hasenhofe, welche als Sibylla's Gürtelmagd mit nach Kremnitz gekommen, war seine Frau. Diesen Mann, seinen alten Geschäftsfreund, suchte der vielgestaltige Zigeuner in den Bergwerken auf. Als der lauernde Spanier fort war, von dem sich alle Andern unheimlich berührt fühlten, saßen die

deutschen Männer, die sich meist einander kannten, nach dem Mahle beim Becher zusammen, und die Unterhaltung wandte sich bald genug auf die Bewegungen, Wünsche und Bedürfnisse der Zeit.

Das Jahr 1516 war für Deutschland in geistiger Beziehung ein sehr merkwürdiges gewesen. Der Papst hatte nämlich das in ihn gesetzte Vertrauen der vom neuen Licht der Wissenschaft durchdrungenen Köpfe, der sogenannten Humanisten oder Anhänger des großen Reuchlin, getäuscht, und es ging eine große Erbitterung durch ihre Seelen, eine Bewegung, ein Drang nach neuer Lebensgestaltung, wie er in Deutschland eigentlich noch nicht zur Erscheinung gekommen war. Und zu derselben Zeit, zu Anfang des Jahres 1516, war ein Buch erschienen, das wie ein Blitzstrahl auf die Köpfe der starren Pfaffenpartei, jener geistlosen Scholastiker, Anhänger der Lehre des Thomas von Aquino oder des Duns Scotus und danach schon seit zwei Jahrhunderten in Thomisten und Scotisten getheilt, herabgezuckt war, ein Buch so höchst eigenthümlicher Art und Weise, daß die Literatur nichts Aehnliches aufzuweisen hatte. Es war in dem verdorbenen Mönchslatein oder Deutschlatein verfaßt und enthielt fingirte Briefe der Häupter jenes verdumpften und wie ein böser Alp auf die Geister drückenden scholastischen Pfaffenthums, welches vorzüglich in Cöln am Rhein seinen Sitz hatte. Hier, unter dem Dominikaner-Orden, war die alte scholastische Theologie bis zur widersinnigsten Spitzfindigkeit und geist-

losesten Sophistik herabgekommen. Von der christlichen Lehre war so gut wie gar nichts übrig geblieben; an ihre Statt waren die abstrusen Dogmen einer Theologie getreten, die ihre Gelehrsamkeit einst aus der unverstandenen Philosophie des Aristoteles geholt hatte, und sich nun in den abenteuerlichsten, alle Freiheit des Geistes und der Forschung frech verhöhnenden Lehren erging, für die sie von Jedermann unbedingte Annahme und Befolgung mit pfäffischem Despotismus verlangte. Auf der andern Seite war von Italien und besonders von Florenz, dem Herzogssitz der erleuchteten Mediceer, welche die aus dem von den Türken eroberten griechischen Reiche geflüchteten Gelehrten, die letzten Träger der klassischen Wissenschaft, großmüthig aufgenommen und das fast verlöschende Licht gepflegt und mit neuem Lebensöl versehen hatten, der Geist des Humanismus nach Deutschland herübergedrungen und hatte im Stillen eine nicht unbedeutende Anzahl Anhänger geworben. Zwei Männer waren es vorzüglich, welche die Hauptpfeiler der wiedererwachten humanistischen Studien wurden: Desiderius Erasmus, 1467 zu Rotterdam geboren, der uneheliche Sohn eines für das Kloster bestimmten jungen Mannes, und Johann Reuchlin, der Sohn eines Boten zu Pforzheim, 1455 geboren. Der Erstere hatte die großen Schätze seines Wissens in Paris und Rom gesammelt und lebte eine Zeit lang hochgeehrt am Hofe Heinrich VIII. von England, aber allen weltlichen Glanz verschmähend, zog er sich nach Basel zurück, um

hier seine Werke drucken zu lassen. Von ihm ging der erste Stoß gegen die brutale sophistische Gelehrsamkeit der Mönche aus. In seinem Buche Encomium Moriae (Lob der Narrheit) verspottete er die Irrgänge der Dialektik, in denen sich die Theologen gefangen hatten, die Trugschlüsse, mit welchen sie die Kirche zu stützen vermeinten, wie Atlas das Himmelsgewölbe, den Verdammungseifer, mit welchem sie jede abweichende Meinung verfolgten, die Unwissenheit, den Schmutz, die rohen, zänkischen Predigten und das tolle Treiben und Thun der Mönche; er griff die Bischöfe an, die mehr nach Geld strebten, als nach Seelen, und in theatralischem Aufzug als die verehrungswürdigsten heiligsten Väter Fluch oder Segen sprechend, ihre Pflichten erfüllt zu haben glaubten; ja, er verschonte den Papst selber nicht, der für sich das Vergnügen nehme, für sein Amt aber die Apostel Peter und Paul sorgen lasse. — Die finstere Pfaffenpartei wurde natürlich durch solche Angriffe auf die Humanisten äußerst erbittert; zum eigentlichen Ausbruch des Kampfes zwischen den beiden Parteien gab aber Reuchlin Veranlassung, der in Stuttgart als hoher und angesehener Beamter des Herzogs von Würtemberg lebte.

Der deutsche Ernst faßte die neuentdeckte humanistische Wissenschaft tiefer als die italienische Sinnlichkeit und machte bald den Versuch, zwischen ihr und dem Leben eine Vermittelung zu finden, woran in Italien Niemand gedacht hatte. Hier gingen die Forschungen der Wissenschaft und

das verdorbene, leichtsinnige, genußsüchtige Leben neben einander hin; ja, das Studium der Alten brachte der schrankenlosen Genußsucht die Raffinerie der Genüsse, während es in Deutschland gerade in entgegengesetzter Richtung auf die Veredlung des Lebens und auf ein würdiges Verhältniß zur Religion hinarbeitete. In Italien beseitigten die humanistischen Studien bei den Gebildeten den letzten Rest von Christenthum; kein Gelehrter, der sich mit den literarischen Schätzen des Alterthums beschäftigte, die eine so starke Anziehungskraft besaßen, glaubte mehr an die Satzungen der christlichen Lehre; sie waren Alle ganz und gar zu Heiden geworden, und der Papst Leo X., der Sohn jenes die alte Literatur mit so großer Liebe pflegenden Hauses Medicis und selbst ein glühender Verehrer der hellenischen Wissenschaft, Poesie und Kunst, war der größte Heide. Er betrachtete die starre Form der päpstlichen Dogmen nur als Erwerbszweig, sich die reichen Mittel für die feinsten Lebensgenüsse zu verschaffen, wozu denn auch die Künste und Wissenschaften gehörten. Und alle gelehrten Römer und Italiener überhaupt, alle Künstler und Dichter stimmten ihm bei. Es bildete sich die Ansicht aus, das ganze hierarchische Gebäude der Kirche sei für das religiöse Bedürfniß der untern Schichten der Volksmasse eben so nothwendig, wie für den erhöhten Lebensgenuß der obern. Das Volk wurde dadurch im Zaum gehalten und zahlte einen großen Theil seines Erwerbs, um sich Vergebung der Sünden und die ewige

Seligkeit zu erkaufen; die Herren aber regierten dadurch und verschwelgten das Geld des Volks, indem sie dessen Dummheit und Aberglauben verlachten. In Deutschland nahmen die durch die Wissenschaften der Alten aufgeklärten Geister dagegen bald Anstoß an der starren, ungenügenden Form des Kirchenwesens, welches freilich von herrschsüchtigen, in dumpfer Nachbeterei der scholastischen Lehren geistig verknöcherten Kleriker auf die äußerste Spitze getrieben war. Diese deutschen Pfaffen und Mönche hatten keinen Begriff von dem leichtblutigen neuen Heidenthume in Rom, oder sie fürchteten dasselbe nicht, weil es die Kirchendogmen und die sophistischen Behauptungen der Scholastik nicht nur nicht gefährdete, sondern dieselben im Gegentheile ihres Vortheils wegen noch befestigte und den Einfluß derselben auf das Volk noch bestärkte; auf die in Deutschland sich ausbreitenden humanistischen Studien sahen sie aber scheel und feindeten sie als Beförderungsmittel des Unglaubens an, weil sie mit Recht von ihnen Angriffe auf die finstern Satzungen der Theologie fürchten mußten. So hatten sich in Deutschland allmälig zwei Parteien gebildet, die der Humanisten, ein kleines Häuflein, aber die erleuchteten Geister des Volks, welche immer mehr Anhang gewannen, und die Theologen, jene gewaltige Klerisei, welche sich auf den furchtbaren Aberglauben der großen Masse stützte und die tödtlichen Waffen der Kirchengewalt zur Hand hatte. Es mußte zwischen diesen einander schroff gegenüber stehenden Parteien zum Kampf kommen, und

es kam dazu. Die Veranlassung zum Ausbruch erschien wie bei den meisten großartigen Kämpfen, als unbedeutend. Ein getaufter Jude, Namens Pfefferkorn, ein eitler, dürftiger Kopf und gemeiner, herrschsüchtiger Mensch, ließ sich von Rach- und Verfolgungssucht gegen seine frühern Glaubensgenossen verleiten, im Bunde mit den fanatischen Dominikanern zu Cöln, die ihn bekehrt hatten, und vorzüglich mit einem Haupte derselben, dem stolzen, eigensüchtigen, wüthend hierarchischen Ketzerrichter und Scholastiker Jakob von Hochstraaten, beim Kaiser eine Vorstellung zu machen, welche dahin zielte, daß den Juden außer dem Alten Testamente alle hebräischen Bücher, als die Quelle ihrer hartnäckigen Widersetzlichkeit gegen die Lehren des Christenthums, weggenommen und verbrannt würden, ein Plan, der früher schon einigemal in den finstern Köpfen fanatischer Kleriker aufgetaucht war. Pfefferkorn war unverschämt genug, den gelehrten Johann Reuchlin, den einen jener beiden größten und glänzendsten Sterne der Humanisten, einen in ganz Europa wegen seiner gründlichen Kenntniß der griechischen und hebräischen Literatur hochberühmten und von den Fürsten geehrten, vom Herzog Eberhardt von Würtemberg hochgestellten Mann aufzufordern, daß er mit ihm gegen die Judenbücher gemeinsame Sache mache, was Reuchlin natürlich mit Unwillen zurückwies. Der Kaiser verlangte durch den Kurfürsten von Mainz ein Gutachten mehrer Universitäten und Sachverständigen, wobei Reuchlin nahmhaft gemacht war.

Dieser reichte eine vorsichtige ruhige Schrift ein, worin er das Verbrennen der hebräischen Bücher aus angeführten guten Gründen widerrieth. Nun kam der Haß der Scholastiker gegen die Humanisten zum Ausbruch und wendete sich gegen das berühmte Haupt derselben, den edlen Reuchlin, und machte sich in den widerwärtigsten Gehässigkeiten Luft. Der Kaiser hatte nicht den Muth, gegen die tobenden Dominikaner einzuschreiten, und Reuchlin führte also seine Sache in einer klaren Gegenschrift, worin er die wüthenden Fanatiker mit den Waffen der Wahrheit schlug. Diese Schrift führte den Titel „Augenspiegel", im Hinblick auf Pfefferkorns schmachvolles Libell, „Handspiegel" genannt. Die theologische Fakultät veranstaltete eine Untersuchung gegen Reuchlins „Augenspiegel", in welcher die Absicht klar hervortrat, das Buch als ein ketzerisches zu verdammen und dem Verfasser Ehre und Leben zu rauben. Reuchlin, dadurch eingeschüchtert, that Schritte zur Versöhnung und bemühte sich zu zeigen, daß er durchaus den Satzungen der Kirche streng ergeben sei; dadurch wuchs dem fanatischen Klerus der Muth; die Fakultät verlangte unbedingten Widerruf. Dazu konnte sich Reuchlin nicht verstehen; er vertheidigte sich gründlich, bitter, heftig und deckte die Ränke und Schliche, die Heimtücke, die abgeschmackten widersinnigen Beschuldigungen und die grobe Unwissenheit seiner Gegner schonungslos auf. Dies war im Jahre 1513, nachdem der Streit schon fast fünf Jahre gedauert hatte. Der schwache Kai=

ser wußte sich nicht anders zu helfen, als beiden Parteien Stillschweigen zu gebieten; denn der Streit machte das größte Aufsehen, und die ganze gelehrte Welt Deutschlands nahm stille Partei. Maximilian haßte die dummen Pfaffen, verabscheute das widerwärtige Regiment des Klerus und gönnte den Finsterlingen eine Niederlage, aber er selbst hatte nicht Kraft genug, entschieden gegen diese Hyder aufzutreten, aus Furcht vor Bann und Interdict oder aus Charakterschwäche überhaupt.

Jetzt trat der wüthende Ketzerrichter Hochstraaten in den Vordergrund. Dieser Mensch voll unbändiger Leidenschaften, Stolz, Herrschsucht, glühender Rachgier gegen Alle, die nur Miene machten sich seiner Schreckensherrschaft zu widersetzen, voll rasender Feindschaft gegen alle Aufklärung und ihre Träger und stets bereit zur Erreichung seiner selbstsüchtigen Zwecke, Wahrheit, Recht, Tugend und Religion mit Füßen zu treten, zog jeden wissenschaftlichen Streit geschickt in das Gebiet des Glaubens und der Kirche, spürte den entferntesten Verdacht von Ketzerei auf und nahm, wenn ihm seine spitzfindige Dialektik im Stiche ließ, gleich mit desto größerm Nachdruck zu Bann und Scheiterhaufen seine Zuflucht. Er hatte unter Mönchen und Pfaffen einen ungeheuern Anhang, ein Heer wüthender Finsterlinge, zur Ehre Gottes und der Kirche, zu jeder Schändlichkeit, zu jedem Verbrechen bereit. Ihren Bildungsgrad bezeichnet die Aeußerung eines solchen Schächers, der gegen die Huma=

nisten predigte: „Sie haben eine neue Sprache erfunden, die Griechisch heißt, vor der man sich wohl zu wahren hat; sie ist die Mutter aller Ketzereien. Ich sehe in den Händen vieler Leute ein Buch, so sie das Neue Testament nennen; es ist ein Buch voll Dornen und Gift. Vom Hebräischen, lieben Brüder, ist es gewiß, daß Alle, die es lernen, alsbald Juden werden."

Mit einem Haufen solcher wackern Männer begab sich Hochstraaten im Herbst 1513 nach Mainz, um ein Ketzergericht zu halten, vor welches er Reuchlin citirte, gegen den er selbst als Ankläger auftrat, und der durch einen Bevollmächtigten Protest gegen das rechtlose tumultuarische Verfahren und Appellation an den Papst einlegen ließ. Das mainzer Domkapitel verwendete sich für Reuchlin; der Erzbischof verlangte Aufschub. Hochstraaten kehrte sich an nichts; er ließ ein Urtheil sprechen, nach welchem der „Augenspiegel" als ein ketzerisches Buch öffentlich verbrannt werden sollte. Jedem Zuschauer der Vollstreckung des Urtheilspruchs wurde ein dreihunderttägiger Ablaß zugesagt. Ein erzbischöflicher Befehl verhinderte die Ausführung der Schandthat. Reuchlins Appellation an den Papst wurde angenommen. Der wuthschäumende Hochstraaten appellirte gleichfalls an den Papst. Dieser ernannte den Bischof von Speier zum Schiedsrichter. Der Ketzerrichter erkannte das bischöfliche Gericht nicht an und ließ von einem zu Köln errichteten Inquisitionstribunal den „Augenspiegel", als ketzerisch verurtheilen und verbrennen.

Die theologische Fakultät bewies, daß es mit Recht geschehen sei; die Sorbonne, die theologischen Fakultäten zu Löwen, Mainz und Erfurt bestätigten das Urtheil und verdammten Reuchlins Buch. Das bischöfliche Gericht zu Speier verurtheilte dagegen im Frühling 1514 Reuchlins Ankläger, als lügnerische Verläumder bei Strafe des Bannes zu ewigem Stillschweigen und Hochstraaten zur Bezahlung der Proceßkosten. Hochstraaten verlachte das Urtheil und forderte vom Papst die Kassation desselben. Nun war aber im März 1513 ein Mediceer, ein Humanist Papst geworden. Leo X. übertrug Untersuchung und Entscheidung dem gelehrten und freisinnigen Cardinal Grimani, der die Parteien vor seinen Richterstuhl einlud. Dieses Verfahren versetzte die Kölner in äußerste Wuth; sie schimpften Grimani selbst einen gottlosen Ketzer und droheten, wenn der Spruch gegen sie ausfalle, vom Papst und der römischen Kirche abzufallen, und bestritten jeden päpstlichen Beschluß wider sie als ungültig; ja sie waren tollkühn genug, die Rechtmäßigkeit eines Papstes, der gegen sie entscheiden würde, selbst in Zweifel zu stellen. Und sie fürchteten mit Recht eine solche Entscheidung; denn Leo war ja der freigebige Verehrer der Humanisten und ihrer Wissenschaft; er war ja ein Mediceer, von welchen das verhaßte Licht zuerst ausgegangen war. Alle Freunde Reuchlins — und er zählte ihrer schon viele in Deutschland, und alle hellen und wissenschaftlich gebildeten Köpfe gehörten zu seiner Partei —

wendeten den Blick hoffnungs- und vertrauensvoll nach Rom. Leo X. wurde von ihnen vergöttert. Die Frage über Sein oder Nichtsein der hebräischen Literatur war ganz in den Hintergrund getreten. Der Streit galt jetzt: ob das neue Licht der Wissenschaft von der scholastischen, hochmüthigen, unduldsamen Theologie, dem fanatischen Pfaffen- und Mönchthum wieder ausgelöscht und auf die vielversprechende Morgenröthe Stockfinsterniß in Deutschland herrschen, oder ob der Geistestag über die Nacht siegen sollte. Der Reuchlinistenbund wuchs von Tag zu Tag, die berühmtesten Namen Deutschlands gehörten ihm an, und sie traten immer enger zusammen. Am kaiserlichen Hofe, an den zahlreichen Fürstenhöfen, weltlichen und geistlichen, an den Universitäten, in den Domkapiteln, in den Reichsstädten zählte Reuchlin eine Menge Anhänger, die sämmtlich mehr oder minder dem Fortschritt und der Freiheit der Wissenschaft huldigten, wenigstens dem Rückschritt und der Herrschaft des finstern Mönchthums abgeneigt waren. Wie in den untern Volksschichten der Drang nach politischer Freiheit, nach Erlösung vom unerträglichen Druck der Herren und Pfaffen, der Blutsauger, ein allgemeiner war, und die Massen des aufgeregten Landvolks vertrauensvoll auf den Kaiser, als ihren Retter und Beschützer sahen: so blickten die obern Schichten der Gesellschaft, die erleuchteten Geister, die sich nach Geistesfreiheit und nach dem Lichte der Wissenschaft sehnten, auf den Papst. Der Kaiser hatte einst versprochen ein Volks-

beschützer zu werden; er haßte die übermüthigen Fürsten, den geldgierigen Adel, die sündenvolle Pfaffheit. Der Papst war ein begeisterter Pfleger der Wissenschaft und ein Freund ihrer Anhänger. Und Maximilian täuschte das Volk, Leo täuschte die Lichtfreunde. Deutschland stand auf dem Punkte, sich aus langer Schmach kräftig empor zu arbeiten; es gährte gewaltig in allen Gemüthern. die Schwäche des Kaisers, der Eigennutz des Papstes betrogen die Bewegung um ihre höchsten und schönsten Erfolge. So groß erst die Begeisterung der deutschen Humanisten für den neuen hochgebildeten Papst, so ausschweifend die Hoffnungen gewesen waren, die sie auf ihn gesetzt, so hatten sich doch allmälig klarere Ansichten über ihn verbreitet, und am Ende des Jahres 1516 waren die deutschen Forscher klar, daß der Papst die Studien der Alten zu ganz andern Zwecken unterstütze, als sie in Deutschland betrieben wurden, und daß die Frivolität des Lebens, statt von ihnen, wie in Deutschland verdrängt und in einen edlen sittlichen Ernst verwandelt, durch sie nur noch höher getrieben und bis zur zügellosesten Genußsucht, der nichts mehr heilig und ehrwürdig, zugespitzt worden war. Der Streit wurde von der päpstlichen Commission nicht entschieden, obgleich die Mehrzahl der Beisitzer auf Reuchlins Seite war. Der Papst wollte und konnte die Dominikaner nicht verdammen; denn er brauchte wieder große Geldsummen, und diese mußten ihm die Dominikaner, die privilegirten Ablaßkrämer, in Deutschland auftreiben.

Es erschien eine päpstliche Bulle, worin befohlen war, daß der Streit beigelegt sein solle. Jetzt schlossen sich die Reuchlinisten noch enger an einander an; sie begriffen, daß sie auf sich selbst gewiesen waren.

Bislang hatte Reuchlin allein auf dem Kampfplatz gestanden gegen ein Heer wüthender Obscuranten; seine Freunde blieben im Hintergrunde. Sie waren miteinander durch eine eifrige Correspondenz verbunden. Einer der feurigsten war der junge Dichter Ulrich von Hutten. Schier von Kindheit an hatte dieser geniale Kopf ein wildbewegtes abenteuerliches Leben geführt, wozu alle jene Kraftnaturen verdammt sind, welche in die Nacht des Wahns und alter Vorurtheile die Brandfackel des Genies schleudern, wodurch der schlaue Egoismus in seinen behaglichen Genüssen, in seiner bequemen Herrschaft über die allgemein verbreitete Dummheit gestört wird. Hutten war ein Dichter im modernen Sinne des Worts, ein kühner Weltstürmer, ein Mann des gewaltigen Wortes, dem er gern das Schwert beigesellt hätte, unruhig und excentrisch, und darum durch die Länder geschleudert wie ein Spielball. Erst siebenundzwanzig Jahre alt, war sein Dichterruhm doch schon durch ganz Deutschland gedrungen und erhielt durch eine Greuelthat des zügellosen Herzogs Ulrich von Würtemberg ein bedeutendes Relief. Dieser nur seinen wilden Genüssen lebende junge Fürst, hatte sich nämlich in die Frau seines Dienstmannes Johann von Huttens verliebt, wodurch ein gespanntes Verhältniß

entstand, welches im Jahr 1515 dahin führte, daß der leidenschafttolle Herzog den Johann von Hutten auf der Jagd im Beblinger=Walde meuchlings erschlug. Diese Schandthat regte alle bessern Gemüther in Deutschland auf, und Ulrich von Hutten schleuderte die Ergüsse seines edlen Zorns in Gedichten, Reden und Briefen in die Welt. Alle diese Aeußerungen eines empörten Herzens wanderten als Manuscripte bei den vorzüglichsten deutschen Humanisten herum; gedruckt wurden sie erst später (in den Jahren 1517—1519). Zu gleicher Zeit machte ein treffliches Gedicht Encomium Reuchlini (das Lob Reuchlins), auch im Manuscript die Runde bei den Reuchlinisten, für dessen Verfasser man ebenfalls Hutten hielt; und endlich erschienen zu Anfang des Jahres 1516 jene Epistolae obscurorum virorum (Briefe der Dunkelmänner), welche die Kölner Theologaster und Philosophaster dem Gelächter der Welt Preis gaben. Mit diesem berühmten Buche waren die zelotischen Scholastiker geschlagen, und ihre Niederlage war ärger, als wenn sie der Papst zu Ende des Jahres verdammt hätte. Diese im Namen der Obscuranten geschriebenen Briefe und mit ihren wirklichen Namen unterzeichnet, waren eben keine feinen Satyren und poetische Ergüsse, aber sie waren voll Wahrheit mit stark aufgetragenen Farben, wie es die Zeit und der Gegenstand verlangten, mit groben und kräftigen, aber treffenden Pinselstrichen. Der dumme, tölpische, genußsüchtige, alle scholastischen Albernheiten vergötternde, alle Vernunft fana=

tisch hassende deutsche Pfaffe schildert sich darin selbst und die schmutzigen und anstößigen Situationen, in die er geräth. Und die Sprache, das gräulige Deutschlatein, in welchem diese Pfaffen Virtuosen waren, führte die Satyre auf die Spitze. Alle Freunde des Lichts jubelten, alle Freunde der Finsterniß schäumten vor Wuth. Ueber die Autorschaft des Buches erhob sich großer Streit. Die Meisten schrieben sie Ulrich von Hutten zu, weil er in Köln studiert und dort die Originale selbst kennen gelernt hatte, und weil man diese Schelmerei nur einem jungen feurigen Genie, wie er war, zutrauen zu dürfen glaubte. Doch rieth man auch auf Andere und kam bald zu der Ansicht, daß die Briefe mehre Verfasser haben möchten. Als einer derselben wurde auch der berühmte Nürnberger Patrizier Willibald Pirkheimer genannt. Und gewiß war, daß Pirkheimer einer der ersten Reuchlinisten und Humanisten war und mit Ulrich von Hutten in engem brieflichen Verkehr stand. — Auch Konrad Peutinger von Augsburg gehörte dem Reuchlinistenbunde an, wenn er auch nicht so im Vordergrunde stand, wie sein Freund Pirkheimer. Ueberhaupt zählten die Humanisten in den beiden Reichsstädten Nürnberg und Augsburg sehr viele Anhänger. War doch der berühmte und einflußreiche kaiserliche Geheime Rath Matthäus Lang, Cardinal und Bischof von Gurk, der vornehmste aller lebenden Söhne Augsburgs, selbst Freund und Anhänger der humanistischen Studien. Das bunt bewegte Leben der Reichsstädte weckte, hob und kräftigte die Geister.

Als nun Jakob Fugger die beiden Gelehrten zu sich nach Fuggeran einlud, um seine Bibliothek zu ordnen und aufzustellen, hegte er den geheimen Wunsch, sich von ihnen über die Bewegungen in der geistigen Welt, denen er, als so viel beschäftigter Kaufmann nicht die volle Aufmersamkeit hatte schenken können, unterrichten zu lassen. Denn wenn auch ein ergebener Freund des Papstes und der Geistlichkeit, verachtete Fugger doch die Dummheit und brutale Anmaßung der Pfaffen. Er wollte sich mit seinen gelehrten Freunden über den Lauf und die Dinge der heutigen Welt einmal mit Muße zu besprechen. Und dies war ein Hauptgrund, weßhalb er sich auf sein schönes neues Schloß nach Tirol zurückgezogen hatte.

Sechszehntes Kapitel.

Die Unterhaltung an Fuggers Tafel entspann sich beim Becher bald lebhaft und ging von dem Lobe des Schlosses und seiner reizenden Lage auf die Zeitinteressen über. Die nächste Veranlassung dazu gab, daß der Markgraf Johann auf Befragen Albrecht Dürers erklärte, er sei vom König Karl von Spanien durch glänzende Versprechungen gewonnen, in dessen zahlreichem Gefolge die Reise nach Spanien mit zu machen, und werde sich zu diesem Behufe sogleich an den Hof nach Brüssel begeben, sobald er die täglich erwartete Aufforderung erhalten werde.

„Es sind wieder bessere Nachrichten aus Spanien eingelaufen," sagte Fugger. „Der altcastilische Adel und die Städte haben sich beruhigt, wenn auch gerade nicht mit dem Cardinal Ximenes vertragen, und er ist klug genug, die Saiten nicht höher zu spannen. Beide Parteien warten nun sehnsüchtig auf die Ankunft des Königs, und leider scheint sich die Abreise desselben immer noch hinauszuziehen."

„Woran es nur liegen mag, daß der junge König immer und immer noch zögert, sich in sein Erbreich zu verfügen?“ fragte Pirkheimer.

„An wem sonst, als an den niederländischen Herren,“ versetzte Frundsberg. „Da werden allerlei abgefeimte Praktiken geübt, um den jungen Herrn zurückzuhalten. Am liebsten ließen sie ihn gar nicht fort und regierten Spanien, Neapel, Sicilien und die neue Welt von Brüssel und Gent aus. Das würde Herrn von Chievres und dem Kanzler Salvar ohne Mühe viel Geld einbringen. Aber die Spanier sollen auf diese Niederländer schon sehr erbittert sein, und wenn König Karl nicht eilt, so kann es doch noch kommen, daß sie seinem Bruder Ferdinand die Krone aufs Haupt setzen. Und was würde daraus entstehen, als ein böser Krieg, in welchem wir Deutsche die Haut wieder zu Markt tragen müßten. Wer aber würde dabei gewinnen? Gott's Tod! Niemand weiter als der junge und pfiffige Franzosenkönig, der nur auf diese Gelegenheit wartet.“

„Gott woll' uns vor Schaden bewahren!“ seufzte Fugger. „Käm' es zu solch bösem Krieg, so könnte leicht im deutschen Reiche Alles drunter und drüber gehen. Zögen die wehrhaften Männer nach Spanien, und gäb's mit Frankreich wieder neue Händel, so würde wohl gar das rebellische Bauernvolk das Haupt wieder erheben und Herr im Lande werden. Dann Gott Gnade allen guten Christen, die nicht hinter dem Pfluge hergehen.“

„Liebe Herren und Freunde," nahm Peutinger das Wort, „wir leben in einer wunderlichen Zeit, wie sie unsere Väter und Großväter nicht gehabt haben. Es ist Friede in den Ländern, es ist Ruhe im deutschen Reiche. Nun sollte man meinen, der Friede bringe goldene Früchte; Jedermann, vom Kaiser bis zum Bauer herab, müsse sich im häbigen Wohlstande und in guter Zufriedenheit befinden. Aber gerade das Gegentheil findet statt. Kein Stand, kein Mensch ist mit den Dingen zufrieden, wie sie sind; denn nicht einmal die Fürsten und großen Edelleute und die vornehme Pfaffheit ist es, die doch im Rohre sitzen und Pfeifen schneiden. Jedermann sagt, es muß anders werden, wenn es gut sein soll, und in Allen lebt das lebendige Gefühl, daß der Welt irgend eine große Veränderung bevorsteht, aber Niemand weiß anzugeben, wie diese Veränderung eigentlich beschaffen sein soll."

„Ihr habt wohl gesprochen, Herr Konrad!" ließ sich Fugger wieder vernehmen. „Aber fürwahr, ich sollte meinen, es sei nicht so schwer zu begreifen, wie den Völkern deutscher Nation gründlich zu helfen sei. All Unglück ist daraus entsprungen, daß die Fürsten und Stände des Reichs dem Kaiser, ihrem von Gott eingesetzten Herrn und Oberhaupte, den Purpurmantel gewaltsamer oder listiger Weise entrissen und sich in die Fetzen desselben getheilt haben. Jeder hat davon so viel als möglich zu erbeuten gesucht, und Jeder will nun Kaiser in seinem Lande spielen. Jeder denkt nur an sich und seinen Vortheil; dem

Kaiser aber, der das Wohl des ganzen Reichs will, sind sie ungehorsam und setzen ihm wohl gar Hohn und Spott entgegen. Könnte der Kaiser wieder die alte Macht und Herrlichkeit besitzen, so würde Alles gut gehen. Der Fürst soll in seinem Lande nichts mehr sein, als der Bürgermeister von Augsburg in der Stadt, ein Beamter, ein Vogt des Kaisers. Der Kaiser muß den Ständen befehlen und sie nicht bitten; er muß die Macht haben, sie zu seinem Willen zu zwingen. Aber jetzt heißt's: viel Köpfe, viel Sinne; Jeder thut, was ihm gut dünkt, und weder der ewige Landfriede, noch der schwäbische Bund helfen uns was Rechtes. Die großen Herren schalten nach Gutdünken in ihren Ländern und können nicht reich und mächtig genug werden; die kleinen schinden die Bauern, oder plündern und rauben auf der Landstraße."

„Ja, gebt dem Kaiser so viel Reichthum und Macht," lachte Frundsberg bitter, „daß er sich für seine Befehle den Gehorsam erzwingen kann, gebt ihm ein Heer von ein paar mal hunderttausend Mann, gebt ihm ein großes reiches Land zu eigen, wovon er dieses Heer erhalten und Gnaden spenden kann, und Ihr mögt das böse Wesen bei uns wenigstens zur Hälfte gebessert haben —"

„Euer Wort in Ehren," unterbrach der baierische Rath von Bemmelberg den Feldherrn „aber ich muß Euch zu bedenken geben, daß ein Kaiser mit solcher Macht das deutsche Reich bald in größeres Elend führen würde, als das jetzige in Wahrheit ist. Wer wollte einem so güti-

gen Herrn, wie Kaiser Maximilian, nicht die größte Macht gönnen, damit er ungehindert all seine edlen Absichten durchsetze? Aber wer bürgt uns, daß nicht der nächste nach ihm gewählte Kaiser schon nicht so reine Gesinnung, nicht so edle Absichten habe? Ein Kaiser von schlechterm Herzen und zum Despotismus neigend, verführt von seiner großen Macht, würde keinen Widerspruch der Stände dulden, er würde sie zu Schatten herabwürdigen, ja ganz und gar aufheben, er würde das Kaiserthum in seinem Hause erblich machen, und es würde mit der Zeit werden, was das morgenländische Kaiserthum in Constantinopel war. Gerade die aufkommende Macht der Fürsten ist es, welche in Deutschland eine so vielseitige Entwickelung hervorgerufen hat, wie sie kein zweites Land in Europa besitzt. Mag im Ganzen auch manches Wünschenswerthe nicht ausgeführt werden, mögen die Stände den Kaiser nicht immer unterstützen, wie sie sollten, dafür schaffen sie im Einzelnen in ihren Ländern desto segensreicher, und unter ihrer Obhut vermissen die Unterthanen ein nachdrücklicheres Kaiserregiment nicht. Durch seine Fürsten wird Deutschland zur Blüthe kommen, und es wird eine hundertfältige Blüthe sein. Wozu aber der Kaiserdespotismus führt, haben wir in Constantinopel gesehen, zum innern Verfall, zur Schwäche nach außen."

„Ich hätte nichts gegen Eure Meinung," versetzte Frundsberg, „wenn die Fürsten mehr zusammenhielten, d. h. wenn sie sich in allen guten das Reich fördernden

Dingen mit dem Kaiser einigten. Damit wäre wenigstens im weltlichen Regiment Ordnung und Recht gewonnen. Wir könnten innen stark und mächtig nach außen werden. Wir hätten den rohen Türken schon längst besiegt. Freilich wäre auch damit die unselige Pfaffenmacht in Deutschland noch nicht gebändigt und auf das rechte Maß zurück geführt. Und sie ist die schlimmste Sache von allen. Von Rom und den Pfaffen kommt uns das größte Unheil."

„Ihr seid ein tüchtiger Kriegsmann, und diese halten selten viel von der Klerisei," sagte Fugger. „Und kein verständiger Mensch kann ableugnen, daß von unwissenden und böswilligen Pfaffen viel Unheil ausgeht. Aber dies kann dem Kirchenregiment, wie es sein soll, nicht zur Last gelegt werden. Auf Erden kann nicht allein weltliches Regiment bestehen, das göttliche Regiment muß noch darüber sein. Der Papst ist der Statthalter Christi auf Erden, und Christus ist der König aller Könige, ihm gehört alle Herrschaft im Himmel und auf Erden; denn er ist der Sohn, der mit dem Vater und dem heiligen Geiste Eins ist, also Gott selbst. Und er ist auf die Erde herabgekommen, um die Menschen von allen Sünden zu erlösen und zur ewigen Seligkeit geschickt zu machen. Dem Sankt Peter hat er das Amt der Schlüssel übergeben, zu binden und zu lösen. Der Papst aber ist Sankt Peters Nachfolger und also der höchste Herr auf Erden; ihm muß der Kaiser unterthan sein, dem Kaiser

die Fürsten, den Fürsten der Adel, die Bürger und die Bauern. Also will es die Ordnung und das Recht. Und wenn von Jedermann Recht und Ordnung gehandhabt würden, so führten der Papst und die Klerisei das göttliche Regiment, der Kaiser und die Stände das weltliche auf Erden, und männiglich wurde sich dabei wohl befinden."

„Die Regel und Lehre nimmt sich gar wohl aus, zumal aus einem Munde, wie der Eurige, Herr Fugger," antwortete Frundsberg, „aber in der Anwendung gestalten sich die Dinge ganz anders. Wie nennt Ihr das, Ihr gelehrten Herren?" wandte er sich zu Peutinger und Pirkheimer.

„Theorie und Praxis," versetzte der Erstere.

„Nun seht, in der Praxis ist der Papst ein Mensch und nichts weniger als gleich unserm Herrn Christus oder auch nur dem Sankt Peter. Ach hilf Gott! was haben wir selbst von den Päpsten erleben müssen! Denkt nur an den Borgia. Hat es wohl auf Erden einen gräulichern und entsetzlichern Sünder gegeben? Ein Verbrecher war er, der Galgen und Rad hundertmal verdient. Soll nun solch ein Mensch der oberste Herr und Richter auf Erden sein? Da sei Gott vor, daß der Teufel freie Macht über uns Alle gewänne! Und wenn der jetzige Papst auch kein so schlimmer Mann ist, so will mir doch seine Wirthschaft auch nicht sonderlich gefallen. Nehmt mir's nicht übel, Herr Fugger! Ihr seid von Sr. Heiligkeit zum

päpstlichen Ritter und lateranischen Grafen ernannt, aber ich kann mir nicht helfen, Euch unumwunden zu sagen, daß ich nichts Heiliges am heiligen Vater finden kann. Es ist löblich von ihm, daß er die Maler, Steinmetzen, Poeten und gelehrte Männer beschützt und reichlich unterstützt, und Herr Albrecht Dürer, Herr Konrad Peutinger und Herr Willibald Pirkheimer werden gern mit mir in sein Lob einstimmen, aber er lebt in Saus und Braus; Banket und Tanz und Spiel, Jagd und Prunkgelag, Festritt und Frauendienerei füllen am päpstlichen Hofe einen und alle Tage aus, und von der Kirche Christi ist dort so wenig die Rede, wie zu Zeiten des Tiberius und Nero. Zu all dem Prunk und der Pracherei, zu der Lust und Hoffarth bedarf der Papst viel Geld, und das pflegt er sich bekanntlich zumeist aus dem deutschen Reiche holen zu lassen. Man merkt's ihm an, daß er aus dem reichen Wechslerhause der Mediceer in Florenz stammt, er weiß sich gute Geldquellen zu eröffnen, und der Ablaß- und Indulgenzenkram bringen ihm hübsche Summen ein."

„Ihr vergeßt, daß die Ablaßgelder für den Ausbau der Peterskirche bestimmt sind," sagte Fugger etwas herabgestimmt.

„Ja das ist das Vorgeben und der Vorwand; in Italien weiß man das Ding besser. Da sagt man offen: zum Bau der mediceischen Palläste und zur Aussteuer der Schwester des Papstes, der Prinzessin Cibo seien die Ablaßgelder bestimmt und würden mit nichten zu geistlichen

Zwecken verwendet. Das deutsche Reich aber wird von den Pfaffen und Ablaßkrämern ausgesogen bis auf die Gräten."

„Ihr seid ein hitziger Eiferer," nahm jetzt der junge Markgraf lächelnd das Wort. „Aber Ihr müßt doch zugeben, daß dem Papste die göttliche Macht zustehet, die Sünden zu vergeben und die Gnade des göttlichen Bluts Allen theilhaftig zu machen. Nun können aber nicht Alle die Reise nach Rom unternehmen, um ihr Seelenheil durch Einlegen ihres Almosens in den Gotteskasten wahrzunehmen. Da kommt der Papst den Gläubigen liebevoll entgegen und sendet seine Boten aus in alle Lande der Christenheit, wie der Heiland seine Apostel aussandte, um das Bedürfniß der gnadendurstigen Seelen zu befriedigen. Die eingegangenen Gelder werden aber nur zu gottseligen Werken verwendet, und sagen die italienischen Schelme anders, so lügen sie, wie es ihre Art ist."

„Gemach, mein gnädiger Herr!" fuhr Frundsberg auf. „Was ich mit eignen Augen sehe, mit eignen Ohren höre, das glaubt mein Herz. Und ich sah überall die Schandbüberei des Klerus, der von Rom aus nicht gewehrt wird; ich hörte, daß der Papst für Geld von allen Sünden und Missethaten, und wenn es die gräulichsten und entsetzlichsten Verbrechen sind, für Geld dispensirt, daß er von allen weltlichen und geistlichen Strafen freispricht, ja sogar von Bann und Interdict. Ich kann hingehen und den Kaiser vergiften, daß er eines jämmer-

lichen Todes dahin fährt, der Papst entsündigt mich für ein Stück Geld. Ich kann meinen Vater erschlagen, ich kann mit meiner Mutter, mit meiner Tochter, mit meiner Schwester Unzucht und Blutschande treiben, der Papst vergibt mir die Sünde für Geld. Ich kann die Stadt mit Feuer anrennen, daß sie zum Aschenhaufen wird, worin Tausende elendiglich umgekommen sind, der Papst will meine Seele rein waschen für ein paar Goldstücke. Ist das nicht der ärgste Gräuel vor Gott und den Menschen? Wahrlich, man muß Gottes weise Fürsorge bewundern und anbeten, daß sie der Leute Natur und Art also gut geschaffen hat, daß nicht größere Sünden und Verbrechen geschehen. Denn wenn sie des Papstes Lockungen folgten, so wäre kein Reicher und Vornehmer seines Lebens mehr sicher. Sie würden hingehen und Alles todtschlagen und Geld und Gut rauben, wovon sie dann dem Papste einen Theil abzahlten, wofür er ihnen durch seine Commissaire mittels eines Stückleins Papier alle Sündenschuld vergäbe und sie so rein und unschuldig machte, als wären sie eben aus dem Mutterschoose hervorgegangen, oder säßen noch im Paradiese."

„Ihr habt recht, Herr Georg!" rief jetzt Pirkheimer und reichte dem ehemaligen Kriegskameraden die Hand, „wenn Ihr auch die Sache haarscharf nehmt und auf die Spitze stellt. Was will man den Bauern thun, die da aufstehen und die Edelleute und Vögte todtschlagen? was will man den Bürgern anhaben, die ihr Regiment ver-

jagen und hängen und köpfen? Was wollt Ihr die Edelleute sonderlich schelten, die hinterm Busch liegen und dem Handelsmann die Taschen umkehren? Sie Alle können Ablaß kaufen für wenig Geld."

„Was wollt Ihr sagen zu der gräulichen Unverschämtheit der Ablaßprediger," nahm Peutinger die Rede auf. „Es sind nun vier Jahre her, als ein Ablaßkrämer, der Dominikanermönch Johann Dietze, auch Tetzel genannt, aus Sachsen, ein frecher Hurer, Säufer und Spieler, hierher nach Tirol kam und in Inspruck predigte und seinen Kasten aufstellte. Der Kaiser war dazumal hier und hatte mich zu sich bescheiden lassen. Der frevelhafte Mönch predigte: Vergebung der Sünden und das ewige Leben seien nur durch Genugthuung, durch eigne Werke zu erlangen; diese sei aber gänzlich unmöglich, weil die Gewalt der Sünden die Genugthuung vernichte; also bleibe nur der Kauf der Ablässe als einziges Mittel übrig, und es gebe durchaus kein andres, um sündenfrei uud selig zu werden. Der gekaufte Ablaß sei die einzige und wahre Gnade Gottes und der Ablaßkasten die wahrhaftige einzige Himmelspforte und offene Gnadenthür, durch welche die gereinigten Seelen in den Schoos Abrahams einzögen. Er schwur Stein und Bein, wenn alle Tiroler Ablaß kauften, so würde Gott alle Berge zu purem Silber verwandeln. Gleich darauf wurde er überwiesen, die Ehefrau eines Bürgers zum Ehebruch verführt und zwei Kinder mit ihr gezeugt zu haben. Schon war das Urtheil

über ihn gefällt, gesäckt und ersäuft zu werden, und der zornige Kaiser stand schon im Begriff, dasselbe vollziehen zu lassen, als die ganze Pfaffheit sich dawider legte und den Kaiser durch Bitten und Drohungen vermochte, den verbrecherischen Mönch laufen zu lassen."

„So frag' ich Euch nun, Ihr Herren," sprach jetzt der ernste Albrecht Dürer, „wie soll dem bösen Unfug ein Ende gemacht werden? Warum kauft das Volk die Indulgenzen? Weil es dumm und unwissend ist. Keinem von uns, wie wir hier versammelt sind, ist es gewißlich jemals eingefallen, einen solchen Wisch zu kaufen. Das macht, wir haben die rechte Einsicht in die Sachen und stehen Alle und mit uns viele Tausende an den Höfen, in den Städten und auf den Rittersitzen auf Seiten des edlen Doctor Reuchlin zu Stuttgart. Aus der Dummheit des gemeinen Mannes, des kleinen Bürgers und des Bauern, der ohnedies geschunden und geplagt genug ist, wird dieses Sündengeld herausgeschlagen. Der betrügerische Mönch lügt ihm vor, er könne ihm den Himmel verkaufen, ja, der Bauer könne sich Gottes Gnade und ewiges Heil nicht anders als für Geld erwerben, und so gibt denn der Betrogene seines sauern Schweißes Erwerb hin, und die hohe Pfaffheit schwelgt und praßt darin. Wäre der gemeine Mann so aufgeklärt wie wir, die Brüder Dominikaner könnten mit ihren Zetteln ihre eigne Unsauberkeit abputzen. Es gäbe ihnen keine Christenseele einen Deut dafür."

„Ihr habt das Rechte getroffen, Meister Albrecht,“ versetzte Pirkheimer. „Die Dummheit ist die Mutter des Aberglaubens und der geistigen Knechtschaft. Aber die deutschen Lande stecken tiefer in der Dummheit, als man glauben sollte. Die Pfaffen haben ihres Vortheils halber Jahrhunderte lang alle List aufgeboten, um die Leute immer tiefer hinein zu versenken. Es ist eine arge Nacht und Finsterniß. Aber seid nur getrost. Die Morgenröthe ist angebrochen, und die Sonne wird ihr nachfolgen. Doctor Erasmus hat sein Lob der Narrheit nicht vergebens geschrieben und die Pfaffen lächerlich gemacht, und die saubern Patrone in Köln haben den Doctor Reuchlin nicht vergebens mit den Haaren zu dem Streit gezogen, der die Geister des ganzen deutschen Reichs in Bewegung gesetzt hat. Ist es nicht Gottes Finger, daß ein so stiller und friedliebender Mann, wie unser Reuchlin, das Werkzeug werden mußte, die Streitaxt gegen das Otterngezücht? Und haben die Briefe der Dunkelmänner uns nicht Schaaren, ja Heere von Geistern zugeführt und gewinnen uns täglich neue?“

„Ja,“ rief Peutinger, „und nicht allein unter den Laien hat das Licht der Wissenschaft und Aufklärung seine Freunde und Verehrer gefunden; es zählt deren in der hohen Klerisei schon viele und wackere Männer. Nenn' ich gleich den hochgeborenen Kurfürsten von Mainz, dessen erlauchter Bruder uns mit seiner Gegenwart beehrt. Ferner: die Domherren Groß und Waisberg in meiner lieben

Vaterstadt Augsburg, meine wackern Gönner und Freunde, die Domherren Nuenar in Köln, dem Sitz des Eulengeschlechts selbst, und Adelmann in Eichstädt; die Dechanten Andreas Fuchs zu Bamberg, Lorenz Truchseß zu Mainz Wolfgang Tanberg zu Passau, Jakob de Bannissis zu Trient. Und um noch einen Augsburger zu nennen, der vornehmste Kleriker, der aus unserer Stadt hervorgegangen ist, der Cardinal Lang, ist auch dem neuen Licht ergeben."

„Mein werther Freund," nahm Pirkheimer spöttisch lächelnd das Wort, „diese hohen und vornehmen Herren halten es mit der Aufklärung gerade so viel, als ihr Vortheil ihnen gestattet. Was z. B. den Cardinal Lang betrifft, so laßt Euch sagen, daß vor vier Jahren, nach der Eroberung von Pavia, unser edler Ulrich von Hutten, der hier eben die Rechte studirte, gefangen genommen, ausgeplündert und endlich mit genauer Noth nach Bologna entronnen, um hier seine Studien fortzusetzen, sich in tiefster Armuth und Krankheit hülfeflehend an den Cardinal Lang wandte, welcher als Gesandter des Kaisers an den Papst nach Bologna gekommen war. Aber obgleich ihm die dort studirenden Deutschen ein schönes von Hutten gefertigtes Gedicht überreichten, so behandelte er den jungen Dichter doch gleichgültig, ja verächtlich und war durchaus nicht zu bewegen, ihn in sein Gefolge aufzunehmen; er ließ ihn unter seinen Augen elend herum gehen, so daß Hutten von der Noth gezwungen wurde, als gemeiner Soldat in des Kaisers Heer zu treten."

„Ihr habt recht!“ rief Frundsberg, „er hat unter meinem Befehl gestanden; ich hab' ihm selbst losgeholfen, weil ein krankhaftes Gewächs an seiner linken Ferse ihm den Dienst allzubeschwerlich, schier unmöglich machte, und ich habe die Geschichte aus seinem eignen Munde. Ich hätte nicht gedacht, daß dieser junge, bleiche Mensch in so kurzer Zeit ein so berühmter Dichter werden würde.“

„Ihr Herren müßt auch bedenken,“ sagte der Markgraf leicht und gleichsam wie scherzend, „daß die höchsten und hohen Geistlichen unmöglich gegen Papst und Kirchenverfassung handeln können. Der Ablaß ist ein heiliges Recht des Papstes, ein uraltes Recht, der Schlüssel St. Peters. Dem gemeinen Mann geschieht damit eine unermeßliche Wohlthat; er verlangt Ablaß, die Vergebung seiner Sünden, und sie ist ihm zu aller Zeit durch die göttliche Gnade zu Theil geworden.“

„Weil er zu aller Zeit dumm war,“ sagte Dürer trocken.

„Nein, nein!“ eiferte Fugger, „man soll das Kind auch nicht mit dem Bade verschütten. Gegen die Rohheit und Herrschsucht der Pfaffen und Mönche, wie die Kölner sind, mögt Ihr kämpfen, die heiligen Satzungen der Kirche sollt Ihr mir unangetastet lassen. Der Papst hat die Schlüssel des Himmels, und wenn die Aufklärung der Wissenschaft so weit geht, daran zu zweifeln, so führt sie allerdings zur Ketzerei.“

Auf dieses scharfe Wort ihres Wirthes verstummten

die Gäste, und als Fugger den Eindruck bemerkte, den seine Aeußerung gemacht, fuhr er fort: „die Parteien sollen sich in Liebe und Güte vertragen. Mit Stürmen ist noch niemals etwas Erkleckliches gewonnen worden. Jedermann sei in weltlichen Dingen dem Kaiser gehorchsam, in göttlichen dem Papst. Und der Ablaß ist ein gut und heilsam Ding, das den reuigen Menschen frei macht von der Schuld und ihm zur ewigen Seligkeit verhilft. Also hat es Gott der Sohn auf Erden geordnet und eingesetzt, damit die Wohlthat seines Bluts Allen theilhaftig werde. Aber das beste Ding kann übertrieben werden, und ich gebe zu, daß der Ablaßhandel zuweilen übertrieben worden ist. Dadurch wird die Sache nicht schlecht, so wenig die päpstliche Macht und Gewalt eine verwerfliche geworden ist, weil lasterhafte Päpste auf St. Peters Stuhl gesessen haben." — Und zu Pirkheimer sich wendend, fragte er: „Wo lebt jetzt der junge Dichter Ulrich von Hutten, welcher so viel Redens von sich macht?"

„Er ist vor anderthalb Jahren auf den Wunsch seines Vaters wieder nach Italien gegangen, um in Bologna seine Rechtsstudien zu vollenden. Zuvor hielt er sich aber eine Zeit lang in Rom auf, von wo ihn jedoch ein Abenteuer, das er zu Ehren Kaiser Maximilians bestand, bald wieder vertrieb."

„Zu Ehren unsres Kaisers?!" fragte Fugger aufmerksam. „Ei, so laßt doch hören!"

„Er war mit einem deutschen Freunde nach Viterbo geritten und traf dort in Gesellschaft mit fünf Franzosen zusammen. Diese Menschen erfrechten sich in Gegenwart der beiden Deutschen über den Kaiser zu spotten. Hutten verwies es ihnen und gebot Schweigen. Statt dessen brachen sie in Schmähungen auf den Kaiser aus. Hutten wurde heftig, sie schlugen auf ihn los, zogen die Degen und bedrohten ihn hart. Huttens Begleiter entfloh, er selbst aber hielt Stand, stieß den Ersten, der ihm zu nah kam, nieder und ging den Andern mit gleichem Muthe zu Leibe. Diese ergriffen schleunigst die Flucht, und Hutten kam mit einer leichten Verwundung im Gesicht davon. Er hat diese Begebenheit in einigen Gedichten besungen, die er mir geschickt hat."

„Diese Gedichte müßt Ihr mir mittheilen," sprach Fugger mit verklärten Zügen und reichte dem Nürnberger gerührt die Hand, „das ist ein wackrer junger Mann, der also für die Ehre seines Kaisers ficht."

„Nicht nur diese Gedichte sollt Ihr haben, auch noch andre Gedichte und Reden des trefflichen Jünglings hab' ich Euch im Manuscript mitgebracht. Ebenso das „Lob Reuchlins." — Ja mein junger Freund Hutten ist ein Deutscher, von ächtem Schrot und Korn vom Scheitel bis zur Fußsohle, ein feuriges Herz, das ihm mit dem Kopfe durch zu brennen pflegt, aber wir brauchen solcher Kraftmenschen mit glühenden Seelen in unsrer Zeit. Wenn Erasmus oder Reuchlin nur einen Theil der sprühenden

Kraft Huttens hätten, unsre Sache wäre schon weiter gediehen. Von Hutten hoff' ich viel für unsre Zukunft. Laßt Euch erzählen, Ihr Herren, wie er sich dann zu Bologna benahm! Zwischen den deutschen und italienischen Studenten brach ein heftiger Streit aus, der sogar zur gerichtlichen Klage gedieh. Hutten, von seinen Landsleuten beauftragt, führte die Vertheidigung vor dem Richter mit solcher Unerschrockenheit und solcher Heftigkeit, obgleich er sich sehr gemäßigt ausgedrückt zu haben meinte, daß der Podesta sich in seiner Würde für beleidigt hielt, und der kühne Redner in Folge der gegen ihn gethanen richterlichen Schritte sich genöthigt sah, nach Ferrara zu entfliehen. Sein letzter Brief, worin er mir diese Händel mittheilt und den ich vor acht Tagen empfing, ist von Venedig datirt, wo er kurz zuvor angekommen war. Er rühmt die Liberalität, mit welcher er in Rom, vorzüglich aber in Venedig aufgenommen worden sei. Besondre Freude macht es ihm, daß er mit schönen und neuen Ausgaben seiner Lieblinge, der Klassiker beschenkt worden ist. Er gedenkt sich noch einige Zeit in der Lagunenstadt aufzuhalten und dann in sein Vaterland zurückzukehren."

„Ich bitt' Euch, lieber Freund, hinterbringt ihm, daß das Haus der Fugger in Augsburg solche wackre Deutsche gern als Gäste sieht. Wer ist sein Vater? Wo ist er geboren? Es gibt der Hutten viel in deutschen Landen."

„Im Heere des Kaisers hab' ich wohl einige dreißig adelige Kriegsmänner dieses Namens kennen gelernt,"

warf Frundsberg ein. „Es war auch einer darunter Ulrich, der sich in mancher Schlacht rühmlich ausgezeichnet, ein reichbegüterter Mann. Sein Stammschloß ist der Steckelberg am Main, an der Spitze des Spessarts, nur ein paar Meilen von Fulda, und, so ich nicht irre, ist dies des Dichters Vater."

„Ihr habt recht, Herr Kriegsoberster. Unser Ulrich ist der älteste Sohn dieses Ritters und auf dem Steckelberg geboren. Da er von zarter Leibesbeschaffenheit war und von Kindesbeinen an gar emsig hinter den Büchern saß, so bestimmte ihn sein Vater zum Mönch und steckte ihn als Knaben schon in das Stift zu Fulda, wo er die berühmte Klosterschule mehre Jahre mit dem größten Nutzen besuchte. Durch seine hohen Geistesfähigkeiten und schnellen Fortschritten erregte er die Aufmerksamkeit des regierenden Abts, der wahrscheinlich schon einen tüchtigen Nachfolger in ihm sah; unser Ulrich aber war zu bessern Dingen geboren. Er wünschte das Kloster zu verlasseu; sein strenger Vater und der Abt widersetzten sich gleichermaßen. Vergebens redete der hochgebildete Ritter Eitelwolf von Stein, dieser eifrige Beschützer der neu entdeckten Wissenschaften, der schon damals auf den jungen Ulrich aufmerksam wurde, dem Vater desselben und dem Abte zu, mit welchen beiden er befreundet war, der junge Klosterschüler blieb zum Mönche verdammt. Da entfloh er heimlich als sechszehnjähriger Knabe und ging nach Erfurt. Sein erzürnter Vater entzog ihm jede Unter-

stützung. Aber seine Vettern Froben und Ludwig von Hutten, so wie sein Gönner Eitelwolf von Stein nahmen sich seiner hülfreich an. Hier fand er seinen Mitschüler Crotus Rubianus, einen Thüringer, wieder, der sich als heitern Musensohn und geistreichen Verspötter des dünkelhaften Mönchswesens hervorgethan hat, und schloß den alten Freundschaftsbund inniger mit ihm. Es fehlte ihm nicht an andern gelehrten und strebenden Freunden, in deren Gemeinschaft er seine Studien fortsetzte. Im folgenden Jahre vertrieb ihn eine pestartige Krankheit mit Crotus und andern Freunden nach Köln, und hier lernte er die Dunkelmänner kennen, die den großen Scotus, den zwiefach heiligen Thomas, den seraphinischen Bonaventura und andere Autoritäten gleichen Gelichters, als das non plus ultra aller Weisheit anpriesen. Ulrich faßte gegen diese Lehren und ihre Vergötterer einen heftigen Widerwillen und hielt sich zu dem gelehrten und für die alten Sprachen begeisterten Rhagius Aesticampianus, der die klassischen Schriftsteller, vorzüglich die Dichter mit großem Beifall erläuterte. Dies war genug, um den trefflichen Lehrer bei den Mönchen und ihrem Anhang in den Geruch der Ketzerei zu bringen und ihren wüthenden Haß, ihre blinde Verfolgungswuth auf sich zu ziehen, gleich wie zu derselben Zeit Erasmus und Reuchlin. Sie brachten es dahin, daß Rhagius auf zehn Jahre aus der Stadt verwiesen wurde. Ihr wißt, daß der durchlauchtige Kurfürst von Brandenburg damals, — es sind nur zwölf

Jahre — als ein hochgebildeter und für die wahren Wissenschaften hochbegeisterter Jüngling (ich würde mich noch rühmender über ihn aussprechen, wenn sein fürstlicher eben so gebildeter und die Wissenschaften eben so liebender Bruder nicht zugegen wäre) die Universität zu Frankfurt an der Oder gestiftet hatte, an deren Bildung sein glorreicher Vater, der durchlauchtige Kurfürst Johann Cicero, durch einen beklagenswerthen Tod verhindert worden war. Mit Hülfe seines ihm gleich gesinnten und gebildeten berühmten Raths Eitelwolf von Stein, dem Gönner des jungen Hutten, wurde die neue Lehranstalt zu Stande gebracht. Dorthin wurde der edle aus Köln verbannte Rhagius als Lehrer gerufen, und Ulrich von Hutten folgte ihm. Er war bei der feierlichen Einweihung des Musensitzes zugegen."

„O ich erinnere mich seiner noch gar wohl," fiel der Markgraf dem Patrizier in das Wort. „Herr Eitelwolf von Stein ließ zur Einweihung der frankfurter Universität Huttens erstes Gedicht drucken, welches den Titel Carmen in Marchiam führte und den größten Beifall fand. Ich suchte die Bekanntschaft des jugendlichen Dichters, der nur ein Jahr jünger war als ich. Er war klein von Statur, von zartem Körperbau mit einem einnehmenden trotzigen Gesicht. Aus seinen großen dunkelblauen Augen sprach sein lebendiger Geist. Auch mein Bruder Albrecht hat ihn damals kennen gelernt."

„In Frankfurt verlebte er drei glückliche Jahre, den

Studien eifrig ergeben. Dann aber trieb ihn der unruhige Geist fort. Er wollte die Welt sehen, Menschen kennen lernen. Er wanderte nach Norden. Aber auf der Ostsee litt er Schiffbruch und mußte betteln gehen. Bis zum Tode krank und elend, erreichte er mit genauer Noth Greifswalde. Es war im Spätherbst 1509. Er wurde als Student eingeschrieben, ohne dafür etwas zu bezahlen; denn sein Name, als der eines trefflichen Dichters war vor ihm hierhergedrungen. Und dieses Ruhmes wegen nahm ihn der Professor Loetz, ein eitler stolzer Mann, bei sich auf und unterstützte ihn mit Geld. Dafür wollten er und sein Vater, der Bürgermeister, den freien Dichter beherrschen und nach ihrem Willen leiten. Als er sich widersetzte, behandelten sie ihn mit kränkendem Uebermuth. Ulrich beschloß sofort Greifswalde wieder zu verlassen. Der Bürgermeister Loetz wollte ihn nicht eher ziehen lassen, bis er seinem Sohne das geliehene Geld wieder erstattet; aber da unser Dichter nichts hatte, so ließen sie ihn gehen. An einem heitern, aber schneidend kalten Wintertage kurz vor Weihnachten, wanderte er mit einem kleinen Bündel unter dem Arme, worin sich seine Gedichte befanden, von dannen. Noch plagten ihn das böse Fieber und die wunde Ferse, die er damals schon hatte. Noch nicht weit von der Stadt entfernt, wurde er von bewaffneten Knechten, welche die Loetze hinter ihm hergeschickt, eingeholt, überfallen, auf das Grausamste behandelt, seiner Kleider beraubt und nackt und blos mit

Schlägen und Wunden bedeckt, in die Kälte hinaus gestoßen."

„Schandbuben!" rief Fugger empört, und alle Anwesenden gaben ihren Abscheu zu erkennen.

„In so jämmerlichem Zustande kam der arme Hutten nach Rostock, wo er Freunde, allgemeine Theilnahme und Unterstützung fand. Kaum genesen, gab er Unterricht in den alten Klassikern und schrieb ein lateinisches Gedicht in zwei Büchern „Klagen gegen Loetz," worin er die erlebte Büberei mit lebendigen Farben schilderte. Als dieses schöne Werk gedruckt in die Welt ging (ich habe es für Eure Bibliothek angeschafft, Herr Fugger) erfuhren seine alten Freunde wieder von ihm; denn keiner hatte gewußt, was aus ihm geworden war. Im folgenden Jahre 1511 wanderte Ulrich nach Wittenberg, wo er seine berühmte „Verskunst" gleichsam im Fluge und noch dazu während neuer Krankheit schrieb. Wiederum hergestellt, litt es seinen lebhaften Geist nicht in Wittenberg. Ohne Geld, in schlechter Kleidung und von der Gastfreundschaft edler und die Wissenschaften ehrender Männer lebend, wanderte er durch Böhmen und Mähren. In Ollmütz pflegte ihn der Bischof und beschenkte ihn beim Abschied mit einem köstlichen Pferd; der Probst Augustin verehrte ihm einen goldnen Ring mit einem kostbaren Stein. So erreichte er Wien und suchte den biedern Schweizer Vadian, den Humanisten, auf. Hochbegeistert für die Ehre des deutschen Vaterlandes, schrieb er hier das berühmte Gedicht

an den Kaiser, worin er ihn ermahnte, den begonnenen Krieg gegen das übermüthige Venedig fortzusetzen. Vadian und andere Freunde ließen das Gedicht nebst andern kleinen Gedichten des dreiuudzwanzig jährigen Dichters ohne sein Wissen drucken. Um dem herumziehenden Leben ein Ende zu machen und sich ein festeres Lebensziel zu setzen, beschloß Ulrich sich dem zweiten Wunsche seines Vaters zu fügen und Rechtsgelehrter zu werden, da er den ersten, Mönch zu werden, doch durchaus nicht erfüllen konnte. Er ging im folgenden Jahre nach Pavia. Aber auch hier verfolgte ihn ein böses Geschick. Ihr wißt, daß die Franzosen nach der bei Ravenna gewonnenen Schlacht Pavia besetzten. Die Schweizer belagerten die Stadt. Die Franzosen tractirten Ulrich, der eben heftig am Fieber darnieder lag, unbarmherzig; denn sie kannten seine Gesinnung gegen sie. Und als die Schweizer die Stadt eroberten, wurde er abermals auch von diesen mißhandelt, weil sie meinten, er habe den Franzosen gedient. Und so kam er nach Bologna, wie ich Euch bereits erzählt. Nachdem er vor drei Jahren aus des Kaisers Heer entlassen worden, ging er nach Deutschland zurück und begab sich zu seiner Herstellung in das Bad zu Ems. Mit seinem Vater gelang die Aussöhnung nicht; er schreibt darüber: die Stimmung in seiner Familie sei dergestalt gegen ihn gewesen, daß man ihn wie den verlornen Sohn behandelt und zu den Trebern der Schweine verwiesen habe. — In Ems erfuhr er den vom Herzog von Würtemberg an

Johann von Hutten begangenen Todtschlag, und nun begann er seine geschickte Feder gegen den schuldigen Fürsten in Bewegung zu setzen. Von Ems ging Hutten nach Mainz an den Hof des durchlauchtigen Kurfürsten, um seinen alten Freund und Gönner, den Hofmarschall Eitelwolf von Stein zu begrüßen."

„Ich war gerade in Berlin am Hofe meines ältern Bruders und konnte meine Bekanntschaft mit Ulrich von Hutten nicht erneuern," bemerkte der Marzgraf, „doch ist er vom Hofmarschall von Stein dem Erzbischof sehr nachdrücklich empfohlen worden, und er wäre sicherlich länger in Mainz geblieben, wenn seinen edlen Gönner nicht der Tod hinweggerafft hätte."

„Dieser Schlag traf meinen jungen Freund hart," fuhr Pirkheimer fort. „Er verehrte in dem nicht genug zu preisenden Eitelwolf von Stein seinen geistigen Vater und schilderte, als er mich bald darauf auf seiner zweiten Reise nach Italien besuchte, die Gelehrsamkeit und die Humanität dieses in jeder Beziehung ausgezeichneten Edelmanns mit schöner Begeisterung. Eitelwolf hatte beim Kurfürsten so günstig für Ulrich gesprochen, daß dieser nicht nur ein Geschenk von zweihundert Goldgülden zur Fortsetzung seiner Studien, sondern auch die Zusage einer guten Anstellung erhielt. Im October 1517 ging er nach Rom, um dort nach dem Willen seines Vaters das Rechtsstudium zu vollenden und Doctor zu werden. Das Abenteuer mit den fünf Franzosen vertrieb ihn im vorigen

Sommer nach Bologna, von hier im Herbst seine warme Vertheidigung der Deutschen nach Venedig, und nun wird er bald wieder bei uns sein."

„Führt ihn mir zu," erinnerte Fugger noch einmal. „Es verlangt mich sehr ihn kennen zu lernen."

„Und ich will ihn malen," sagte Dürer, „und ihm vorstellen; daß er ferner nicht allein lateinisch schreibe, sondern sich auch der deutschen Sprache befleißige, damit der gemeine Mann unterrichtet werde über das böse Pfaffengesindel und all den Unfug, der im deutschen Reiche getrieben wird. Ja deutsch müßt ihr schreiben, ihr Gelehrten, wenn es etwas Erkleckliches fruchten soll, und wenn irgend Einer etwas auszurichten vermag, so ist's der wackere Ulrich von Hutten."

Fugger schüttelte den Kopf bedenklich. „Was soll dem gemeinen Mann das Wissen? Es wird ihn nur verwirrter und toller machen. Spukt der Geist des Aufruhrs nicht etwa schon in den harten Köpfen der Bauern? Die Studirten mögen über diese Dinge streiten, und dazu ist das Lateinische da; das gemeine Volk ist zu dumm und darf auch nicht gescheidt werden, wenn nicht Unheil daraus erwachsen soll. Es würde auch niemals recht gescheidt werden, und wenn Ihr ihm tausend deutsche Bücher in die Hand gäbt. Dem Bauer ziemt zu pflügen, zu säen, zu dreschen; dem Bürger seines Handwerks zu warten und beiden dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist. Das Urtheil des ge-

meinen Mannes über Dinge, die über seinen Gesichtskreis hinaus liegen, ist immer albern, und wenn die Welt danach eingerichtet werden sollte, dann Gnade uns Gott! Es ginge ärger zu, als bei den Wilden in Afrika. — Darum dächt' ich, es bliebe beim Lateinschreiben der Gelehrten."

Dürer fand sich nicht veranlaßt, die Ansicht seines Wirthes zu bekämpfen, so viel Gründe dazu ihm auch zu Gebot standen, und die Unterhaltung ging auf andere Gegenstände über.

Siebenzehntes Kapitel.

Am folgenden Morgen wurden der Markgraf Johann und der Graf Torrillas von dem schmunzelnden Veit Schellenberger, der noch immer Jakob Fuggers alleiniger Leibdiener war, in das Closet des Letztern geführt. Der alte Leinweber saß schon tief in Arbeit. Die beiden Gäste nahmen auf seine Einladung neben ihm Platz.

„Ich ersehe aus dem gnädigen Schreiben des durchlauchtigen Kurfürsten von Mainz, das Ihr mir überbracht habt, erlauchter Herr," nahm Fugger, zum Markgrafen gewandt, das Wort, „daß Ihr als Beauftragter Eueres Herrn Bruders zu mir gekommen seid, die Geldangelegenheit, die zwischen uns steht, ins Reine zu bringen."

„So ist's, Herr Fugger," versetzte der Markgraf. „Der Kurfürst von Mainz schuldet Euch dreißigtausend Goldgülden, die er dem Papst für das Pallium hat bezahlen müssen, nebst den Zinsen seit vier Jahren. Ihr dringt auf Abzahlung dieser Schuld." —

„Ich muß in meinem Geschäft streng auf Ordnung und Pünktlichkeit halten; denn sie sind die Lebensbedingungen desselben. Des Kurfürsten Durchlaucht verbriefte sich mir, nicht nur die Zinsen pünktlich zu entrichten, sondern auch jährlich einen Theil des Kapitals abzustoßen. —“

„Es würde zu nichts führen,“ fiel ihm der Markgraf ins Wort, „wenn ich Euch des Breitern auseinander setzen wollte, daß mein Bruder außer Stand gewesen ist, seinen Verpflichtungen gegen Euch nachzukommen. Genug, er hat seine Stifter schwer verschuldet übernehmen müssen und muß doch einen seiner hohen Fürstenwürde angemessenen Hofhalt führen. Die Hauptsache ist, daß er von nun an vermag, Euch gerecht zu werden, wenn Ihr selbst ihm dazu helfend die Hand reicht.“

„Laßt mich seine Vorschläge hören!“

„Der Kurfürst ist, wie Euch bekannt sein wird, zu Anfang dieses Jahres zum päpstlichen Nuntius und apostolischen Generalkommissär vom heiligen Vater ernannt worden. Er hat den Ablaßhandel in einem großen Theile des deutschen Reichs gegen die Hälfte des reinen Ertrags vom Papst gepachtet. Von diesem Ertrag will mein Bruder Euch bezahlen. Ihr sollt den dritten Theil seiner aus dem Ablaßhandel gezogenen Einkünfte so lange erhalten, bis die Schuld getilgt ist. Doch ist daran noch eine Bedingung geknüpft, die Euere besondere Hülfe noch in Anspruch nimmt.“

„Und diese ist?"

„Der Papst muß sehr wahrscheinlich des Geldes eben so dringend bedürfen, wie der Kurfürst; denn er hat diesem zur unerläßlichen Bedingung des vortheilhaften und einträglichen Handels gemacht, daß bis zu Johannistag zehntausend Dukaten im voraus bezahlt werden. Diese Summe kann der Kurfürst so wenig aus eignen Mitteln aufbringen, wie die Palliengelder. Er läßt Euch daher durch mich ersuchen, ihm dieselbe ebenfalls zu leihen. Die zweite Schuld muß das Mittel sein, daß er die erste und die andere bezahlen kann."

„Es kommt mir nicht zu, mich tadelnd darüber auszusprechen, daß Eueres Herrn Bruders Durchlaucht sich auf solchen Handel eingelassen. Der Ablaßkram ist ein Recht des Papstes, und ich verehre in Demuth alle päpstlichen Rechte. Ihr habt aber gestern selbst gehört, wie meine übrigen Gäste sich über den Ablaßhandel aussprachen. Und das ist die Stimme aller verständigen und gebildeten Leute im Reiche, ja es ist die der kaiserlichen Majestät selber. Seit vierzig Jahren und länger seufzt und wehklagt der edle Maximilian über die ungeheuern Summen, welche für Pallien, Annaten, Bullen und Ablaßbriefe fort und fort aus der deutschen Unterthanen Taschen gezogen werden. Wahrlich ich wollte, der Kurfürst gäbe mir andere Mittel und Wege an, mich zu befriedigen."

„Er hat keine andern," entgegnete der Markgraf

lächelnd. „Und weder Ihr noch er hat davon eine Verantwortlichkeit. Jedermann in der Christenheit erkennt das Recht des Papstes an, Ablaß zn verkaufen. Mag der Papst diese Gelder verwenden, wozu er will, was geht es uns an? Der Papst kommt dem gemeinen Manne, dessen größtes geistiges Bedürfniß es ist, sich seiner Sündenschuld zu entledigen, mit der göttlichen Gnade und Vergebung entgegen. Es ist nicht unbillig, daß der also Entsündigte für solche geistige Vermittlung ein leibliches Opfer bringe. Die Künste, die Wissenschaften müssen leibliche und nicht knappe Unterstützung haben, sollen sie gedeihen; das neue Licht des Geistes bedarf des Lebensöls. Woher soll es genommen werden, als aus dem Volke? Ihr räumt selbst ein, was auch uns als Wahrheit feststeht. Das Volk kann niemals in der Erkenntniß ein Ganzes sein, es wird ewig geschieden bleiben in den großen dummen Haufen, der da leiblich arbeitet und Geld zahlt, um dafür Ablaß zu erhalten, und in das kleine verständige Häuflein, das da geistig arbeitet und jenes Geld zu seinem Unterhalte braucht. So muß das Ganze sich verhalten, und der Papst ist der Vermittler zwischen beiden Parteien; er nimmt von dem großen Haufen und theilt dem kleinen zu. Nicht anders sieht mein Bruder diese Dinge an. Ihm sind die Urtheile über den Ablaß nicht unbekannt; ja er müßte nicht der sein, welcher er doch wirklich ist, wenn er nicht die Ansichten und Meinungen der gelehrten und aufgeklärten Männer unserer Zeit über

diese Materie vollkommen theilen sollte. Aber er ist so wenig von der einen Seite in Vorurtheile verstrickt, wie von der andern. Er steht wie der Papst über den Parteien und sieht im Ablaß nicht nur ein nothwendiges, unvermeidliches Uebel, sondern auch das Förderungsmittel der Wissenschaften und Künste."

„Das ist eine vortreffliche Auskunft!" lachte Fugger. „Und wahrlich sie leuchtet mir ein. Ihr habt Recht."

„Und wenn nicht der erste deutsche Erzbischof den Pacht des Ablasses übernimmt," mischte sich jetzt der päpstliche Kämmerer ins Gespräch, „so sind hundert italienische Prälaten bereit, den Pachtvertrag mit Seiner Heiligkeit einzugehen, wie der eben abgegangene Probst Arcimbaldi. Der Ablaßhandel wird darum in Deutschland nicht aufhören, wenn kein Deutscher ihn übernimmt. Der Unterschied ist dann nur, daß auch die andere Hälfte der Einnahme außer Land geht, während sie jetzt in die Kasse des Kurfürsten von Mainz fließt, der damit in Deutschland Gutes stiftet, deutsche Gelehrte und Künstler unterstützt und den deutschen Namen verherrlicht."

„Fürwahr, dieser Grund ist entscheidend," sagte Fugger bestimmt. „Man muß unter zwei Uebeln das leichtere wählen. — Wie meint nun Euer durchlauchtiger Herr Bruder mich sicher zu stellen, Herr Markgraf, wenn ich auch noch die zehntausend Dukaten herschieße, damit er den Ablaßpacht überkommt?"

„Er will Euch die Verschreibung auf die Ablaßeinnahme geben.“

„Aber wer ist mein Bürge, daß er mir Wort hält. Er hat es zeither nicht gehalten. Und ich muß sicher gehen.“

„Das beste Auskunftsmittel, um beide Parteien zu befriedigen,“ sagte Torrillas, „ist wohl, wenn Ihr neben dem päpstlichen und dem kurfürstlichen Kassirer noch einen dritten für Euch bestellt und dem Ablaßprediger mitgebt. Der Kurfürst schickt jetzt zwölf Dominikaner aus, zwölf Apostel, welche den Deutschen die Vergebung der Sünden aus dem Vorrath der guten Werke Christi und seiner Apostel predigen; zwölf päpstliche und zwölf kurfürstliche Kassirer begleiten sie. Fügt dazu zwölf Fuggersche Agenten, die Euern Antheil in Empfang nehmen, und das Geschäft ist in Ordnung.“

„Seid Ihr beauftragt, auf diese Bedingung mit mir abzuschließen?“ fragte Fugger.

„Ich bin's,“ versetzte der Markgraf. „Ihr mögt alle einzelnen Punkte des Vertrags mit dem Grafen Torrillas besprechen und Euch mit ihm einigen. Er ist in solchen Geschäften gewandter als ich. Er ist selbst der Hauptagent des Papstes. Seid Ihr mit ihm ins Reine, dann legt mir den Vertrag vor, und wenn ich nichts daran zu erinnern finde, will ich ihn sogleich durch einen Eilboten nach Mainz an meinen Bruder zur Unterschrift schicken.“

„Wohl, so sei es!“ sagte Fugger, der in dem Vorschlage ein gutes Geldgeschäft für sich sah; denn er begriff sogleich, daß der Kurfürst ihm unter diesen Umständen ungewöhnlich hohe Zinsen zugestehen müsse. Der Markgraf ließ also die beiden Geschäftsmänner allein und eilte, froh, die lästige Sache auf diese Weise abgemacht zu sehen, dahin, wohin ihn das Herz zog, zu den im Hause versammelten schönen jungen Frauen. Während die beiden Gelehrten sich mit Aufstellung der Bibliothek beschäftigten, und Dürer mit Bübenhoven die malerische Gegend durchstreifte, fand der ritterlich galante Markgraf eine willkommene Aufnahme und die gewünschte Unterhaltung in den Gemächern des schönen Geschlechts. Hier zeichnete er bald die stolze Susanne Fugger aus und plauderte mit ihr von den Annehmlichkeiten Augsburgs, das unter den deutschen Städten hinsichtlich der Vergnügungen und der geistig-sinnlichen Regsamkeit damals die erste Stelle einnahm.

Die eitle, auf ihre Schönheit eingebildete Susanne nahm die Huldigungen des gewandten Fürsten mit unverkennbarem Wohlgefallen auf und kam ihnen bald genug auf eine Weise entgegen, die den Tadel ihrer Schwestern, den bescheidnen Sibylla's und den strengen Anna's, auf sich zog. Aber Susanne's eitles und verliebtes Herzchen hatte nicht nur gleich beim Erscheinen des wohlgebildeten und ritterlich feinen Prinzen Feuer gefangen und wallte bald von Leidenschaft für ihn über, auch ihr nied-

licher Kopf stellte allerhand Betrachtungen und Berechnungen an, die sich freilich mit wahrer Liebe nicht vertragen. Aber Susanna war auch keiner wahren Liebe fähig. Ihre Mutter hatte ihr seit ihrer Entwickelung zur Jungfrau täglich vorgeredet, sie besitze alle Eigenschaften, um die vollgültigsten Ansprüche an einen mit einer Grafenkrone gezierten Gatten erheben zu können, und je verständiger sie geworden, desto öfter haben ihr Spiegel und sie selbst der Mutter vollkommen Recht geben müssen. Mehre Versuche, sich in den Besitz eines so kostbaren Ehewirths zu setzen, sind gescheitert, und nun tritt ihr unverhofft in diesem Tiroler Thale ein anmuthiger junger Mann entgegen, der die kühnsten Wünsche und Gelüste ihres Herzens und ihres Kopfes übertrifft: ein Markgraf! Warum hätte ihr der Gedanke als abenteuerlich erscheinen sollen, daß sie würdig sei, Markgräfin von Brandenburg zu werden? War sie nicht die schönste Tochter des reichsten Patricierhauses im ganzen deutschen Reiche? Waren die Fugger vom Kaiser nicht in den Erbadel des Reichs erhoben? Sie besaß den Reichthum und die Schönheit einer Prinzessin, wie wenig Mühe kostete es ihrem Oheim Jakob, ihr vom Kaiser für eine Geldsumme auch den Rang einer Fürstin zu verschaffen und sie dem Markgrafen standesgleich zu machen? War es ihr doch hinlänglich bekannt, wie gut dieser Ohm beim Kaiser stand, und daß dieser Letztere ihm schwerlich irgend eine erfüllbare Bitte abschlagen würde, zumal wenn der stets geldbedürftige Kaiser

damit eine hübsche Summe gewinnen könnte? Mußte nicht dem ganzen Fuggerschen Hause an ihrer Standeserhöhung liegen, um dadurch selbst zu höhern Ehren zu gelangen, und durfte das Opfer dafür irgend zu groß sein? Und lag ihr endlich nicht ein glänzendes Beispiel nahe? War nicht jene Agnes Bernauer, welche die Gemahlin des Grafen Albrecht von Vohburg, Sohnes des Herzogs Ernst von Baiern geworden war, auch eine Augsburgerin gewesen, und noch dazu die Tochter eines unbedeutenden Baders? Was vor achtzig Jahren einer Baderstochter gelungen war, sollte das heute nicht der Tochter des Fuggerschen Hauses gelingen? Wie sie auch die Sache überlegen mochte, sie fand die schöne Erfüllung ihrer Wünsche nicht nur möglich, sie fand sie sehr wahrscheinlich, ja gewiß. Dies waren die Gedanken, mit denen sie sich fort und fort beschäftigte. Daneben bot sie alle die kleinen Künste der Gefallsucht auf, um den Markgrafen fest und fester in ihr Netz zu ziehen, und als er ihrer verliebten speculativen Ungeduld sich nicht schnell genug erklärte, bildete sie sich ein, die Gegenwart ihrer Schwestern, die ihr freilich nicht von der Seite wichen, halte ihn davon ab. Sie sann also auf Mittel und Wege, wie sie mit dem Markgrafen allein sein könnte, und es fiel ihr kein anderes ein, als ein Besuch bei ihrem Bruder Ulrich in Schwaz. Sie wollte diesen Besuch vorschützen, ohne sich sogleich dorthin zu begeben, oder sie wollte von dort aus mit dem Markgrafen an einem dritten Orte in der Nähe

zusammen kommen. Die einsamen Thäler und Berge mit den abgelegenen Sennhütten gaben dazu die schönste Gelegenheit. Zur Ausführung dieses Plans mußte sie sich aber natürlich erst mit dem Markgrafen durch eine Mittelsperson verständigen, und hierzu war freilich Niemand geeigneter, als ihre von ihr abhängige Gespielin, die ja in der That und Wahrheit nur ihre Dienerin war, obgleich sie freilich den Namen einer solchen nicht führte, Martha Bry. Martha war von Susannen und deren Mutter schon zu ähnlichen Verrichtungen gebraucht worden und hatte sich Beider Zufriedenheit dabei erworben; sie hatte sich schon als gewandte Zwischenhändlerin bewährt, und Susanna nahm deshalb keinen Anstand, die gefällige Freundin in ihr Herzensgeheimniß einzuweihen. Das geschickte Mädchen wurde beauftragt, den Prinzen unter vier Augen auszuhorchen, ihm nöthige Winke zu geben, seine Vertraute zu spielen, ihm Vorschläge behufs einer heimlichen Zusammenkunft mit Susanna zu machen, und endlich den ganzen Plan mit ihm abzureden. Susanna hatte aber im übergroßen Eifer ihre Angelegenheit zu betreiben, zwei sehr wichtige Punkte übersehen, erstens, daß Martha mindestens eben so schön, ja in mancher Hinsicht noch reizender und weit schlauer war als sie selbst; sodann hatte sie vom Markgrafen auch nicht die mindeste Andeutung erhalten, daß er ernstliche Absichten auf sie habe. Und wie wenig kannte sie den hochstrebenden Sinn dieser Martha! Wie wenig ahnete sie, daß

gerade diese ihre Gespielin, von ihr durch launenhafte Quälereien und Demüthigungen aufs Tiefste verletzt, ihre erbittertste Feindin war, und mit welchem Haß und Neid die arme Malerstochter auf die reiche Kaufmannstochter blickte, der sie unterthänig sein mußte. Auch auf die mit so üppigen Reizen und mit so starken sinnlichen Trieben ausgestattete Martha hatte der schöne stolze Prinz einen lebhaften Eindruck gemacht, und nicht vergebens war ihr bei seinem Anblick sogleich eingefallen, daß ihre ältere Schwester Eleonore, einst nicht schöner als wie sie jetzt, die Geliebte des Erzherzogs Philipp gewesen war. Als sie von Susanna den umständlichen Auftrag mit dem Versprechen einer reichen Belohnung empfing, erglühte sie, von den seltsamsten Gefühlen und Gedanken bestürmt. Sie übernahm den Auftrag gern und willig und unterzog sich der Ausführung desselben mit der größten Vorsicht. Sie wandte sich nämlich an den Grafen Torrillas und ließ durch diesen den Markgrafen um ein kurzes Gehör bitten. Der Graf führte sie Abends auf das Zimmer des Prinzen. Dieser war bei einigen flüchtigen Begegnungen schon auf die hohen Reize des Mädchens aufmerksam geworden; denn er war ein erfahrener Kenner von Frauenschönheit. Nichtsdestoweniger war er von Martha's Anblick aufs Angenehmste überrascht. Aber eh' eine Stunde verging, war er von Martha's Geist bezaubert und kannte die Geschichte ihres Hauses. Mit Erstaunen vernahm er Eleonorens seltsame Schicksale, von

denen ihm früher schon Einiges zu Ohren gekommen war, ohne daß er Näheres über die Frau erfahren hatte, welche auf die Geisteszerrüttung der Königin Johanna und dadurch auf die Regierung der spanischen Königreiche einen so außerordentlichen Einfluß ausgeübt; er erfuhr ferner die schmähliche Behandlung, welche Martha im Hause der Witwe Veronica Fugger erduldet, und versprach dem weinenden Mädchen, sie aus dieser demüthigenden Abhängigkeit zu befreien. Beide verständigten sich zu ihrer beiderseitigen Zufriedenheit miteinander.

Die willkommenen Nachrichten, welche Martha ihrer launenhaften und verliebten Gebieterin überbrachte, vermochten diese, einige Tage darauf nach Schwaz abzureisen. Es ward ausgemacht, daß Martha sie an einem bestimmten Tage dort wieder abholen sollte. Bis zur Abreise des Markgrafen sollte sie als Unterhändlerin in Fuggerau bleiben.

Während dieses Minnehandels war das Geldgeschäft zwischen dem Kurfürsten von Mainz und Herrn Jakob Fugger zum Abschluß gekommen; ein reitender Bote hatte den Vertrag nach Mainz und vom Kurfürsten unterschrieben wieder zurückgebracht; der Prinz erhielt Anweisung auf die Fuggersche Wechselstube in Augsburg und reisete mit seinem Begleiter ab. Dieser war auch nicht unthätig auf seine eigne Rechnung gewesen und hatte mit dem Obersteiger Diether in den Silberbergwerken ein gutes Geschäft gemacht. Tags nach der Abreise des Markgra-

fen ging Martha vorgeblich nach Schwaz zu ihrer Freundin, um sie auf das Schloß Fuggerau zurückzuführen, das Susanna angeblich nur verlassen hatte, um dem gefährlichen Prinzen aus dem Wege zu gehen. Aber weder Martha, noch Susanna kehrten zurück; und als die beiden verheiratheten Schwestern ungeduldig selbst nach Schwaz fuhren, um sich nach der auffallenden Zögerung zu erkundigen, fanden sie wohl Susanna, aber nicht Martha. Die Letztere war gar nicht nach Schwaz gekommen. Die Vermuthung der Wahrheit lag nah, und Susanne reisete im größten Aerger, den sie nicht einmal ihren Schwestern verrathen durfte, nach einigen Tagen nach Augsburg zurück, um dem jungen Herrn Georg von Stetten ihre Hand zu geben. Die Hochzeit war schon im folgenden Monat. Unterdessen hatten die Betheiligten schon in Erfahrung gebracht, daß Martha Bry am kurfürstlichen Hofe in Mainz als Geliebte des Markgrafen mit großem Glanze aufgetreten war.

Achtzehntes Kapitel.

Zu Anfang des Sommers in demselben Jahre ritt eines Nachmittags ein einfach, obwohl ziemlich vornehm gekleideter Reiter auf der großen Heerstraße, die am Ufer der Etsch aus der Lombardei herauf durch die Grafschaft Tirol nach Augsburg und weiter ins deutsche Reich führte. Er war noch ein junger Mann von etwas trotzigem Ansehen, von mittler Größe, einem runden anziehenden Gesicht, mit großen, geistreichen, kühn blickenden Augen. Dem Rößlein wie dem Reiter war es anzusehen, daß der Letztere nicht zu den Lieblingen des goldausstreuenden Glücks gehörte. Auch war er allein; kein Knecht begleitete ihn, wie meist doch den geringsten Junker. In der ersten Dämmerfrühe des Morgens war er in Trient, wo er übernachtet oder wohl ein paar Tage verweilt hatte, aufgebrochen und hatte im herrlichen, mit allen Zaubern des norditalienischen Frühlings geschmückten Thale scharf beigelegt, um Botzen am frühen Nachmittag zu erreichen, wo er sein Nachtlosament nehmen wollte. Jetzt befand er

sich nicht mehr fern von dieser in dem tiefen Thalkessel, wo die von den tiroler Bergen herabstürzenden Flüsse Etsch und Eisach sich vereinigen, malerisch gelegenen, dem Bischof von Trient gehörigen Stadt. Bald mit seinem sinnigen Auge in den Reizen der ihn umgebenden Natur schwelgend, bald träumerisch in sich selbst versinkend, hatte der stattliche Reiter anfangs nicht bemerkt, daß sich die Straße allmälig mehr und mehr mit Landleuten belebte, doch bald fiel ihm auf, daß er endlich ganze Schaaren derselben einholte, welche sonntäglich geschmückt der Stadt zuzogen. Auch führte zu gleicher Zeit die von den Bergen herab ihm entgegen wehende Luft das wohlklingende Geläute aller Glocken der Stadt in sein Ohr. Es mußte also irgend eine kirchliche Feier in Botzen statt finden. Um sich darüber Gewißheit zu verschaffen, wandte er sich an einen Trupp kräftiger und blühender tiroler Mädchen, welche singend des Wegs zogen, und fragte sie nach der Ursache des Glockengeläutes und der zahlreichen Wanderung.

„Ei Herr," versetzte eine von Gesundheit und Lebenslust strotzende Schöne, „wißt Ihr nicht, daß in Botzen Messe ist, und daß heute Nachmittag ein hochwürdiger Gnadenprediger einzieht und in den nächsten Tagen die Heilszettel des Papstes zur Vergebung der Sünden dort verkauft?"

„Ha, ein Ablaßkrämer zu den Meßkrämern!" sagte der Reiter mit heftigem Ausdruck, und sein Gesicht ver-

finsterte sich auffallend. „Kinder,“ wandte er sich dann wieder freundlicher zu den Mädchen, „Ihr wollt Euch doch keinen Ablaß kaufen? Ihr habt ja noch niemals eine Sünde begangen?“

Die Mädchen lachten, und die Sprecherin meinte, man könne sich ja auch für künftige Fälle versehen, und ihr Pfarrer habe gesagt, wer päpstlichen Ablaß kaufe, werde wieder in den Stand der Unschuld eingesetzt und reiner als durch die Taufe.

„Ihr thätet besser, Euer Geld den Meßkrämern für Bänder und bunte Lappen hinzugeben, womit Ihr Euch schmücken könnt,“ sagte der Reiter halb ernst, halb scherzend.

„Ihr seid wohl ein Ketzer, junger Herr?“ fragte das Mädchen naiv und kichernd, und Alle lachten.

„Vielleicht hast du recht. Doch siehst du an mir, daß der Teufel nicht so schlimm ist, als ihn die Pfaffen malen und mit den Ketzern fein säuberlich verfährt.“

Die Mädchen gingen auf den Scherz ein und setzten das Gespräch fort, das der Reiter mit sichtlichem Wohlgefallen zu unterhalten schien. Er fragte sie über dies und das, und sie plauderten mit natürlicher Fröhlichkeit. So gelangten sie unter dem Geläute der Glocken und dem massenweis von allen Seiten zuströmenden Landvolk in die freundliche Bergstadt. Das Gedränge auf den Straßen war so groß, daß der Reiter nur langsam vorwärts kam. Die in ganz Tirol und der Lombardei berühmte

botzner Messe, welche jährlich viermal gehalten wurde, hatte der Stadt zahlreichen Besuch aus den volksreichen Thälern nah und fern zugeführt, und die Nachricht, daß die päpstlichen und erzbischöflichen Ablaßcommissaire die Stadt heimsuchen würden, den Volksandrang noch um ein Bedeutendes vermehrt. Es ging laut zu in den Straßen, auf den Plätzen, in den Herbergen, und die so verschiedenartigen Laute der deutschen und italienischen Sprache mischten sich in dem von Glockengeläut, Böllerschüssen, Trompeten- und Pfeifengetön in Anspruch genommenem Ohre. Der Reiter hatte große Mühe, sein Pferd in einer Herberge unter zu bringen; Alles war überfüllt. Und kaum hatte er Zeit gefunden, einen spärlichen Imbiß zu sich zu nehmen, als er von dem Rufe „Sie kommen!“ wieder auf die Straße gelockt und von der Menge fortgeschoben wurde. Alles drängte dem Thore zu, durch welches der Weg nach Inspruck führte. Ein unabsehbarer Menschenzug bewegte sich langsam und feierlich unter dem Geläute aller Glocken und dem Krachen zahlreicher Böller der Stadt zu. Das herrlichste Sommerwetter begünstigte die Festlichkeit, und alles Volk hatte sich Hüte und Gugeln mit grünem Laube geschmückt. Der Magistrat, die Geistlichkeit der Stadt, die Kapläne und Diakonen des Bischofs, die Schulen und die Zünfte waren dem Gnadenprediger, wie gebräuchlich, entgegengezogen, um ihn mit seinen Untercommissairen und seinem übrigen Gefolge feierlich einzuholen. Den Zug in die

Stadt eröffnete ein Dominikaner Laienbruder, der ein großes rothes Kreuz trug, an welchem auf einem Stück Scharlach das päpstliche Wappen in Gold gestickt hing; ein paar Chorknaben trugen den großen vergoldeten Schlüssel und das Schwert St. Peters auf rothen Kissen. Nun begann der lange Zug der singenden Schulkinder mit ihren Lehrern, die bischöfliche und städtische Klerisei im prachtvollsten Ornat, umgeben von Mönchen und Chorknaben, welche die Kirchenfahnen und brennende hohe Kerzen trugen, folgten zunächst. Nun kamen die Männer des Heils und ihr Gepäck auf einer großen Anzahl von Pferden, Maulthieren und Edeln; voran der Dominikaner-Ablaßprediger mit dem hocherhobenen Allerheiligsten in der Hand (die päpstliche Ablaßconcession wurde ihm von einem Mönche auf einem rothen Sammtkissen vorgetragen) zwischen zwei Ministranten mit großen Weihkesseln, welche das zu beiden Seiten niederknieende Volk besprengten, Alle in reichen Meßgewändern; dann auf einem prächtig geputzten Maulthier der nußbraune Ablaßkasten, die Geldkiste, bestimmt, die Gnade Gottes allen Menschen mitzutheilen, und dafür ihr Geld in sich aufzunehmen. Sie war mit Kränzen und Bändern geziert, ein silbernes Krucifix war auf ihr befestigt, und vor demselben brannten drei Kerzen, deren mittlere etwas größer war, als die der beiden andern, ein Symbol der heiligen Dreifaltigkeit. Zu beiden Seiten gingen Mönche, welche die neue Bundeslade an Laubgewinden hielten; Andere trugen Kirchenfahnen mit

Heiligenbildern, Andere große brennende Wachskerzen. An die Packthiere schlossen sich die Zünfte mit ihren wehenden Fahnen an, vorweg ihre Pfeifer, welche lustig aufspielten. Am Thore hatten sich die tiroler Scharfschützen mit ihren Stutzern bewaffnet aus der Stadt und der Umgegend aufgestellt und begrüßten die Heilslade und den Gnadenspender mit einer Salve, deren Echo ein Berg dem andern zuwarf. Beim Eintritt in die Stadt wurde der Ablaßcommissair vom Magistrat und den bischöflichen Adjuncten noch einmal willkommen geheißen, und nun wälzte sich die Masse, lateinische Psalmen brüllend, langsam durch die engen Straßen der Hauptkirche zu. In kurzer Zeit war die Kirche bis zum Erdrücken voll Menschen. Die päpstliche Ablaßbewilligung wurde mit großen Ceremonien auf den Hauptaltar niedergelegt und der Ablaßkasten davor aufgestellt. Ringsum brannten Kerzen auf hohen Leuchtern. Ueber dem Kasten wurde das hohe rothe Kreuz mit dem päpstlichen Wappen aufgepflanzt. Die Untercommissaire, die Cassirer und die Mönche stellten sich zu Seiten des Altars auf. Der Bruder Dominikaner-Obercommissair aber bestieg die Kanzel und hielt eine Predigt mit donnernder Stimme. „Seht!" rief er, „hier vor den Hauptaltar der heiligen Mutter Gottes habe ich das rothe Ablaßkreuz des heiligen Vaters in Rom aufstellen lassen. Daran hängt sein dreimal heiliges Wappen. Nun will ich Euch belehren, Ihr Tiroler, was das zu bedeuten hat. Das hat zu bedeuten, daß das Ablaßkreuz eben so viel gilt,

oder eigentlich noch mehr gilt als das Kreuz, an welchem Christus der Sohn Gottes und selbst Gott geblutet hat und gestorben ist. Ich meine das wirkliche Kreuz Christi, kein nachgemachtes; denn diese gelten alle zusammen nicht halb so viel als des Papstes Ablaßkreuz. Ihr fragt verwundert: wie soll das zugehen? Und darauf will ich Euch antworten und Euch die Sache erklären. Eh Christus gen Himmel fuhr, hat er dem St. Peter alle Macht auf Erden übergeben und verordnet, daß dieser heilige Apostel ganz sein soll, wie er selbst. Eh St. Peter gen Himmel fuhr, hat er diese Macht dem Papst übergeben und verordnet, daß dieser sein soll wie Christus. Beim Papst ist die Macht geblieben bis zur heutigen Stunde, und wird bei ihm bleiben bis ans Ende der Welt. Beweis ist: Habt Ihr schon Gott Vater auf Erden gesehen? Habt Ihr schon Gott Sohn auf Erden gesehen? Habt Ihr schon Gott heiligen Geist auf Erden gesehen? Sie könnten doch alle Tage und Stunden vom Himmel herabkommen und das Regiment der Welt selbst übernehmen; sie könnten Euch den Ablaß selbst ertheilen. Aber sie kommen nicht, sie ertheilen Euch keinen Ablaß, sie bekümmern sich nicht um Euch. Warum kommen sie nicht, und warum regieren sie die Welt nicht selbst? Warum bekümmern sie sich ganz und gar nicht um die fromme und gläubige Christenheit? darum, weil sie's nicht nöthig haben. Weil sie einen Statthalter gesetzt haben, der die Welt bestens regiert, der sich um Euch bekümmert und

Euch Ablaß ertheilt. Deshalb nun ist der Papst auf Erden gleich Gott und gleich Christus, ja er ist auf Erden mehr als Gott und Christus, weil diese nicht da sind, er aber ist da. Der Papst ist auch mehr als die Mutter Gottes. Denn diese ist auch im Himmel und kommt nur zuweilen auf die Erde herab. Dann stört sie aber den Papst nicht in seinem Regiment. Sie macht ihm nur einen Besuch und bedankt sich bei ihm, daß er so gut regiert. Gott Vater und Christus und die Jungfrau regieren im Himmel, und da haben sie genug zu thun. Sie müssen alle Seelen in Ordnung halten, die seit Christi Sühntod durch sein Blut selig gestorben sind. Das ist eine hübsche Heerschaar. Auch ist der Himmel viele Millionen Male größer als die Erde. — Somit hab' ich Euch bewiesen, daß der Papst auf Erden Gott und Heiland und Maria, Alles zusammen in seiner hochheiligen Person ist. Und er kommt Euch liebevoll und mit göttlichem Erbarmen entgegen, um Euch die Last Eurer Sünden abzunehmen und Euch zur ewigen Seligkeit zu verhelfen. Und für dieses nicht genug zu preisende Geschenk braucht ihr nur ein kleines Geldopfer zu spenden. Das Geld aber, welches Ihr gebt, wird vom Papst gewissenhaft zur Erbauung der St. Peterskirche in Rom und anderer Kirchen und Aläre und zum Krieg gegen die Ungläubigen verwendet. Ihr müßt deshalb so viel geben, als Ihr nur vermögt. Aus dem Allem müßt Ihr nun erfahren, wenn Ihr nicht ganz mit Blindheit geschlagen seid, daß Ihr

nichts Heiligeres anbeten könnt, als das von mir aufgerichtete Ablaßkreuz, und daß Ihr nicht besser für Euer zeitliches und ewiges Wohl sorgen könnt, als wenn Ihr für das Geschenk des Ablasses dem heiligen Vater ein möglich großes Geldopfer darbringt. Nun hat derselbe mich als seinen Apostel ausgesendet und mir Vollmacht ertheilt, Euch die göttliche Gnade des Ablasses zu überbringen. Da nun der Papst auf Erden ist gleich Christus und mehr vermag als alle Engel und Heiligen, so bin ich gleich Petrus. Ja ich schätze mich mehr zu sein, da ich durch den Ablaß weit mehr Seelen zur Seligkeit verholfen, als St. Peter. Auch ist mein Ablaß von ganz besonders wohlthätiger Wirksamkeit; ich mache Alle, die ihn von mir nehmen, reiner und unschuldiger, als Adam und Eva im Paradies waren, bevor sie sich von der verfluchten Schlange verführen ließen. Und nicht nur für bereits vollbrachte, auch für zukünftige Sünden gebe ich Ablaß, und nicht allein für Euch Lebenden steht die Gnadenthür, deren Pförtner ich bin, offen, auch für die Verstorbenen, die Ihr durch einen Ablaßbrief aus dem Fegfeuer erlösen könnt. Ja ich bringe Allen, den Lebendigen und den Todten, die Gnade, durch welche sie mit Gott versöhnt werden, und wer sich von mir das Gnaden- und Heilsmittel verschafft hat, den läßt St. Peter, mein lieber Bruder, sogleich durch die Himmelsthür passiren. Der Ablaßzettel ist ein Thorzettel der ewigen Seligkeit. Darum beherzigt Euer ewiges Heil und legt Euere Opferspenden

auf den Altar nieder, und empfangt dafür den Pfandbrief der göttlichen Gnade!"

Hierauf begab sich der Redner von der Kanzel an den Altar, und das Volk drängte hinzu und begann zu kaufen. Die Ablaßbriefe waren in großer Menge auf dem Altar aufgehäuft, und die Commissäre befragten jeden Kaufenden nach seinen Vermögensumständen, droheten ihm mit der Unwirksamkeit des Ablasses und mit der ewigen Verdammniß, wenn er sie belöge, schätzten ihn auch nach seiner Kleidung und äußerlichem Ansehen. Nach diesen Erörterungen wurde der Preis des Gnadenbriefes bestimmt, und wenn ihn ein Armer für einen Gulden, ja wohl gar für noch weniger erhielt, so forderte der Commissär von einem Reichen funfzig Gulden und mehr dafür. Es wurde auch wohl darum gehandelt, indem der Ablaßbedürftige ein geringeres Gebot als die Forderung that, und der Mönch etwas nachließ. Das Geld wurde auf den Altar gezahlt und dann mittels eines Trichters, auf welchem das Krucifix befestigt war, in den Kasten befördert. Dicht dabei standen die drei Kassirer oder Agenten, der päpstliche, der erzbischöfliche und der Fuggersche, und beobachteten die Hände der Mönche mit scharfen und mistrauischen Blicken, damit sie von dem eingegangenen Gelde nichts in ihre Taschen stecken möchten. — Inzwischen war der Zudrang des Volks keineswegs so stark, als die Commissäre wünschten, und es schien, als ständen Viele in der Ferne und überlegten, ob sie ihr Geld den Meß=

krämern für Nothdurft und Prunk, den Schankwirthen für Schwelgerei des Leibes, oder den Brüdern Dominikanern für das Heil der Seele zu wenden sollten. Siehe da wurde für einen schrecklich aussehenden in ekle Lumpen gehüllten Bettler, der an allen Gliedern gelähmt, ächzend und stöhnend auf zwei Krücken herbei humpelte, Platz gemacht. Der schwarzbraune Mensch schien aus dem Grabe erstanden zu sein, klagte sich mit mühsamer Rede schwerer Sünden an und bettelte mit einer lauten Umständlichkeit, die offenbar darauf gerichtet war, allgemeines Aufsehen zu erregen, rings herum, um sich auch einen Ablaßbrief zu kaufen. Der Bruder Obercommissar rief ihn endlich herbei und sprach ihm Trost zu, er möge nur einige Kreuzer opfern, damit er doch ein Opfer gebracht. Kaum hatte der gebrechliche Mensch den Ablaßbrief in der Hand, als er das Kreuz und die Dornenkrone, das feurige Herz und die durchnagelten Hände und Füße Christi, welche darauf abgebildet waren, inbrünstig küßte, wie auf dem Briefe vorgeschrieben war, ja in einem Anfall begeisterter Frömmigkeit verschluckte er plötzlich den ganzen Brief. Kaum war dies geschehen, so stieß er einen lauten Schrei aus, warf die Krücken von sich und wandelte aufrecht und gesund, die Gnade Gottes, die ihm seine Sünden vergeben, preisend, vor aller Augen. „Ein Mirakel!" schrieen die Mönche. „Ein Mirakel!" brüllte das Volk wie wahnsinnig ihnen nach, und die Kunde durchlief im Nu die ganze Kirche. Alle wollten den durch

den Ablaß geheilten Bettler sehen und seine Geschichte hören, und er erzählte sie laut zu wiederholten Malen in einem mit italienischen Worten stark gemischten schwer verständlichen Deutsch. Der Prediger ergriff dann das Wort und führte das große Wunder Allen zu Gemüth. Nun steigerte sich der Absatz der Gnadenbriefe von Minute zu Minute. Der Bettler wurde von hundert Händen jubelnd aus der Kirche getragen; es regnete Geld in seinen Hut, und am Altar konnten die Verkäufer die massenweis herbeidrängenden Käufer nicht schnell genug befriedigen. Der Abend brach an, und sie dachten an ihres Leibes Nahrung und Nothdurft, schlossen daher für heute das Geschäft mit der Verkündigung, daß morgen wieder Predigt und Gnadenopfer gehalten werde, und schleppten den schweren mit drei Schlössern versehenen Kasten in die Herberge des Obercommissärs. Dort öffneten die drei Agenten, von denen jeder sein besonderes Schloß und Schlüssel hatte, den Kasten, zählten das Geld und theilten es, nachdem die Procente für die Commissäre abgezogen waren. Dort erschien denn auch der geheilte Bettler in einer ganz veränderten Gestalt, daß er nicht wieder zu erkennen war, und controllirte die Einnahme des Tages. Er war der päpstliche Hauptagent, der Kämmerer Sr. Heiligkeit, Graf Torrillas, der verruchte Zigeuner Antonio Cebes.

Unter den Zuschauern in der Nähe des Altars hatte sich auch der junge Reiter befunden und den ganzen Han=

del mit gespannten Sinnen beobachtet; seine edlen Züge hatten allmälig den Ausdruck des höchsten Grimmes angenommen, und als der falsche Bettler seine plumpe Rolle mit so gutem Erfolg abspielte, entglitt ein leiser Fluch seinen bis dahin geschlossenen Lippen. Nach Beendigung des geistlichen Possenspiels durchschlenderte er noch die Stadt und kehrte endlich in die Herberge zurück, um sich an der Wirthstafel zu erholen. In demselbem Augenblick nahm ein reichgekleideter Mann, der mit ihm in gleichem Alter oder vielmehr noch um einige Jahre jünger zu sein schien, neben ihm Platz. Der Reiter musterte mit schnellem Blicke die Gesichter gegenüber, erkannte in einem derselben einen Agenten, der mit am Altare gestanden hatte, und richtete die Frage an ihn: ob er mit der Einnahme zufrieden sei? Der Agent versetzte: es müsse in den nächsten Tagen besser kommen. Heute sei nur das Vorspiel gewesen.

„Ihr seid Eurer Aussprache nach ein Schwabe?“

„Ich bin ein geborner Niederländer und als zwölfjähriger Bub nach Augsburg gekommen, wo mich Herr Jakob Fugger erziehen ließ. Auch bin ich der Fuggersche Agent beim hiesigen Ablaßkram. Ich heiße Bry. Ihr aber scheint ein Franke zu sein. Darf man auch Euern Namen wissen?“

Der Reiter schien diese Frage zu überhören. Er fragte dagegen mit großer Theilnahme, was denn ein Fuggerscher Agent beim Ablaßhandel zu schaffen habe, und ent=

schuldigte seine Unwissenheit damit, daß er aus Italien komme, wo er lange gelebt. Bry gab mit großer Umständlichkeit die erbetene Auskunft und führte die Hauptpunkte des Geschäftsvertrag des Kurfürsten von Mainz mit Jakob Fugger an.

„So wird also der Verkauf des Ablasses als ein Wechselgeschäft vom Hause Fugger betrieben," sagte der Reiter mit schlecht verhehltem Zorn. „Fürwahr, das ist noch nicht da gewesen. Wahrlich die reichen Fugger sollten sich dieses schmählichen Handels schämen."

Der Agent zuckte die Achseln und meinte, er müsse thun, was ihm sein Principal befehle. Lust habe er auch nicht an dem Geschäft.

„Herr," sagte jetzt der Nachbar des Reiters, „nicht alle Fugger von Augsburg sind bei diesem Judasschacher betheiligt, nicht Alle sind so treue Knechte des Papstes, wie der päpstliche Comes und lateranische Ritter Jakob Fugger. Ihr solltet daher Euern scharfen, aber gerechten Tadel nicht über alle Träger dieses Namens aussprechen."

„Ich kenne die reichen Herren zu wenig, um einen Unterschied machen zu können. Es sollte mir lieb sein, einen Fugger kennen zu lernen, der solchen Handel mit der Pfaffheit verabscheute."

„Ei," lachte Bry, „dazu kann leicht Rath werden; denn ein Solcher sitzt neben Euch."

„Fürwahr, da mich der Mann da drüben verrathen, mögt Ihr es wissen, daß ich Ulrich Fugger heiße. Und

daß ich nicht mit meinem Ohm Jakob in ein Horn blase, das kann Euch in Augsburg, ja in mancher tirolischen Stadt schon jedes Kind sagen. Und so wahr mir Gott helfe, ich bin kein Freund dieser habsüchtigen Pfaffen und ihres sündlichen Handels. Ich bin von Schwaz, wo ich Bergbau und Handel treibe, zur Messe nach Botzen herübergekommen. Hätte ich aber ahnen können, daß ich den Ablaßscandal hier erleben sollte, ich wäre daheim geblieben. Denn die Galle ist mir über des Mönchs Predigt ins Blut getreten, daß mir kein Tropfen Wein schmecken will. Wahrlich, die Lust ist mir einige Male angekommen, den frechen Kuttenträger ins Gesicht zu schlagen. Und Ihr scheint mir auch nicht von der Farbe des Papstes und der Klerisei zu sein."

„Das habt Ihr richtig getroffen. Ich bin es um so weniger, da ich mir die Alfanzerei in Rom selbst angesehen habe. Es ist ein Jammer um das dumme Volk, daß es die frechen Lügen glaubt. In Italien, woher doch das Pfaffenregiment stammt, wäre der Mönch ausgelacht und verhöhnt worden. Dafür verhöhnen die Italiener uns Deutsche, und lassen sich's wohl sein von dem Gelde, daß wir ihnen alljährig für die großen Lügen hinüberschicken."

„Ihr gefallt mir baß!" rief Ulrich Fugger feurig. „Darum laßt mich wissen, wer der Mann ist, der solche wahre und kühne Sprache führt?"

„Ich bin ein fränkischer Junker, der in Italien die Rechte studirt hat, und heiße Ulrich von Hutten."

„Ha, Ihr seid der Dichter, dessen Name von allen edlen Deutschen mit Achtung und Liebe genannt wird!“

„Wenn meine Verse mir im Vaterlande edle Freunde erworben haben, so ist das mehr ihrer freundlichen Nachsicht als meinem Verdienst zuzuschreiben.“

„Ihr seid ein Kämpfer für Wahrheit und Recht, wie das deutsche Reich nicht viele aufzuweisen hat. Gebt einem Fugger von Augsburg die Hand und laßt Euch von ihm hier an der Schwelle Deutschlands willkommen heißen! Ich habe genug lateinisch gelernt, um Eure Gedichte zu lesen, und sie haben mich entzückt.“

„Eure Bekanntschaft, Herr Fugger, entschädigt mich für die schmachvolle Pfaffenkomödie, die mich an der Schwelle Deutschlands empfangen hat.“

„Ich kann dasselbe von der Eurigen sagen. So wechseln Aerger und Freude schnell mit einander ab. Wenn Euch der Name Fugger nicht allzuwider geworden ist, so möcht' ich Euch ersuchen, daß Ihr Euch ein wenig bemühen möchtet, mich näher kennen zu lernen, edler Junker. Ich denke, es soll Euch nicht gereuen.“

„Ich habe kein Vorurtheil für Namen und halte mich an die Gesinnung und die Handlungsweise der Personen.“

„Das durfte ich wohl von Euch erwarten. Wann gedenkt Ihr Eure Reise fortzusetzen, edler Junker?“

„Morgen in der Frühe.“

„Es wäre mir nichts erwünschter, als Euch begleiten zu dürfen. Doch halten mich Handelsgeschäfte noch mehre

Tage hier zurück. Ich darf Euch nicht zumuthen, auf mich zu warten. — Welches ist das nächste Ziel Eurer Reise?"

„Ich gedenke mich in Inspruck umzusehen und dann ein paar Wochen bei meinem Freunde Konrad Peutinger in Augsburg zu verleben."

„So folg' ich Euch in Kurzem nach Augsburg nach. Wenn der gelehrte Peutinger nicht bei weitem größere Ansprüche an Euch hätte, so würde ich Euch bitten, in Augsburg mein Gast zu sein; denn ich besitze dort mein eignes Haus. Aber Ihr werdet mir wenigstens vergönnen, zuweilen eine Stunde in Eurer Gesellschaft zuzubringen."

„Es wird mir Freude machen, Meinungen und Ansichten mit Euch auszutauschen."

Ulrich Fugger ließ es sich nicht nehmen, den Dichter mit dem besten Weine zu bewirthen, den die Herberge besaß, und beide junge Männer plauderten bald vertraut miteinander. Der dritte junge Mann gegenüber, der Fuggersche Ablaß = Agent Bry, blickte mit wehmüthiger Bewunderung auf den berühmten Dichter. Er wagte es nicht, sich ferner in die Unterhaltung zu mischen und verließ die Tafel. Die beiden neuen Bekannten saßen aber zusammen bis zur Mitternachtsstunde.

Neunzehntes Kapitel.

Der Kaiser verweilte in Augsburg. Je älter er wurde, desto lieber schien er sich in der ihm vor allen theuern Reichsstadt aufzuhalten. Jakob Fugger war ihm zu Ehren in seinem Gefolge aus Tirol zurückgekehrt, um den geliebten Herrn bei sich zu bewirthen.

Das große reiche Haus am Weinmarkt versammelte eines Tags eine Anzahl auserlesener Gäste, vorab den Kaiser und einige seiner vornehmsten Räthe. Darunter die gelehrten Männer, Secretair Jakob Spiegel und der Mathematiker Stab. Aus der Stadt waren ebenfalls mehre Gelehrte eingeladen, und der vornehmste derselben, Konrad Peutinger, welcher beim Kaiser in besondern Gnaden stand. Weder der Bischof, noch ein anderer Kleriker war zugegen. So hatte es der Kaiser ausdrücklich verlangt, indem er zu Jakob Fugger geäußert, er wolle in seinem Hause nur unter Freunden sein. Da auch keine Frauen mit zur Tafel gezogen waren, so verzichtete auch Frau Sibylle gern auf die Ehre, mit der vornehmen und

gelehrten Tischgesellschaft in ihrem Hause zu speisen, zumal sie in der That diese Ehre nicht sonderlich hoch anschlug. Sie zog es vor, das Küchenregiment zu führen.

Dem Kaiser zunächst saßen Jakob Fugger und Konrad Peutinger. Die Unterhaltung betraf nur gelehrte Gegenstände, den Streit der Reuchlinisten mit den Dominikanern und die Entscheidung des Papstes. Der Kaiser sprach sich entschieden zu Gunsten der jungen Gelehrsamkeit aus und fügte bittere Bemerkungen über das Pfaffenwesen und den Ablaßkram in Deutschland hinzu. Er beklagte sich über den Erzbischof von Mainz, der als ein so junger Mann die humanistischen Wissenschaften liebe und fördere, ihre Bekenner fürstlich unterstütze, und doch zu gleicher Zeit päpstlicher Ablaßpächter geworden sei und somit das unverschämte Treiben der Dominikaner begünstige, während in Spanien der Cardinal und Erzbischof Ximenes, als ein alter Mann, der die Wissenschaften ebenfalls mit fürstlicher Freigebigkeit bedenke, und sogar eine neue Universität zu Alcala gestiftet und aufs Herrlichste ausgestattet habe, die Zumuthungen des Papstes in Betreff des Ablasses entschieden zurückgewiesen habe und in ganz Castilien keinen Ablaßkrämer dulde, und doch gäbe es in der ganzen Christenheit keinen frömmern, glaubenseifrigern und für die Religion begeistertern Priester als ihn.

Bei dieser Gelegenheit wurde von einem der Gäste Ulrich von Hutten als einer der kühnsten Freunde Reuch-

lins und einer der kräftigsten Feinde der Dunkelmänner erwähnt und berichtet, daß Reuchlin ihn in der Vorrede seiner kürzlich erschienenen Ausgabe des Neuen Testaments unter mehren ausgezeichneten Deutschen hoch erhoben und gerühmt habe.

Der Name des Dichters und die Bezeichnung Dunkelmänner veranlaßten den Kaiser zu der Bemerkung, niemals habe ihm ein Buch mehr Freude gemacht und ihn zu größerm Lachen gezwungen, als die Briefe der Dunkelmänner, als deren Verfasser man ihm den Junker Ulrich von Hutten genannt habe, so daß er sehr wünsche, diesen vortrefflichen Dichter kennen zu lernen.

„Dieser Wunsch Ew. Majestät kann zu jeder Stunde erfüllt werden," versetzte Peutinger, „denn der Junker ist, vor kurzem aus Italien zurückgekehrt, eben mein Gast, und glüht vor Begeisterung, seinem Kaiser seine persönliche Ehrfurcht zu bezeigen."

Der Kaiser sprach seine Freude darüber aus und erkundigte sich nach Huttens Familienverhältnissen und Schicksalen, und Peutinger nahm davon Gelegenheit, ihm den Kampf des wackern Junkers mit den fünf Franzosen zu erzählen. Dieser Charakterzug gefiel dem Kaiser ungemein wohl. „Fürwahr!" rief er vergnügt, „daraus ersehe ich, daß es noch manch junges deutsches Blut gibt, das für meine Ehre das Leben in die Schanze schlägt. Das nenn' ich mir aber einen deutschen Junker, der mit dem Schwert und der Feder gleich stark und muthig für

seinen Kaiser kämpft! Kein Zweiter dieser Art möchte im deutschen Reiche zu finden sein, und wenn irgend Einer die Ritterwürde verdient, so ist's Ulrich von Hutten."

Auf diese echt kaiserlichen Worte stimmten die meisten Anwesenden in des Dichters Lob ein, und außer Peutinger waren es vorzüglich Spiegel und Stab, die ihm das Wort beim Kaiser redeten. Peutinger erzählte nun weiter Ulrichs abenteuerliche Schicksale, die der leutselige Kaiser mit sichtlichem Wohlgefallen anhörte. Auch wurde des Gedichtes „das Lob Reuchlins" erwähnt, das Peutinger im Manuscript besaß, und der Kaiser nahm ihm das Wort ab, ihm dasselbe am folgenden Tage vorzulesen und dann den Dichter ihm zuzuführen. Jakob Fugger wiederholte seine Bitte, den Junker von Hutten auch in sein Haus zu bringen. Dem bescheidenen, vom Schicksal wunderlich umhergeworfenen und schwer geprüften jungen Dichter schien endlich die Sonne des Glücks lachen zu wollen. Am Abende dieses Tags noch war sein Name im Munde aller vornehmen augsburger Bürger und Bürgerinnen, und die schöne Konstantia, Peutingers liebliches Töchterlein, wurde um den berühmten Gast beneidet, in welchem man bereits ihren künftigen Gemahl erblickte.

Ulrich saß der schönen Konstantia aber stumm gegenüber. Er sah dem reizenden Kinde wohl träumerisch in die von süßer Anmuth strahlenden Augen, er fühlte wohl ein heftiges Gefühl seine Brust beklemmen, aber dann wandte er sich ab, das Auge voll Thränen, und ein

schmerzlicher Seufzer entriß sich seiner Brust. Ach, der unglückliche Dichter litt seit Jahren schon an jener bösen und schmerzlichen Krankheit, die, damals noch nicht heilbar, ihm die Quelle der süßesten Liebesfreuden vergiftete und ihm mit grausamer Strenge den Eintritt über die Schwelle wehrte, jenseit derselben ihm ein häusliches Glück in den Armen einer holden Gattin winkte. Hier sah er eine blühende Rose von überquellender Schönheit vor sich, er sah die Jungfrau ihm in verschämter Anmuth zulächeln, die für die reizendste im ganzen deutschen Reiche galt, eine so süße, herzige Unschuld, ein so edles und kostbares Wesen, mit so hohen und herrlichen Geisteseigenschaften ausgestattet, daß ihr Besitz sich als Gipfelpunkt alles irdischen Glückes darstellte, und sie war seines Freundes und Gönners, des trefflichen Peutingers Tochter! Die schlimme Zeit seiner wechselvollen Jugend schien vorüber, das heißgeliebte deutsche Vaterland nannte seinen Namen mit Achtung und Liebe, die Männer der verjüngten Wissenschaft begrüßten ihn mit stürmischer Verehrung als einen ihrer Koryphäen, die für das Wahre, Gute und Schöne entflammte Jünglingschaft jubelte ihm begeistert zu, der Kaiser war ihm gnädig gesinnt, die Aussöhnung mit seiner Familie stand in naher Aussicht — und er mußte sich weinend von Konstantia abwenden, ihr bezauberndes Lächeln zerriß ihm das Herz; er konnte des höchsten Glücks nicht theilhaftig werden: er war unheilbar krank.

Ein schwermüthiges Lächeln lag auf seiner hohen, edlen

Stirn, als er am folgenden Tage in die kaiserliche Pfalz trat. Die Kämmerer verbeugten sich tief vor ihm, alle Diener kamen herbei, ihn zu sehen. Der Kaiser empfing ihn im prächtigen Ritterkleide aufrecht stehend in der Mitte mehrer Hofherren und Räthe. Peutinger führte den Dichter bis an den Teppich, auf welchem der Kaiser stand, und nannte seinen Namen; Ulrich beugte das Knie. Maximilian überblickte mit wohlwollendem Lächeln das einnehmende Gesicht des berühmten fränkischen Junkers und bewillkommte ihn mit einer gnädigen Handbewegung. Die hohe Milde und Leutseligkeit des Kaisers war für den reizbaren Dichter bewältigend. Als er das Auge zu dem hohen kaiserlichen Herrn aufschlug, erglänzte es im schönsten Feuer jugendlicher Begeisterung. Sein schwerer Kummer war in diesem feierlichen Augenblicke vergessen, den er so lang schon ersehnt, wo er das mild edle Antlitz des deutschen Kaisers schaute, in welchem er die zur Persönlichkeit gewordene Idee seines schwärmerisch geliebten Vaterlandes verehrte.

„Junker von Hutten," redete ihn Maximilian an, „Ihr habt Euch uns durch die Werke Eures Geistes, wie durch die Thaten Eures Armes gleich trefflich empfohlen, und wir wissen es Euern Freunden Dank, daß sie uns auf Eure Verdienste aufmerksam und uns zu dem Ihrigen gemacht haben. Mit großer Befriedigung haben wir uns Euer „Lob Reuchlins" vorlesen lassen und Eure edle und treffliche Gesinnung ganz daraus kennen gelernt. Ja,

Euer Kaiser darf es mit Stolz sagen, daß er von heute an zu Euern Freunden gehört; er stellt sich zu den Ersten derselben."

„Wenn ich irgend ein Verdienst hätte, wie Ew. Majestät hohe Gnade mir zuspricht," versetzte der bescheidene Dichter mit fester männlicher Stimme, „es würde doch durch diese Gnade erst Werth in meinen Augen erhalten. Ich dachte stets, es sei jedes deutschen Mannes, der die Wahrheit erkannt hat und sein Vaterland ernstlich liebt, heiligste Pflicht, für seinen Kaiser und für die Wahrheit jeden Augenblick bereit zu sein, freudig Gut und Blut zu opfern."

„Ihr habt Recht, Junker. Aber wie Wenige erkennen diese Pflicht, und wie Wenige von denen, die sie erkannt, erfüllen sie! Darum ist es des Kaisers Pflicht, die zu belohnen, die sie erfüllen, und sie zu ehren vor dem Volke. Vor Allen soll der Fürst den Dichter ehren und hochstellen, der seine begeisterte Liebe für das Vaterland in schönen klangvollen Worten ausspricht, der als des Volkes Herz und Mund die Menge mit großen patriotischen Gefühlen und Gedanken erfüllt, und diesen dann wieder Worte gibt, die da werth sind, daß das alternde Geschlecht sie dem jüngern immer zuruft, damit sie unsterblich im Volke fortleben. Ein Regent, der die Dichter seines Volkes misachtet, verdient, daß er von diesem Volke nicht geliebt, daß er von der Nachwelt vergessen werde. Ihr seht, Junker," fügte er lächelnd hinzu, „daß

ich an mich selber denke, indem ich Euch meine Achtung bezeige. Und weil ich eben heute besonders im Auge habe, was Ihr als deutscher Edelmann für mich besonders gethan habt, so will ich Euch auch dafür erst besondern Dank abstatten. Ihr habt in Rom ritterlich für meine Ehre gegen verläumderische Franzosen gefochten, Einer gegen Fünf, und seid Sieger geworden. Für solche That verdient Ihr den Ritterschlag von Eures Kaisers Hand. Den Dichter zu belohnen, sei die Sorge eines andern Tags."

Auf einen Wink des Kaisers öffneten ein paar Pagen eine Thür und Ulrichs überraschtes Auge gewahrte im anstoßenden Saale alle in Augsburg eben anwesenden Ritter, welche der Kaiser zu dieser Feierlichkeit hatte einladen lassen.

„Folgt uns, Junker von Hutten!" sprach der Kaiser, schritt voran und stellte sich im Saale unter den Thronhimmel. Ulrich, von zwei Freunden geführt, trat ihm nach, die Anwesenden begrüßend. Der Kaiser ließ sich sein Schwert reichen, Ulrich kniete vor ihm nieder, und Maximilian sprach mit feierlich erhobener Stimme:

„Wir, Maximilian von Gottes Gnaden, Kaiser und König des heiligen römischen Reichs deutscher Nation, Erzherzog von Oestreich, schlagen Euch, Ulrich von Hutten, hiermit zum Ritter des deutschen Reichs im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!" Und das Schwert des Kaisers berührte Ulrichs

Haupt. „Steht auf und gebraucht Euer Ritterschwert fortan nur zum Dienste des Kaises, des wahren Glaubens und der gekränkten Unschuld. Für Wahrheit, Tugend und Recht! das sei Eure Loosung.“

Ulrich erhob sich, beglückwünscht vom Kaiser und allen Anwesenden. Peutinger schloß ihn in die Arme, wie ein Vater den Sohn.

Ein Banket folgte der Feierlichkeit und der Kaiser war fröhlich und munter, wie in den Tagen seiner Jugend. Es zeigte sich offenbar, er hatte für den neuen Ritter eine herzliche Zuneignung gefaßt.

Als Ulrich Abends mit seinem auf ihn stolzen Wirth heim kam, trat ihm die holde Konstantia, schämig erröthend entgegen und richtete im reinsten Lateinisch einen schönen Glückswunsch an ihn. Sie reichte ihm die zarte Hand, und ein schmerzlich süßes Gefühl durchzuckte ihn. Was waren alle Ehren, alle Gnaden des Kaisers gegen ihren Besitz! Er las es in ihren Augen: er ward von ihr geliebt; er fühlte es an dem wärmeren Pulsschlag seines Herzens: er liebte sie; er hörte es an jedem gütigen Worte seines väterlichen Freundes und Wirthes: er werde ihm mit Freunden sein Kind an das Herz legen. Und der Unselige mußte vor der ihm geöffneten Pforte des Paradieses stehen bleiben. Eine grausame Krankheit, die er nicht verschuldet, hielt ihn zurück in schmählichen Banden. Er brachte eine schlaflose Nacht zu.

Der Ritter von Hutten war in Augsburg der ge-

feierte Held des Tages, und die Theilnahme an ihm steigerte sich, als man von den Vorbereitungen erfuhr, welche der Kaiser traf, den Dichter noch höher zu ehren. Er ritt fast täglich mit dem Kaiser auf die Reiherbeize; Maximilian zeichnete ihn vor seinem Gefolge aus und unterhielt sich am liebsten mit ihm. Man sprach allgemein davon, der Ritter werde sich mit Konstantia Peutinger vermählen und am kaiserlichen Hofe eine hohe Bedienstung erhalten. Hutten war genöthigt, mehre Einladungen in reiche Häuser anzunehmen, und so sah man ihn auch eines Tags bei Jakob Fugger. Der alte Leinweber that dem jungen Dichter alle mögliche Ehre an und erbot sich sogar, als er durch Peutinger von Huttens Krankheit gehört hatte, eine seltne Arznei aus dem Morgenlande für ihn kommen zu lassen. Ulrich konnte aber den Groll nicht überwinden, den er wegen des Ablaßschachers auf den alten Herrn geworfen, und sprach sich so frei und offen an der Fuggerschen Tafel darüber aus, daß er Frau Sibyllen weit mehr gefiel, als Herrn Jakob. Die dicke Frau gönnte es ihrem Ehewirth von Herzen, daß er sich von einem so jungen Blute den Text also mußte lesen lassen, ohne Erhebliches darauf erwidern zu können, und sie faßte eine solche Zuneigung zu dem freimüthigen Ritter, daß sie ihm heimlich ein ansehnliches Geldgeschenk durch Veit Schellenberger zuschickte, weil sie gehört hatte, daß es mit seiner Kasse eben nicht sonderlich bestellt sei.

Seine freien Stunden brachte der gefeierte Dichter

meist bei Ulrich Fugger zu. Beide Feuerköpfe waren bald sehr vertraut miteinander geworden und sprachen sich ohne Zwang und Rückhalt über die Zeitangelegenheiten gegeneinander aus. Sie waren natürlich nicht immer einerlei Meinung und kamen deshalb auch in Streit miteinander. Nichtsdestoweniger lernten sie einander immer mehr schätzen und lieben.

Nicht ganz eine volle Woche, nachdem Ulrich den Ritterschlag erhalten hatte, langte eines Abends ein eigenthümlicher Zug in einigen mit Menschen dicht beladenen Wagen, einem Haufen Reiter und einer nicht unbeträchtlichen Anzahl rüstiger Fußgänger bestehend, in Augsburg an. Es war die Zunft der deutschen Meistersänger aus Nürnberg, welche in die Schwesterstadt herüberkam, um in Gemeinschaft mit der Augsburger Zunft dem Kaiser eine Huldigung ungewöhnlicher Art darzubringen.

Maximilian, als Erzherzog schon der Dichtkunst huldigend, wie seine Schwester Margaretha, und deshalb von schmeichlerischen Zeitgenossen zuweilen wohl der „östreichische Apollo" genannt, hatte es schon vor Jahren unternommen, die süßen Tage seiner Jugend und Liebe zur reizenden Maria von Burgund, der „burgundischen Venus," seine Werbung um sie, seine Brautfahrt in die Niederlande und die dabei erlebten Abenteuer nebst vielen andern, die sein Muth und seine Kühnheit herbeigeführt und glücklich bestanden, in einem größern Gedicht zu besingen. Es war für ihn ein hoher Genuß, die Erin-

nerungen an sein kurzes hohes Liebesglück und an die herrliche Fürstin, die es ihm gewährt, poetisch zu verklären und im Gedicht zu fesseln; denn in seinen stillen und einsamen Stunden hing sein Geist mit schwermüthiger Wonne immer noch den Gedanken an die schöne geliebte Maria nach, die ein paar kurze Jahre seiner Jugend mit duftenden Rosen geschmückt hatte. Sein späteres Leben hatte ja keine wieder zur Blüthe gebracht. Wenn der Unmuth über verfehlte Bestrebungen und vereiteltes Hoffen, über die tausend Widerwärtigkeiten, die ihn heimsuchten, sein Herz zu beschleichen begann, dann flüchtete er sich in die Erinnerungsträume an seine verstorbene Liebe und an die kecken Thaten und Wagnisse seiner Jugendzeit und griff zur Feder, um sie in klangvollen Reimen noch einmal vor sich aufleben zu lassen. Aber die Sorgen, welche die trüben Ereignisse seiner spätern Lebenstage mit immer größerer Heftigkeit über ihn brachten, störten ihn in diesem poetischen Schaffen und unterbrachen das Gedicht zuweilen Jahre lang. Er fürchtete endlich, daß er wohl niemals die ausdauernde Ruhe zur Vollendung desselben werde finden können, und übergab deshalb den Plan und den Anfang des Gedichts seinem Geheimschreiber und Rath Melchior Pfinzing, einem gebornen Nürnberger, zur Ausführung. Pfinzing hatte in der letztern Zeit, wo der Kaiser keinen Krieg mehr führte, in der Nähe und mit Hülfe desselben das Gedicht zu Ende gebracht. Es führte den Titel „der Theuerdank,“ und unter diesem Namen

trat der junge Maximilian als Held des Gedichtes auf, weil er von Jugend auf seinen Geist auf theuerliche d. i. kühne Gedanken gerichtet. Die schöne Maria von Burgund war darin als „Königin Ehrenreich" verherrlicht.

Pfinzing war mit dem Manuscript in seine Vaterstadt gegangen, wo er es unter seinen Augen von dem berühmten Buchdrucker Hans Schönsperger drucken und mit Holzschnitten verzieren ließ. Das Buch war jetzt vollendet, und die Nürnberger Meistersängerzunft, die Buchdrucker und Holzschneider nebst einer Deputation des Nürnberger Magistrats, denen sich eine Anzahl Patrizier angeschlossen hatte, brachten es nach Augsburg, um es dem Kaiser feierlich zu überreichen.

Die Augsburger Zunft der Meistersänger empfing ihre Brüder mit Musik am Thore und leitete sie auf ihre Herberge.

Die Meistersänger hatten in Deutschland schon über zweihundert Jahre ein sehr bescheidenes schier kümmerliches Dasein gefristet. Aus den Handwerkern in den Städten hervorgegangen, bewegten sie sich auch als Dichter, Tondichter und Sänger ihrer Lieder in den engen Schranken des Zunftzwanges. Die göttliche Kunst war unter den Handwerkern zum Handwerk geworden, dem die Form Alles galt, und das sich kaum eine Ahnung an den solche gemeine Fesseln verachtenden Geist der Poesie zu erhalten vermocht, wie er einst die Lieder der Minnesinger durchhaucht hatte. Der Minnesang war ein Kind des roman-

tischen Ritterthums gewesen; der Meistersang war das des fleißigen prosaischen Bürgerthums, eine angenehme Erholungsbeschäftigung ehrenwerther Leinweber, Schuhmacher und Schneider. Erst der geistige Aufschwung des 16. Jahrhunderts brachte dieser kümmerlichen Pflanze Nahrung und Erstarkung, so daß sie einige schöne Blüthen trieb. Ihre Erzeugnisse waren in der Regel gereimte biblische Geschichten, die in den verschiedensten Versarten und Sangweisen vorgetragen wurden, und besondere Merker waren bestellt, um jeden Fehler gegen die strenge Form zu bestrafen. So dürftig nun auch das Ganze war, so bot dieser Verein doch Gelegenheit zu einer freiern Entfaltung des Bürgerthums, zu fröhlichem Beisammensein und brüderlichem Anschließen, und hierin bestand das Hauptverdienst der Meistersängerei. Daraus ging aber auch hervor, daß er sich vorzugsweise nur in den lebendigen, regsamen freien Reichsstädten entwickeln konnte, und in Nürnberg, Augsburg, Straßburg bestanden die namhaftesten Zünfte.

Am folgenden Morgen zogen die beiden Zünfte von der Herberge aus mit ihren Fahnen, den aufspielenden Stadtpfeifer und seine Gesellen voran, nach der kaiserlichen Pfalz. Melchior Pfinzig, der Buchdrucker Hans Schönsperger, der Holzschneider Hans Schäufelin und die Deputation des nürnberger Stadtraths, worunter sich Willibald Pirkheimer befand, gingen an der Spitze, dann kamen die Obermeister und Merker, die Meister, Gesellen und Lehrjungen. Auf einem Sammtkissen trug Schöns-

perger ein schön gebundenes Exemplar des „Theuerdank,“ einer der Meister aber auf gleiche Weise einen Meisterbrief für den Kaiser, der ihnen die Bitte gewährt hatte, sich von ihnen zum Meister des Gesangs ernennen zu lassen. Maximilian empfing die ihm werthen reichsstädtischen Bürger mit gewohnter Leutseligkeit. Pfinzing hielt eine kurze Ansprache an den Kaiser, indem ihm das Buch überreicht wurde. In Maximilians gealterten Zügen entglomm ein flüchtiger Jugendschimmer, und sein Auge wurde feucht, als er das Buch, die Beschreibung seiner schönsten Tage, zu Handen nahm und die Blätter desselben durch die Finger gleiten ließ. Mit sichtlichem Wohlgefallen betrachtete er die schönen Bilder, in welchen er sich stets erkannte. Erinnerung und Poesie hauchten ihren duftenden Kuß auf seine Stirn; sein Herz wallte über von freudiger Wehmuth, und dankend reichte er den Männern die Hand, die ihm das Glück dieser Stunde bereitet hatten.

Nun trat ein junger Meister von angenehmer wohlgebildeter Gestalt aus den Nürnbergern hervor, und redete den Kaiser in wahlgesetzten Reimen an. Er wünschte der Majestät Glück zu diesem Tage, an welchen er das schöne Gedicht seines Lebens nach strenger Tabulatur*) in der Hand halte. Er erinnerte daran, daß der hochedle Ritter Theuerdank und seine schöne Dame Königin Ehrenreich un-

*) So wurden die prosodischen Regeln genannt, nach welchen, gleichsam zu Zunftgesetzen erhoben, ein Gedicht gemacht sein mußte.

sterblich sein würden, und er bat den berühmten Helden, ein Meister ihrer Zunft zu sein und als ein solcher ihre Einladung annehmen und sich von ihnen nach der Domkirche geleiten zu lassen, wo sie, die Augsburger und die Nürnberger Meister vereint, eine Singschule abzuhalten gedächten.

Der junge Meister hatte dem alten Kaiser ans Herz gegriffen. Er nahm den Meisterbrief, dankte der Zunft mit herzlichen Worten und trat dann den Sprecher mit der Frage an:

„War das schöne Reimsprüchlein dein eignes Werk, mein Sohn?"

„Ich würde mich nicht unterstehen, mit einem fremden vor die kaiserliche Majestät zu treten," versetzte der junge Mann mit frischer Stimme und einnehmenden Geberden.

„Mein Sohn, der Segen der Dichtkunst ruht auf dir. Bewahre dies hohe Geschenk rein und treu zu Gottes Ehre und entweihe es niemals zu feilem Dienst. Wie ist dein Name?"

„Ich heiße Hans Sachs und bin Schuhmachermeister in Nürnberg, meiner Vaterstadt."

„Wohl der Stadt, die sich solch wackerer Söhne zu erfreuen hat!" sprach der Kaiser und legte die Hand, wie segenspendend auf Sachs' lockiges Haupt.

Da trat ein alter Mann in silberweißem Haare hervor und redete mit vor Freude und Rührung zitternder Stimme den Kaiser also an: „Mit Verlaub Ew. hohen Majestät, mein Kaiser und Herr! Ich bin der alte Nun-

nenbeck, der Leinwebermeister von Nürnberg, und der Hans Sachs ist mein Lehrjunge gewesen im Meistergesang. Und mit Stolz darf ich's sagen, obgleich er erst dreiundzwanzig Jahre alt ist, so ist er doch der beste unter uns Nürnberger Meistern, und alle Andern erkennen seine Ueberlegenheit freudig an. Keiner versteht wie er einen Bar *) von zwölf oder mehr Gesätzen **) so kunstgerecht zu dichten, und an seiner Tabulatur hat niemals ein Merker etwas auszusetzen; Keiner singt so schön wie er, und schon hat er sieben ganz neue Weisen erfunden. Und das wollte ich der Majestät gemeldet haben."

Der junge Schuster hatte hocherröthend die Augen auf den Boden geheftei, und nur zuweilen mit der Hand eine unwillkürliche abwehrende Bewegung gemacht; der Kaiser aber nickte lächelnd dem alten auf seinen Lehrling stolzen Meister Beifall zu und sagte: „Die Leinweber vermögen schon etwas in unsern getreuen Reichsstädten. Das sieht man an Meister Nunnenbeck in Nürnberg, wie am Meister Fugger zu Augsburg." Diese Zusammenstellung rief in der Versammlung eine allgemeine Heiterkeit hervor.

Der Zug setzte sich nach der Domkirche in Bewegung; der Kaiser in der Mitte desselben.

Pirkheimer hatte unterdessen seinen jungen Freund Hutten freundlichst begrüßt und ihm zur neuen Ritter-

---

*) Lied, Gedicht.

**) Abtheilung, Strophe, Stanze.

würde Glück gewünscht. Beide gingen in lebhaftem Zwiegespräch, Arm in Arm im Zuge.

Nach einander traten mehre Nürnberger und Augsburger Meister auf, unter ihnen auch der alte Nunnenbeck. Sie behandelten herkömmlicher Weise biblische Geschichten, und einer der drei gravitätisch vor dem Altar (dem gegenüber der Singstuhl aufgestellt war) in ehrwürdiger Tracht sitzenden Merker, hatte die lateinische Bibel vor sich liegen, um nachzulesen, ob der Bar sich auch streng an den heiligen Text halte. Der eintönige Gesang der ungebildeten und meist klanglosen Stimmen galt in jener bescheidnen Zeit für einen Kunstgenuß. Endlich betrat Hans Sachs den Singstuhl. Die Tausende von Zuhörern, welche dichtgedrängt in der Kirche versammelt waren, horchten mit gespannter Aufmerksamkeit. Todtenstille herrschte in den menschenerfüllten weiten Räumen. Des jungen Schusters Ruhm war schon vor ihm nach Augsburg gekommen. Und er machte zu Aller Ueberraschung eine Ausnahme. Er besang die wunderbare Rettung des Erzherzogs Max, des kühnen tiroler Gemsenschützen, von der Martinswand. Begeisterung schwellte seine liebliche Stimme zu erhöhter Kraft, seine Gestalt gewann einen kühnen Ausdruck, sein Auge leuchtete von dem Feuer, das in seiner Seele entglommen war. Er hatte zu seinem neuen Bar auch eine neue Weise erfunden und sie die Maxweise genannt. Die Merker nickten ihm Beifall zu; alle Nürnberger blickten stolz auf ihn. Und als er nun Gott lobend und

preisend ob der wunderbaren Rettung des edelsten und besten Fürsten und dem Kaiser noch langes Leben, Gesundheit, Glück und seinem hohen Hause in Spanien und der neuen Welt allen Segen Gottes wünschend, schloß, da brach die ganze Versammlung in lauten Beifallssturm aus; der alte Nunnenbeck umarmte ihn weinend wie ein Kind; Alle Nürnberger drängten hinzu, ihm zum Dank die Hand zu schütteln, und auch die Augsburger, die doch durch ihn überwunden waren, blieben nicht zurück. Die Merker aber hingen ihm das Kleinod, den Preis des Sieges, eine Schnur mit einer goldnen Schaumünze, um, und der Kaiser ließ ihn rufen und beschenkte ihn mit einer goldnen Kette. Ulrich von Hutten trat zu dem bescheidnen überseligen Schuster und reichte ihm die Hand. „Wandelt auf diesem Wege, den Ihr mit so viel Glück betreten, weiter, lieber Meister," sagte der junge Ritter zu dem jungen Handwerker, „und Mit- und Nachwelt werden Euch Kränze winden."

„Drücke dem Ritter noch einmal die Hand, Hans Sachs!" sprach der Kaiser feierlich, der Huttens Worte gehört. „Er ist auch ein Dichter. Ja Eure beiden Namen werden auf die Nachwelt kommen. So lang es auf Erden ein deutsches Volk gibt, wird man die Namen Ulrich von Hutten und Hans Sachs mit Verehrung nennen, und ich hoffe zu Gott, man wird auch den des Kaisers Max nicht vergessen." —

Aus der Kirche zog der Kaiser mit seinem Gefolge auf das Rathhaus. Dorthin waren die vornehmsten

Männer und Frauen Augsburgs, die vorzüglichsten Meistersänger und unter ihnen Hans Sachs, so wie andere durch Stand und Kenntnisse ausgezeichnete Fremde eingeladen. Die Töne der kaiserlichen Hofkapelle begrüßten die glänzende Versammlung, aus welcher die Blüthen der augsburger Jungfrauen, weißgekleidet und mit Blumen und Kränzen geschmückt, herrlich hervorstachen. An der Spitze dieser kleinen Schaar irdischer Engel stand Konstantia, schön wie der zur menschlichen Gestalt gewordene Frühling selbst, wie ein in irdische Hülle gekleideter reinster und gnädigster Schöpfungsgedanke Gottes. Die für den Kaiser bestimmte Estrade zierten zu beiden Seiten ein paar prächtige Lorbeerbäume, aus den großen Fuggerschen Gewächshäusern in der Fuggerei herbeigebracht.

Als die Musik schwieg, trat Melchior Pfinzig hervor und rühmte in wohlgesetzter Rede die hohen Verdienste des Ritters Ulrich von Hutten um die Dichtkunst, zählte die im Druck erschienenen oder im Manuscript bekannt gewordenen Gedichte desselben auf und führte einige vorzüglich schöne Stellen daraus wörtlich an, erwähnte dann, wie der große Reuchlin ihn neuerlich, in der Vorrede des von ihm edirten Neuen Testaments, als einen der ausgezeichnetsten deutschen Männer erhoben, und wünschte schließlich dem Kaiser Glück, einen so trefflichen Dichter seinen Unterthan nennen zu können.

Der Kaiser nahm sodann das Wort: „Sei uns gegrüßt edler Ritter Ulrich von Hutten in der Versammlung dieser Edlen

und Trefflichen, im Angesicht dieser blühenden Jungfrauen, in unsrer lieben Stadt Augsburg! Die hohe Muse der Dichtkunst hat dich zu ihrem Liebling gewählt und dir das Auge aufgeküßt, damit du ihre heiligen Wunder schauest, wie Dante und Petrarka. Du bist ihrem Rufe gefolgt und hast dich zugleich dem Dienste der Wahrheit gewidmet; du hast mit dem blanken, wohlgeschliffenen, hellklingenden Schwerte deines Wortes den Kampf gegen Lüge und Heuchelei begonnen und siegreich geführt. Es verlangt deinen Kaiser, dir dafür den schönsten Lohn zu reichen, den er vermag. Du weißt, auch mir hat die Muse eine ihrer Rosen in die Wiege gelegt, genug, um deinen ganzen Werth zu erkennen. Tritt heran, Ulrich, daß ich dir das Zeichen dieser meiner Anerkennung überreiche! — Konstantia, edle Tochter des edlen Peutinger, winde mit deiner schönen, reinen Hand unserm gefeierten Dichter den wohlverdienten Lorbeerkranz! Wer wäre würdiger als du zu diesem heiligen Geschäft? Und wer wäre würdiger die von dir gewundene grüne Dichterkrone zu tragen, als Ulrich von Hutten?"

Erröthend, wie die schönste Rose, trat Augsburgs reizendste Jungfrau an einen Lorbeerbaum, brach einen schlanken Zweig ab, wand ihn zum Kranze, nahm eine rothe Bandschleife aus ihrem Haar, band den Kranz damit und reichte diesen dann dem Kaiser dar.

„Edles Dichterhaupt, empfange die Dichterkrone aus deines Kaisers Hand!"

Ulrich beugte das Knie, und der Kaiser drückte ihm den Lorbeerkranz auf die Schläfe. Eine sanfte ausdrucks-volle Musik begleitete die Handlung.

Als der gekrönte Dichter sich erhob und zurücktrat, begegnete sein Auge Konstantia's wonnestrahlendem Blick. Ihre Seele sprach zu ihm, und als er ihr dankend die Hand reichte, zitterte eine süße Freudenthräne über ihre blühende Wange herab. Ulrich verstand diese Thräne; sie entzückte ihn und vergällte ihm zugleich den seligsten Augenblick seines Lebens. Welch ein grausames Geschick für den reichen und doch so armen Dichter! Der Kaiser schien eine Verbindung zwischen Ulrich und Konstantia zu wünschen; Amt und Würden am kaiserlichen Hofe standen dem Dichter nun in sichrer Aussicht; die edelsten Männer waren seine Freunde, und er mußte sich von den ihm winkenden Hafen des höchsten Erdenglücks abwenden, und in dieser Stunde! Er erlag schier dem heftigen Wechsel seiner Gefühle. Sein trüber Blick fand im Hintergrunde Ulrich Fugger, und zu diesem ihm verwandten Geiste fühlte er sich jetzt am meisten hingezogen. Nach der Feierlichkeit suchte er ihn auf, um das volle Herz bei ihm auszuschütten.

Beide junge Männer waren, seit Hutten sich in Augsburg aufhielt, vertraute Freunde geworden; sie wußten es bald, daß sie nicht allein den Namen miteinander gemein hatten, und sie erblickten in diesem Umstande ein Zeichen zu inniger Vereinigung.

„Ihr seid einem schweren Schicksale verfallen,“ ver-

setzte Ulrich Fugger dem in verzweifelte Klagen ausbrechenden Freunde, „aber Ihr seid auch der Mann es zu tragen. Es hält Euch zurück vom Frieden des häuslichen Glücks, um so mehr sollt Ihr Euch ganz und mit allen Kräften dem heiligen Kampfe für die Wahrheit und das Recht weihen, wozu Ihr berufen seid. Die weichen Blumenpfade der Liebe zu wandeln, ist Euch streng versagt, dafür führen die steilen Wege, zu denen Ihr berufen seid, auf die Höhen des wahren Ruhms, zum Tempel des Siegs. Ihr werdet nicht der Beglücker einer schönen Frau sein, aber der eines Volkes, Eures Volkes; Ihr werdet nicht glücklich sein im Kreise Eurer Kinder, aber in dem Eurer Freunde und Verehrer, und im Bewußtsein, für die Wahrheit gegen die Lüge gekämpft zu haben."

„Ach, Ulrich, Ihr vergeßt, daß ich ein Mensch, daß ich ein Dichter bin!"

„Nein, ich weiß, daß Ihr ein ganzer Mann, daß Ihr ein ganzer Dichter seid, der das Unvermeidliche mit stolzer Würde zu tragen geschickt ist. — Aber soll ich Euch meine Befürchtung offen gestehen? Werden die schmeichlerischen Ehrenbezeigungen dieser Tage nicht einen erschlaffenden Einfluß auf Euch üben? Im Drange des Lebens, in Elend und Noth seid Ihr groß gewesen; werdet Ihr es im Schooße der Ehren, des Ruhms, des Glückes sein? Haben nicht diese Erfolge bereits Euch diese Thränen in die Augen gelockt, die Kinder schmerzvoller Sehnsucht nach einem für Euch unerreichbaren Glücke?"

„Wofür haltet Ihr mich?" erhob der Ritter das stolze Haupt. „Nein, die Ereignisse dieser Tage werden mir im Gegentheil ein neuer Sporn sein zu noch kräftigerm Kampfe gegen die Feinde des Lichts und der Wahrheit, gegen die heuchlerische Pfaffenbrut."

„Ach, mein Freund! es gilt nicht allein die Pfaffen zu bekämpfen. Das arme unglückliche Volk seufzt nicht allein in ihren Banden; auch der übermüthige Adel, auch die unmenschlichen Fürsten martern das Volk bis aufs Blut. Und hilft denn der Kaiser, Euer Freund und Gönner, diesem Volke, das mit gräßlichem Nothschrei hülfeflehend sich an ihn wendet? Seht doch diesen wortbrüchigen Buben, den Ulrich von Würtemberg, den Mörder Eures Vetters! Wehrt ihm der Kaiser, seine Bauern zu schlachten, wie Vieh? Wohl, Ihr habt den Kampf gut gegen ihn begonnen! Aber fahrt nur so fort und nicht nur gegen diesen! Die Baiernherzöge, die Neffen des Kaisers, sind nicht besser als Jener. Und wohin Ihr blickt in den deutschen Landen, Dränger und Blutsauger des Volkes! Ihr seid wie vom Himmel berufen, der Befreier und Retter dieses gedrangsalten Volkes zu werden. Die Kraft Eurer Feder reißt Jedermann hin: schreibt für die Rechte des Volkes gegen die Fürsten, und wenn sie nicht nachgeben und billigen Wünschen ferner Gehör versagen, so stellt Euch als Ritter und Mann des Schwertes an die Spitze des Volkes und führt es zum Siege und zur Freiheit."

„Euer schöner Eifer könnte mich hinreißen. Doch

mein' ich, kein Mann soll eine Arbeit übernehmen, die seine Kräfte übersteigt. Und vor Allem nicht zu viel auf einmal. Gegen Papst und Pfaffen, gegen Fürsten und Adel zugleich kämpfen, ist eine Riesenarbeit, der kein Mensch gewachsen ist. Mit Muth und gutem Willen kommt man allein nicht aus, und wer zu viel unternimmt, erreicht nichts. Gegen die heuchlerische, verführerische, brutale Pfaffheit müssen unsere Pfeile zuerst gerichtet sein; wir müssen dem deutschen Volke zuerst ein Licht aufstecken über die wahren Zwecke dieses betrügerischen Papstes und seiner Bande in Rom. Gelingt es mit Gottes Hülfe, Deutschland aus den Netzen der großen römischen Spinne, die ihm stets das Herzblut aussaugt, zu befreien, dann haben wir gewonnen. Der deutsche Kaiser, das Oberhaupt des Reichs, sei zugleich auch das Oberhaupt der deutschen Kirche. Aufgeklärte Priester seien Lehrer des Volks und Verkünder des wahren Evangeliums von Jesus Christus. Ist das Volk sich klar, was es soll und darf, was es will und kann, dann wird es dem Kaiser nicht schwer werden, die emporstrebenden Fürsten niederzuhalten und den blutsaugerischen Adel aufs Haupt zu schlagen."

Ulrich Fugger schüttelte bitter lächelnd das Haupt. „Ich bin anderer Meinung; denn ich kenne das Volk, den Adel, die Fürsten, den Kaiser. Ihr habt zu viel unter Gelehrten gelebt. Wenn das Volk sich nicht selbst hilft, wird ihm nicht geholfen. Der Kaiser ist sein Lebenlang ein schwacher Herr gewesen, und nun wird er alt. Wäre

der Adel niedergeworfen, die Fürsten gedemüthigt, dann wollten wir mit den römischen Pfaffen bald fertig werden. Das Volk weiß, was es will. Es will seine alten deutschen Freiheiten ungeschmälert, in deren Besitz seine Väter glücklich waren. Aber es fehlt ihm ein Mann, der gleich geschickt Wort und Schwert für die Volksrechte zu führen versteht. Es fehlt ihm am Throne des Kaisers ein Vertreter, der, wenn er nicht gehört wird, sein Anführer werde. Und dazu seid Ihr ganz der Mann. Hat das Volk seine alten Freiheiten und Rechte wieder errungen, wird es mit dem Papst und seinen Henkern bald fertig werden. Daß der Kampf gegen Rom und die Pfaffen nichts hilft, ohne ein freies Volk, das sich daran bethätige, das hat die Welt von der Kirchenversammlung zu Basel erlebt. Setzte sie nicht den Papst ab, reformirte sie nicht das Kirchenwesen, und wurden in diesen siebzig Jahren, die seitdem verflossen sind, die Päpste nicht schlimmer als zuvor? Hat nicht ein Schandmensch, wie Alexander Borgia, den päpstlichen Stuhl eingenommen? Nein, nein, mein Freund! Wenn das Volk sich nicht selbst hilft, und sei es mit den Waffen, wenn es nicht anders sein kann, so wird ihm nicht geholfen. Das haben die Hussiten in Böhmen bewiesen. Darum schleudert die Brandfackeln Eures Wortes in das Volk, gegen Papst und Dunkelmänner, aber auch zugleich gegen die schlimmen Fürsten und den verbrecherischen Adel. Euer Spahn mit dem Würtemberger bietet Euch dazu die beste Gelegenheit.

Aber deutsch müßt Ihr schreiben, damit Euch das Volk lesen und verstehen kann. Deutsche Reime müßt Ihr auf dem Ambos Eures Geistes schmieden, wie dieser Schuster Hans Sachs. Von ihm könnt Ihr lernen. Ihr habt es mit eignen Augen gesehen, wie seine Reimsprüchlein alles Volk entzückten. Solche Leute, gemeine Bürger und Bauern müßt Ihr mit der Kraft Eurer Worte ergreifen, entzünden und begeistern. Sie werden schnell für Euch und die gute Sache gewonnen sein. Sie werden eine unbesiegbare Wache für Euch bilden."

„Ja, ich will deutsch schreiben, will schreiben für das ganze deutsche Volk!" rief der Ritter und umarmte seinen feurigen Freund. „Diese Tage haben einen mächtigen Einfluß auf mich ausgeübt, und Ihr habt viel dazu beigetragen. Ich segne jetzt den Namen Fugger und lächle über die gutmüthige Beschränktheit Eures Ohms."

„Ihr habt seine Eigenschaft mit dem rechten Worte bezeichnet. Er ist ein herzensguter, aber ein alter beschränkter Mann, der da meint, der Papst und der Kaiser kommen unmittelbar nach der heiligen Dreifaltigkeit. Er kann aus den Vorurtheilen, die er in seiner Jugend eingesogen, nicht heraus. Dabei ist er ein Kaufmann, wie es wenige gibt. Ihm verdankt der Name Fugger seinen hohen Glanz."

„Ich habe ihm versprochen, mich diesen Abend von ihm in die Fuggerei führen zu lassen, und ich bitte Euch, uns zu begleiten."

„Mit Freuden. Ich habe ohnedies seine neuen Bauten dort noch nicht gesehen. Er zeigt diese seine Schöpfung gern ausgezeichneten Fremden, und wer wollte ihm das schöne Selbstgefühl über dies Werk seines edlen Herzens nicht gönnen? Wer wollte es nicht nähren und erhöhen? Er ist der Wohlthäter von unzähligen Armen. Lassen wir ihm also seine unbegrenzte Ehrfurcht vor dem Papste."

„Um seiner Tugenden willen sei ihm sogar der Ablaßschacher verziehen!" sprach der Ritter, und ein mildes Lächeln verschönte sein Gesicht. —

Und so gingen sie Abends mit dem alten Herrn Jakob hinaus in die Vorstadt. Geschäftig zeigte er dem Ritter die Anlage der ganzen Colonie und jedes einzelne Haus. Er war sehr gesprächig und heiter. Plötzlich trat ein hohes phantastisch gekleidetes Weib mit bleichen, zerrissenen Gesichtszügen aus einem Häuschen ihm entgegen und redete ihn mit erhobener Stimme an: „Herr Jakob Fugger, mein Vater hat Euch seine Kinder, meine Geschwister, anvertraut; ich fordere Euch im Namen Gottes auf: gebt Antwort, wie habt Ihr diesem Vertrauen entsprochen?"

Der alte Fugger war beim Anblick der Frau erblaßt. Er wollte ihr ausweichen. „Belästigt mich nicht!" sagte er kleinlaut. „Ich kann Euch jetzt nicht Rede stehen."

„Ich will die Antwort auf meine Frage selbst geben," fuhr Frau Eleonore van der Voort fort. „Ihr habt meinen Bruder zum schändlichen Ablaßkrämer gemacht, der mit sündhaften Pfaffen im Lande umherziehen muß, um

das Volk zu betrügen und seine Taschen für Euch zu plündern; Ihr habt die eine meiner Schwestern zu einer Nonne und die andre zum Kebsweib eines Fürsten gemacht. Mein Vater und ich werden sie vor Gottes Stuhl von Euch zurückfordern. Meinen Fluch geb' ich Euch aber schon hier!"

„Seid ruhig, Frau! seid ruhig!" stammelte Jakob Fugger. „Ich will Euch zufrieden stellen."

„Ich verlange nichts von Euch. Ihr habt doch nur kaltes Gold für heiße Schmerzen. Ich verachte Euer Gold." Damit ging sie stolz in das Häuslein zurück.

Jakob war so außer aller Fassung gebracht, daß er sich von seinen Begleitern verabschiedete.

„Wer war dies seltsame Weib?" fragte der Ritter seinen Freund.

„Ihr müßt sie kennen lernen. Sie ist die älteste Schwester des Fuggerschen Ablaßagenten Bry, der uns in Botzen an der Wirthstafel gegenüber saß. Kommt, ich will Euch Ihre merkwürdigen Schicksale erzählen. Dann sollt Ihr ihre Bekanntschaft machen. Sie ist die glühendste, die wüthendste Feindin aller Fürsten und Pfaffen im ganzen deutschen Reich. Ihr werdet es mir Dank wissen, wenn ich Euch zu ihr führe."

Arm in Arm gingen sie aus dem Thore an das Ufer des Lech und in die duftenden Schatten des köstlichen Sommerabends hinaus.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

3 0. Aug. 200
ssenhausen
5 - 80121

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Storch, Ludwig,

Karl von Spanien Roman in drei Theilen

Bd.: 2

Leipzig 1848

P.o.germ. 1426 ed-5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10312292-2